Vierzig Jahre.

In demselben Verlage ist kürzlich erschienen:

Theater

von

Karl von Holtei.

In einem Lexicon-Octav-Bande.

Ladenpreis 4 Thaler.

Es enthält dieser, mit möglichster Raumersparniß und Sauberkeit gedruckte starke Band nicht weniger als 48 poetische und sittliche Theaterstücke, welche sämmtlich aufgeführt und großentheils sehr beliebt worden sind. Es kostet demnach jedes Stück nur 2½ Sgr. Familienbibliotheken, Theatern und Leseanstalten dürfte diese schöne und billige Ausgabe nicht unwillkommen sein.

Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Fünfter Band.

„Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte!“
Göthe, im Tasso.

Breslau,
Verlag von August Schulz.

1845.

83. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sagt ihr mir Schlimmes nach, so sagt ich's
im Voraus,
Und nahm euch diesen Ruhm zum Besten
Theile weg.

Platen.

Un sort brillant serait chose importune
Pour moi, rimeur, qui vis de temps perdu.
M'est il tombé des miettes de fortune,
Tout bas je dis: ce pain ne m'est pas dû.
Quel artisan, pauvre, hélas! quoi qu 'il fasse,
N'a plus que moi droit à ce peu de bien!!?
Sans trop rougir, fouillons dans ma besace.
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien!

Beranger.

Eh! mon Dieu, vivons trivialement comme les autres. La poésie est dans nous mêmes, elle est dans tout, et n'a pas besoin d'une vie d'exception et d'ascétisme.

G. Sand.

Albrecht hatte mir in einem Eckhause am „Spittelmarkt," bei'm Schneidermeister Filter eine Wohnung besorgt; was man in Berlin „chambre garnie" zu nennen beliebt. — „Einfach, aber so geschmacklos wie möglich!" — Mir, der ich durch meine, — leider nun verkaufte, — eigene Einrichtung an einige Anmuth häuslicher Bequemlichkeit gewöhnt gewesen, fiel die Entbehrung ziemlich schwer. Denn was wir mit leichtem Herzen vermissen, wo wir als Reisende verweilen, das wünschen wir zu haben, wo wir uns wie in der Heimath betrachten. Ursprünglich beherbergten meine guten Schneidersleute drei „ledige Herren." Da aber die drei Herbergen, eine mit der andern kommunizirten und

ich ungebetene Nachbarschaft in nächster Nähe fürchtete, so miethete ich bald alle drei Zimmer für mich allein. Und auf diese Weise begann ich mein neu=beschlossenes sinnig=entworfenes Ersparungssystem in's Werk zu setzen.

Berlin gefiel mir im Allgemeinen nicht mehr so gut, als vor meiner französischen Reise. Ich hatte aus Paris einen neuen Maasstab für großstädtisches Leben mitgebracht; dieser wollte hier nicht immer passen.

Da waren es denn zunächst zwei Häuser, in denen ich Ersatz fand, für jenen höheren Zustand von Pariser Geselligkeit; zwei Häuser, welche bei gründlicher Verschiedenheit ihrer Richtung, doch in Einem sich begegneten: in freisinniger Gastlichkeit und in dem Bedürfniß, derselben offen zu stehen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, lediglich mit Beachtung geistiger Vorzüge und Talente. Merkwürdig genug sind aus diesen beiden Häusern, beide jüdischen Ursprungs, zwei Männer hervorgegangen, welche jetzt als berühmte Künstler einen hohen, wo nicht den höchsten Rang in der deutschen Musikwelt einnehmen und deren Ruf und Name von Paris nach London klingt. Und wie diese beiden gewissermaßen die äußersten Pole in Ausübung ihrer Kunst bilden, so waren auch damals schon ihre Vaterhäuser Repräsentanten des verschiedenartigsten Geschmacks, der widerstrebend'sten Ansichten. Zwar glänzte Meyerbeer noch nicht auf der hohen Stufe europäischen Ruhmes, auf welche ihn seitdem sein „Robert" und seine „Hugenotten" gehoben; zwar stand der Compositeur des „Paulus" Herr Felix Mendelsohn=Bartholdy damals noch im zartesten Jünglingsalter; aber schon be=

zeichneten beide zwei sich entgegengesetzte Puissancen, die durch viele sie umgebende Verehrer und prophetische Verkünder ihrer Zukunft fast zu Partheien wurden. Meiner gänzlichen Unfähigkeit, in musikalischen Sachen ein kritisches Wort mit reden zu dürfen, verdank' ich die Erlaubniß, wie der Blinde von der Farbe in's Zeug hinein, rücksichtslos zu schwatzen; und es wird Meyerbeer weder schmeicheln, noch Mendelsohn verletzen, wenn ich unbefangen, meinen lebhaften sinnlichen Eindrücken folgend, zur bunten, hochflatternden Fahne des Mannes schwöre, der den vierten Akt der Hugenotten komponirt hat. Doch soll mich das nicht abhalten, mit innigem Danke der schönen Abende zu gedenken, die ich in Mendelsohn's älterlichem Hause verleben dürfen, wo Alles was sich in Berlin durch Geist, Genie und Bildung auszeichnete, ab- und zuging und wo ich eine Zeit hindurch heimisch war. Die Töchter des Hauses, ihrer vortrefflichen Eltern eben so würdig in weiblicher Art und Richtung, als es Felix in künstlerischem Streben nur immer seyn konnte, zeichneten sich meines Erachtens vor vielen unterrichteten und allseitig gebildeten jungen Damen hauptsächlich dadurch aus, daß sie der fröhlichen Unbefangenheit niemals entsagten und daß in dem um sie versammelten, durch sie geschmückten Kreise, jeder Scherz Geltung, jeder lustige Einfall, mocht' er auch in das Gewand kindischer Albernheit gehüllt seyn, Anerkennung fand. Von den Beschwerlichkeiten, die der Mensch in sogenannten geistreichen Zirkeln auszustehen hat, wo jedes Wort auf die Wage gelegt, jeder Blick berechnet, jede Miene beobachtet werden muß, war bei

Bartholdy's keine Spur zu finden. Man ließ sich gehen und wer nur nicht aus den Schranken geselliger Sitte wich, war willkommen; wer mit einer Dummheit durchfiel, wurde verdientermaßen ausgelacht, — und wenn er mitzulachen verstand, blieb er bei Ehren.

Eine Zierde jener Gesellschaft waren Ludwig Robert und seine wunderschöne Frau, Friederike, die fast niemals fehlten. Friederike Robert, von Allen die ihr und den Familien mit denen sie verkehrte näher standen, kurzweg: „Rike" genannt, war nicht nur merkwürdig durch ihre Persönlichkeit, sie war es auch durch ihr Verhältniß zu den Berliner Umgebungen. Wie ein düstrer Nebel zog der bedenkliche Ruf ihrer Vergangenheit vor ihr her und drohte fast, sie zu umhüllen; — aber wie die Sonne den häßlichsten Nebel manchmal zerreißt, so strahlte ihrer Schönheit Sonne wieder durch und das schwatzende Geflüster verstummte und Rike blieb Ludwig Roberts schöne, holde, heitere, allgeliebte Gattin. Auch im Bartholdy'schen Hause, wo weiblich guter Ruf vielleicht der einzige Artikel war, nach welchem bei näherem Umgang streng geforscht wurde, siegte ihre Person über jede Bedenklichkeit und sie war die Freundin der Frauen, wie sie die von allen Männern Verehrte war.

Ihr Gatte mit seinem scharfen Verstande, seinem reichen Talente, seinem verbissenen Humor, — der um so verbissener wurde, je weniger es dem Talente gelingen wollte, verdiente Anerkennung zu finden, — hatte zu viel Abstoßendes in seinem Wesen und Betragen, als daß man ihn angenehm und liebenswürdig hätte nennen dürfen. Der Dichter des Drama „die Macht der Ver-

hältnisse" sprach aus seiner ganzen Erscheinung. Er war mehr hypochonder und menschenscheu, wie umgänglich und gesprächig. Dennoch gönnt' er mir, dem er früher schon, erst in Dresden, später in Berlin, wo meine Frau noch lebte, herzlich entgegengekommen war, volles Vertrauen, zog mich dringend in sein Haus und gar bald fand ein unausgesetzter Umgang zwischen uns statt. Mein geistreicher Freund Wilibald Alexis hat in einem seiner Erinnerungs-Aufsätze, (weiß ich doch selbst nicht wo ich denselben gelesen?) angedeutet, daß sich Roberts und mein theatralisch-produktives Talent, eben ihrer großen Verschiedenheit wegen, gewissermaßen gegenseitig ergänzt und daß meine leichte, oft oberflächliche Flüchtigkeit im Schaffen, Roberts gewichtigem, didaktischem Ernst gegenüber, ihn häufig zu dem Wunsche veranlaßt hätten, wir möchten doch gemeinsam arbeiten, den Pariser Schriftstellern ähnlich. Vielleicht war es auch die Verschiedenheit der Charaktere, welche Robert an mir so viel Wohlgefallen finden ließ. Wenn ich einen Tag von ihm wegblieb, flugs lud er mich durch ein Morgenbilletchen ein und wenn ich bei Bartholdy's, namentlich an den Sonntäglichen Gesellschafts-Abenden zu spät erschien, war er mürrisch bis ich eintraf. Herman Franck, der Sohn eines Breslauischen, allgemein geachteten Kaufmannshauses, dessen nähere Bekanntschaft ich schon vor der Reise nach Paris gemacht, schloß sich während dieses Sommers mir fester an und wir wurden wahre Freunde. Ohne literarisch-produktiv seyn zu wollen, besaß er doch die Fähigkeit dafür, die sich denn, wie in solchen Fällen gewöhnlich, auf Kritik warf; und da er

mich außerdem in Vielem übersah, auch an Wissen mir weit überlegen war, so konnte nicht fehlen, daß mein bester Freund zum schärfsten Richter meiner poetischen Versuche wurde. Was bisweilen momentane Verstimmungen herbeiführte.

Franck gehörte auch zu den regelmäßigen Besuchern der Bartholdy'schen Vereinigungen. Dort auch lernte ich Frau von Varnhagen, Roberts Schwester, die meinem Vorlesen bald geneigt wurde und mich öfters zu sich bat, genauer kennen, nachdem ich ihren Gemal schon von früher, aus unserer Literaria kannte und denselben immer zuvorkommend, glatt und vornehm-freundlich gegen mich gefunden hatte. Bei Bartholdy's ward er besonders hoch verehrt und gab sich daselbst auch freier, heiterer und unbefangener, als irgendwo; ja er ging sogar auf unsere Koterie-Späße willig ein. Franck und ich hatten ein Wochenblatt begründet, welches (freilich nur geschrieben, nicht gedruckt) allsonntäglich unter dem Titel: „Schnee- und Thee-Zeitung" erschien.

Eine von mir gelieferte alte große Blechschachtel*),

*) Das Schicksal dieser „Blechschachtel" ist merkwürdig genug, um das Plätzchen, welches ich ihm hier gönnen will, zu verdienen. Ursprünglich war sie ein Kaffee- und Zucker-Behälter, den meine alte Pflegemutter für ihre Haushaltung benützt hatte, lange bevor ich noch das Licht der Welt erblickt. Mit dem Nachlaß der Verstorbenen kam sie in unsern Besitz und leistete mir und meiner ersten Frau vielfache Dienste auf weiten Hin- und Herreisen.

Als meine öffentlichen Vorträge in Berlin begannnen, ward sie von meinen Billetabnehmern erwählt, um die eingehenden Eintrittskarten aufzunehmen. Zum Redaktionsbüreau erhoben, mußte

verschlossen und mit einem Sparbüchsen ähnlichen Spalt versehen nahm die Beiträge auf, aus denen wir, als Redaktion, unser Journal zusammenstellten und da verschmähte Varnhagen nicht, auch ein Blättchen hineinzuschieben. Ich weiß nicht, welche Bibliothek jetzt im

---

sie sich dann den Einschnitt gefallen lassen, den ein kühner Klempner in ihren bis dahin unverletzten Deckel machte. Wie die Schnee- und Thee-Zeitung, vielen ihrer Schwestern unähnlich, nicht aus Mangel an Lesern, sondern vielmehr aus Mangel an Stoff, einging, kam Blechschachtel wieder in meine Wohnung und stand lange unbenützt und unbeachtet unter meinem Bett. Meine zweite Frau erkannte mit praktischem Blick die Vielseitigkeit der alten, hochbetagten Freundin und machte sie zum Magazin für Ueberbleibsel von ihren unzähligen Stickereien in bunter Wolle. In dieser Eigenschaft diente Blechschachtel so lange wir in Berlin lebten und begleitete uns auch wieder auf unsern Kunstreisen, bis nach Wien. Als wir die Kaiserstadt nach zweijährigem Aufenthalt verließen und ich, um den Reisewagen von überflüssigem Ballast zu säubern, mit strenger Haustyrannei auf „völligem Ausverkauf" bestand, gerieth auch Blechschachtel zum großen Jammer der Meinigen in die Hände der „Tandler" (Trödler). Und nun sollte man denken, wäre sie von mir getrennt und ich säße in Riga, Blechschachtel in Wien; getrennt auf ewig? Mit nichten! Im Jahre 1841 geh' ich eines schwülen staubigen Sommerabendes (wie ihn nur Wien's Vorstädte kennen), durch kleine Gassel und Gassen nach Schwarzenbergs Garten und erblicke auf den Stufen eines armseeligen Trödler-Ladens, neben allerlei Haus- und Unrath Blechschachtel! Ja, sie war es, leibhaftig, unverändert und lache wer will und kann! mich durchschauerten Wonne und Weh' bei diesem Anblick. Natürlich kauft' ich sie alsogleich für den mäßigen Preis von zwei Zwanzigern wieder zurück, trug sie heim und brachte sie zum Angebinde meiner Tochter in ihre neue Haushaltung, wo sie, hoff' ich als Erbstück meinen Enkeln verbleiben wird.

Besitz dieser seltensten Manuskripte seyn mag; jedoch weiß ich, daß jeder Leser, dem sie zufällig vor Augen kommen sollten, in Versuchung gerathen dürfte, wo nicht sämmtliche Mitarbeiter, doch mindestens die Herrn Redactoren für wahnsinnig zu erklären. Wir waren es denn auch in einem gewissen Grade: Jugend, Uebermuth, Lebenslust, Wohlbehagen, Leichtsinn und einiges Talent! — Dies Alles gehörig durcheinander gemischt giebt jenen Grad von lustiger Tollheit, oder toller Lustigkeit in der wir zu schwelgen pflegten, und welche um so weniger gestört wurde, als die mir einwohnende und leicht zu weckende Sentimentalität, für den Augenblick keinen Gegenstand hatte, woran sie ihre Seufzer prüfen konnte.

Im Gegentheil! Neben dem Verkehr mit feinen, sittsamen Leuten und Familien, denen ich den größten Theil meiner Zeit widmend, alle guten Vorsätze fleißig zu seyn, zum Opfer brachte, ging ein anderer Verkehr mit wilden Gesellen seinen täglichen, ich sollte sagen nächtlichen, Gang, und förderte meine „Tollheit" noch in einem ganz anderem, tolleren Sinne. Es hatte sich nämlich in einem Weinkeller, neben dem Königstädter Theater, ein Kreis von Gästen zusammengefunden, dessen Präsident der in diesem Buche schon oft erwähnte kleine Albrecht war. Diesem unserm Kreise zu Ehren hieß der Keller schlechthin das „Tollhaus." Und über dieses Tollhaus, so wie über den damit in Verbindung stehenden „Tempel der Tugend" werd' ich mir jetzt zwei möglichst kurze ab- und ausschweifende Kapitelchen erlauben.

Das Tollhaus.

Es war für uns, seine Mitglieder, stillschweigend anerkannte Pflicht, keinen Abend, — man versammelte sich gewöhnlich nach Beendigung des Schauspiels, — auszubleiben und wer nicht im Theater gewesen war, suchte der Gesellschaft die ihn fest gehalten, doch noch ein halbes Stündchen vor Mitternacht abzuzwacken, um es im Keller zuzubringen. Freilich war dieser Keller ein Weinkeller. Aber die Lust am Weine war es nicht, die uns hinablockte. Von unserer ganzen Klike wüßt' ich niemals, auch nur Einen unmäßig gesehen zu haben. Wir tranken gewöhnlich nur wenige Gläser. Der Wahnsinn war es, dem wir huldigten und der bisweilen einen fast beunruhigenden Charakter annahm. Zunächst hatte die Nähe des Königstädtischen Theaters und die Freundlichkeit des jungen, theaterliebenden Wirthes uns in die unterirdischen Räume gezogen. Später aber, nachdem wir uns einmal eingewöhnt und das Schicksal uns einige seltsame Originale als Stammgäste zugeführt, war es dem kleinen Albrecht, diesem im Erkennen, Fördern und Ausbilden alles Komischen wahrhaft großen Menschen, gelungen, den Unsinn in ein System zu bringen und uns dadurch zwiefach zu fesseln. Wenn ich, so kurz als möglich, nur um eine Probe jener „Tollheit in welcher Methode war" zu geben, hier einige Reden im Kellerstyl mittheile, so möge man mir nicht zürnen und mindestens mein gutes Gedächtniß loben, welches mit unerschütterlicher Treue jenes Vokabularium aufbewahrte.

Ein Gast: Mir ein Flakon Melaleukaleuka-Dendron!

Ein Anderer: Mir ein Flakon Fußpomade!

Ein Dritter: Ein Cello Kreide, ein Flakon Schlemmkreide und eine Portion Kunst!

Ein Vierter: Ein kaltes Schreibbuch, für mich.

Aufwärter: Befehlen Sie Morphium, oder et caetera mit et caetera? oder Morgenröthe, Mastdarm, oder Ribbespeer?

Ein Fünfter: Ich habe keine Theorie!

Ein Sechster: Hier fehlt ein Besenstiel!

Ein Siebenter: Ich brauche Grau zur Morgenröthe!

Ein Achter: Noch ein Rund um die Welt und etwas peruvianischen Balsam!

Ein Neunter: Ich habe weder Ernst noch Heiter.

Und so ging es fort.

Erfährst du nun, mein armer, unwillig werdender Leser, daß Morphium (Ochsenzunge), et caetera mit et caetera (Butter und Käse), Morgenröthe (Schinken), Mastdarm (Wurst), Ribbespeer (Schweinebraten), rother Wein (Melaleukaleukadendron), weißer (Fußpomade), Selterser Wasser (Schlemmkreide), bedeutet, so wirst du es auch konsequent finden, wie Champagner geschlemmkreidete Fußpomade) heißt. Daß das Messer (Ernst) genannt wird, hat symbolische Bedeutung. Warum sollte im Gegensatz nicht die Gabel (Heiter) seyn. Denn:

„Ernst ist das Leben, Heiter ist die Kunst!"

schreit auf einmal der wilde Chorus und in's Kellerstübchen tritt ein Mann, dem dieser grüßende Zuruf gilt. —

Von ihm war die Sprachverwirrung ausgegangen.

Ihm und seinen überschwenglichen Ausdrücken zu Ehren, hatte die ganze Schaar sich mühselig eingeprägt, ihre einfachsten Bedürfnisse unter seltsam komplizirten Benennungen zu fordern. Er war praktischer Arzt; als solcher nicht ohne Kenntnisse und Verdienste. In seinem Berufe schlicht und verständig. In der Weinstube aber und zwar noch eh' er einen Tropfen genossen, wie auch er stets mäßig blieb, vollkommen verrückt. Auf's Entschiedenste sprach sich diese Verrücktheit aus, sobald man ihn auf seine Ansichten von deklamatorischem Vortrage (der musikalischen und anderen Abnormitäten nicht zu gedenken!) zu bringen wußte. Ich bin doch oft und an vielen Orten mit seltsamen Käutzen zusammen getroffen, aber etwas Aehnliches ist mir sonst nirgends vor Augen getreten. In unerschütterlicher Zuversicht sprach er die Ansicht aus, daß er einem Jeden, ohne Unterschied des Alters, der Figur, der Bildung u. s. w. auf's Genaueste zu bestimmen vermöge, wieviel Zeit nöthig seyn würde, ihn als vollkommenen Kunstredner auszubilden, sobald er ihn die Worte: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" einigemal habe hersagen hören. Natürlich waren wir alle, die Schauspieler des Königstädter Theaters an der Spitze, stets bereit, uns probiren zu lassen und selten verging eine Nacht, wo nicht mindestens Einer mit zierlich gespreizten Füßen, ängstlich vorgebogenem Oberkörper und sorgsam gekrümmten Armen bemüht gewesen wäre das total unmögliche Vorbild in wenigstens annähernder Nachahmung zu erreichen. Unermüdlich ausdauernd war dabei der vortreffliche Lokalkomiker Rösicke, der mit heiligem Ernste jede Forderung des

Meisters zu erfüllen suchte und ihn stets in der Meinung zu erhalten wußte, daß er fest an ihn und seine Lehren glaube. Das Allertollste bei dieser Tollheit blieb aber doch die Erzählung, wie er (der Meister), auf seine unfehlbare Theorie gerathen sey. Er versicherte nämlich, ein hübsches Mädchen beobachtet zu haben, welches, um lästigem Gedränge auf einer sehr belebten Straße zu entschlüpfen, einen kühnen Sprung über einige Wagendeichseln riskirt und dabei ihre Füße bis an die Waden gezeigt habe. Dieser Anblick hatte ihm den richtigen Begriff von nöthiger Vereinigung zwischen plastisch-mimischer und rhetorischer Darstellung gegeben und auf dieser Bahn war er weiter fortgeschritten. Was unser Albrecht seiner Seits gethan, um den Wahnsinnigen noch wahnsinniger zu machen und wie Jeder von uns nach eigenen Kräften mehr oder minder hinzugefügt, dem Weinkeller das Ehrenwort: „Tollhaus" zu konserviren, vermag ich nicht weiter auseinanderzusetzen. Ich erwähne nur noch eines Menschen, der als völliger Gegensatz zu jenem gesprächigen, mittheilsamen Arzt, stets in mildes Schweigen versenkt blieb; ein pensionirter Lieutenant, welcher niemals eine Schlacht mitgefochten, seit zwanzig Jahren das Stadtviertel in welchem er wohnte nicht verlassen hatte; dessen ganzes Wesen Aengstlichkeit athmete, die er nur noch in Gutmüthigkeit überbot. Kinder und Hunde erfreuten sich seines unbedingten Wohlwollens. Vor allen übrigen Menschen schwebt' er in steter Furcht, nicht etwa aus Besorgniß, daß ihm ein Leid zugefügt werde, — denn wer hätte das vermocht!? — sondern lediglich, daß ihn Einer oder der Andere zum

Lachen bringen möge? Davor zitterte der Aermste. Sobald er nur zu lachen angefangen, war er verloren. Je länger sein fester Wille dagegen ankämpfte, desto gefährlicher ward dann die Explosion. Ein gewaltsamer Schrei ging ihr voran; sogleich folgte die Erschütterung des Zwerchfelles, die sich unfreiwillig der kleinen gedrungenen Figur mittheilte und sie von Kopf zu Fuß konvulsivisch durchschüttelte. Dann rief er aus: „ja, verflucht!" Und bei diesem Ausrufe zwang es ihn, mit dem Zeigefinger den Boden zu berühren. Kaum aber war dies geschehen, so mußte der ganze Mensch dem Finger folgen; er legte sich auf den Bauch und kroch, immer krampfhaft lachend, langsam auf allen Vieren zur Pforte hinaus, die Einsamkeit suchend, aus der er dann spät und furchtbar angegriffen, zurückkehrte, um mit Hut und Stock bewaffnet, die Gesellschaft stumm und beschämt zu verlassen. Wer ihn lachen machte, war sein böser Geist und auch hier stand der Schauspieler Rösicke wieder oben an. Aber nicht nur für Spott und Uebermuth, auch für künstlerische Begeisterung hatte das Theater seine Repräsentanten im Keller-Tollhaus. Manch' lebhaft-förderndes Wort für die Interessen des damals in enger Conzessions-Beschränkung muthig strebenden Königsstädter Theaters, wurde dort gewechselt; manch' schöner Gesang, getragen von den besten deutschen Sängern, deren Grundbaß der unvergeßliche Spitzeder war, tönte dort in den gewölbten Hallen wieder; der Poesie ward ihr Recht, nicht allein im Gebiete gefälligen Wahnsinns, sondern auch in Ernst oder Wehmuth; und kein Triumph, keine Niederlage schritt über die Bretter

ohne unter der Erde ein Echo zu finden. Wohl führten Neubegier, oder Lust am Weine, so manchen Gast in unsre Kreise, der nichts mitbrachte, was ihm Geltung verleihen konnte. Aber Solchen erging es, wie den fremdartigen Stoffen, die der edle Rebensaft, wenn er gährt und arbeitet, von sich scheidet und auswirft; und wer etwa unsere Andeutungen darüber nicht verstehen wollte, wer aufdringlich-lästig beharrte, dem wies zuletzt unser Keller-Wirth in seiner ächt-hamburgischen Voll-kraft den Ort, wo die Maurer das Loch gelassen hatten. Braver Freund! Ich sah dich so manchen unerträglichen Säufer und Schwätzer freudig hinauswerfen, unbekümmert, ob deine Kasse durch den Verlust des beleidigten Gastes Schaden und Ausfall erleiden könne!?

Die Ehre Deines Tollhauses stand Dir höher! — Nicht ohne nahe Beziehung zu diesem, war der schon erwähnte

Tempel der Tugend

welcher auch mehrere Jahre hindurch bestand und auf den ich, denke man dieses Geständnisses wegen noch so ungünstig von mir, stets mit Regungen jugendlicher Freude zurückblicken werde. Ihn ausführlich zu schildern, untersagt der sogenannte Anstand. Seh' ich doch schon gar Viele bei dieser negativen Erklärung verächtlich die Nasen rümpfen. Da dies aber bei Lesung meines Buches nicht zum Erstenmale und wie ich befürchten muß nicht zum Letztenmale vorgekommen seyn wird, so thu' ich, als entging' es mir.

Albrecht, nachdem er sich von der Verwaltung der

ihm und seiner Führung durch längere Zeit anvertraut gewesenen Steingut-Fabrik losgemacht, war Berliner Bürger geworden, in den Besitz eines nicht unbedeutenden Grundstücks getreten und hatte daselbst, freilich in sehr abgelegener Gegend, eine Fabrik für die von ihm erfundene „Steinpappe" und ähnliche Erzeugnisse angelegt. Das Wohnhaus, oder Häuschen, an einer fast nur von armen Leuten bewohnten Nebenstraße, entsprach was Höhe der Zimmer, Thüren und Fenster betraf, vollkommen seiner Gnomenartigen Figur. Ein hübscher, baumgrüner Garten, der an einer Seite von den Fabrikgebäuden eingeschlossen, an den übrigen mit Nachbargärten, von denen der größere einem dicken Walde glich, begrenzt wurde, stieß unmittelbar an die Zwergenwohnung und lief in ein noch Zwergenhafteres, noch Gnomenartigeres Hinterhäuschen aus, welchem eben der antisymbolische Name „Tempel der Tugend" beigelegt wurde. Ursprünglich hatte mein kleiner, geistreicher, liebenswürdiger Freund, in jener „petite maison" für sich allein und im Stillen einen Zufluchtsort vor den scharfen Augen der Welt gesucht. Aber wie er nicht gemacht war, sich zu isoliren, war es ihm auch unmöglich, sein Glück im Geheimniß zu finden. Ihm war, im Gegensatze zu Schillers gleißnerischer Königin „das Schweigen kein Gott der Glücklichen!" Er sorgte unermüdlich dafür, besser zu bleiben, als sein Ruf es seyn sollte.

So ward denn auch uns, seinen näheren Freunden, der Tempel geöffnet, in welchem wir, — konnten gleich lange Gestalten wie ich nur sehr gebückt eintreten, — uns doch

nicht selten hoch über die wichtigsten Männer im Lande erhaben wähnten. Bei mäßigem Male, zu dem jeder Theilnehmer eine Schüssel, das Tollhaus jedoch, um sein Recht über uns nicht einzubüßen, den Wein lieferte, durchlebten wir so manche Sommernacht, theils im Tempel selbst, theils, wenn erst die liebe Nachbarschaft den Schlaf der Gerechten schlief, im blumendurchdufteten Garten. Und war es auch nicht Venus von Amathunt die auf dem Altare des Tempels stand, so durften doch weibliche Genossinnen jener Nächte, stets nur im Geleite der Grazien erscheinen. Schwieriger ward der Tempeldienst im harten Winter, wo man durch schmalgefegte Schneesteige wanken und gleiten und sich an Wein und Liebe wärmen mußte. Denn im Tempel selbst blieb es, trotz eines kleinen, eisernen O.fchens, entsetzlich kalt. Ich erinnere mich einer solchen Januar-Nacht, bei furchtbarem Frost. Wir begannen sehr vergnügt, der Ofen glühte, die Versammlung war zahlreich, die Speisen vortrefflich, der Wein floß reichlicher als gewöhnlich. Doch schon mitten in der Nacht waren durch die größere Zahl der Anwesenden sämmtliche Nahrungsmittel erschöpft, der Holzvorrath ging zu Ende, die Gluth des Ofens ließ nach, das Feuer der Gesellschaft war auch schon erloschen und eine Aussicht, die Sitzung abzukürzen war durchaus nicht vorhanden, weil unsere Damen, die nur unter dem Vorwande, bei Freundinnen die Nacht zuzubringen, Urlaub erhalten hatten, vor Tages-Anbruch den Heimweg nicht antreten durften. Die Kälte drang fühlbar durch jene dünnen Wände und in Mänteln und Ueberröcken fingen wir an zu klappern. Holz konnte

nicht herbeigeschafft werden, ohne die Bewohner oder Bewohnerinnen des Vorderhauses von unserer geheimnißvollen, ihnen verhüllten Zusammenkunft in Kenntniß zu setzen. Da entdeckte Heinrich in dem „Alkoven der Tugend" (denn Alles was in jenem Bereiche sich vorfand, sogar Schüsseln, Töpfe, Handtücher und dergleichen wurde durch dies zierende Beiwort geschmückt), entdeckte Heinrich eine Kiste mit unzähligen alten Gesang- und Gebetbüchern, wurmdurchstochenen Postillen, die dem kleinen Albrecht durch Erbschaft zugefallen und in jenen Winkel gerathen waren. Mit diesen nahmen wir keinen Anstand einzuheizen und brachten wirklich, bei sparsamer Ofenwärme und fortdauernder Bewegung den kältesten Morgen heran, ohne erfroren zu seyn. — Nun leugne mir noch Einer ab, daß der Pfad zur Tugend beschwerlich ist!

Ich nannte Heinrich! Und in ihm den harmlosesten, wohlwollendsten, nachgiebigsten, gefälligsten und geselligsten Gesellen unseres leichten Völkchens. Hübsch, klug, gewandt und anmuthig mußt' er ein Liebling der Weiber seyn. Niemals aber zeigt' er sich eitel; niemals macht' er Vorrechte und Vorzüge geltend, einem Minder-Beliebten in den Weg zu treten, ihm die Freude zu verkümmern. Jeden Scherz verstand er, auf jeden Vorschlag ging er ein, nichts nahm er übel und wurde durch nichts verstimmt. In jener Winternacht blieb er das belebende Prinzip der Erstarrenden und lehrte zuerst durch sein muthiges Beispiel, wie man in solchem Vereine den Frost besiegen könne. Wo du auch weilen magst, guter Heinrich, sollten diese Blätter in deine Hände fallen,

lasse noch einmal einen Frühlingsstrahl der Jugend über Dein Antlitz leuchten, wenn Du jenes Winters gedenkst! — Tollhaus wie Tempel reichen durch mehrere Jahre meines Berliner Aufenthaltes, sowohl vor als nach der Pariser Reise. Beiden ist jetzt von meinetwegen ihr Recht geschehen und ich gehe in den Berichten über mich und mein Leben weiter.

Was ich in den vorhergehenden Bänden schon mehrfach angedeutet, muß ich auch hier wieder bemerken: wenn mein Leben in mancher Beziehung ein wildes und wüstes genannt werden durfte, den Freuden häuslicher Sammlung und Abgeschiedenheit, den Stunden ernster Selbstbetrachtung entsagt' ich darum eben so wenig, als zarterem, geselligen Verkehre und dem Umgange mit hochgebildeten und gelehrten Männern. So gab ich auch unsere literarische Gesellschaft, welche damals in vollster Blüthe stand, durchaus nicht auf, war im Gegentheil mehr als je Hitzigs rechte Hand und factotum. In dieser Eigenschaft wurd' ich Veranlassung zu einem sehr ergötzlichen Mißverständniß, welches zuerst gerührte Theilnahme, nach seiner Lösung aber lautes Gelächter herbeiführte. Matthisson war zum Besuch in Berlin. Hitzig hatte, den achtungswürdigen Gast zu ehren, für nächsten Montag eine Festversammlung mit Gästen ausgeschrieben und mich beauftragt den Sänger des „Elisiums" mit einem poetischen Gruße zu empfangen. Sonnabends war ich mit Hermann Franck, bei kühlem Wetter, sehr sommerlich bekleidet, nach Charlottenburg gefahren, hatte dort, wider Gewohnheit und im Freien sitzend, aufgeregt durch lebhaftes Gespräch, ganze Fluthen

von rothem Wein mit Wasser getrunken, mich schon unwohl zu Bette gelegt und war gegen Morgen in einem Zustande erwacht, der, wenn die Cholera im Jahre **1827** für Berlin schon erfunden gewesen wäre, mich ohne Barmherzigkeit in's Spital geliefert haben würde. Nachdem ich mich bis Nachmittag vergebens mit der Hoffnung getröstet hatte, die furchtbarsten, nie erlebten Evakuationen jeder Art und Gattung müßten endlich doch meinen Leiden ein Ende machen; jene Hoffnung aber sich als durchaus trügerisch erwies und mir immer jammervoller zu Sinne wurde, entschloß ich mich, meine Schneidersleute um einen Arzt auszusenden und nannte ihnen auf gutes Glück den Namen des mir persönlich durchaus unbekannten Hofmedikus Dr. Busse, der unter den praktischen Aerzten Berlin's für einen der gediegensten galt und gilt. An einem schönen Sonntage, zwischen vier und sieben Uhr sind Berliner schwer daheim zu finden und der gequälte Geschäftsmann will auch einmal Athem holen. Meine Boten kamen mit der Kunde zurück: Dr. Busse sey ausgeflogen und ich, der sich dem Kampfe fortdauernden, steigenden Uebelseyns mit gänzlicher Erschöpfung, nicht mehr gewachsen fühlte, stöhnte und flehte angstvoll, sie möchten mir den ersten besten Arzt, dessen Kutsche sie in den Gassen anhalten könnten, herbeischleppen. Meister und Lehrbursch — (Gesellen vacant) — stürzten abermals fort. Nach einem Stündchen, der Tag fing schon an sich zu neigen, kam die gute Schneiderfrau vor mein Sofa, auf ihren weichsten Socken geschlichen und meldete: den Herrn Doktor, der um Erlaubniß bitte, mir seine Aufwartung zu machen, wenn er

nicht störe? Diese Eingangsphrase für einen ersehnten Arzt war mir neu und ich sagte ungeduldig: Nur herein! Schüchternen Schrittes und mit bedenklichsten Mienen trat nun ein kleiner, sanfter Greis in's Zimmer, den ich in Berlin jemals geseh'n zu haben mich nicht erinnerte; auch trug er einen oder mehrere mir fremde Orden; — indessen in Berlin giebt es so viele Aerzte! — Er nahte mir und sprach sehr leise. Er könne sich's nicht versagen, äußerte er, einen Sänger persönlich kennen zu lernen, dessen Grabeslieder*) ihn so innig gerührt und es thue ihm doppelt weh', mich leidend zu finden. Ich, der eben wieder das Herannahen einer qualvollen Explosion verspürte und mit dem, wie man zu sagen pflegt, Tod und Leben rang, murmelte höchst verdrießlich: Herr Doktor, hier handelt sich's nicht mehr um meine Grabeslieder, sondern um mein eignes Grab, wohin ich unfehlbar gelange, wenn Sie mir nicht helfen. Dabei blökte ich ihm, vom dumpfen Instinkt der Todesangst angetrieben meine Zunge entgegen, so weit selbige reichen wollte. Das war dem elegischen Dichter denn doch zu arg und er fragte, ob mir die Hausfrau seinen Namen nicht genannt habe? Er sey Matthisson!

Hätt' er sich als Homer, als Shakspere, als Göthe, als Beranger oder als Rückert zu erkennen gegeben, — in jenem schauderhaften Moment würd' ich ihn fortgewiesen haben, um ihn nicht zum Zeugen der Greuel zu machen, die wieder bevorstanden. Ich bat ihn, mich zu verlassen, da ich unfähig sey, eines Menschen Gegenwart

---

*) Er meinte die Gedichte auf Luisens Tod.

zu ertragen und er ging, sanft und theilnehmend, wie er gekommen war, augenblicklich von dannen. Eine Stunde später kam Dr. Busse, rasch und entschieden, ein sichrer Helfer; gab sich mit kurzen Worten als Freund und Kenner meiner dramatischen Vorträge kund, und erklärte nach ärztlicher Prüfung, daß mir — ein Brechmittel Noth thue.

Nach Allem was ich bereits in diesem Felde menschlichen Wissens geleistet, erschien mir sein Antrag einigermaßen problematisch, aber ich mußte mich fügen. Getrost verschlang ich die höllisch-süße, veilchenduftige Mixtur, durchlebte noch eine Stunde der Trübsal, fühlte mich erleichtert und fieberfrei und sank, Busse's Namen auf dankbaren Lippen, in erquickenden Schlummer, aus dem mich erst die hohe Montags-Sonne zu dem Gefühle vollkommener Herstellung erweckte. Unter den düstern Bildern des vergangenen Tages stand nun meine Grobheit gegen den edlen Dichtergreis obenan; weshalb ich auch nichts Eiligeres zu thun wußte, als mich hinzusetzen und ihn mit recht herzlich gemeinten Strofen anzusingen. Pünktlich fand ich mich gegen sieben Uhr im Kemperschen Garten, wo die Literaria sich den Sommer über zu versammeln pflegte, mit meinen Begrüßungsversen ein, und näherte mich, von Bäumen gedeckt, ungesehen und unbemerkt dem Tische, um den die älteren Herren und Freunde bereits vereiniget waren. Sie saßen ernst, fast niedergeschlagen da, wie wenn ein trauriges Ereigniß sie verstimmt hätte? Ich lauschte ein Weilchen und hörte bald meinen Namen mit dem Ausdrucke wohlwollender Theilnahme nennen. Herzliches Bedauern,

daß ich so rasch, so früh von der Erde scheiden solle, that sich kund. Sie gaben mir nicht einen Tag mehr zu leben. Mit einem Worte: Matthisson war kurz vorher bei Hitzig herangefahren, hatte von seinem gestrigen Besuche bei mir und von mir als einem Sterbenden gesprochen. Da sprang ich vor, wie Weber Zettel im Sommernachtstraum: „Wo sind die Herzensjungen?“ — Und Geheime Staats=, wie Ober=Tribunalsräthe, Kriminalräthe, Kammergerichtsräthe, Justizräthe, Professoren und Literaten riefen mir entgegen: „Zettel!? — o allertrefflichster Tag! gebenedeyte Stunde!“ Ich war von den Todten auferstanden. — Als ich aber vor der zahlreichen Versammlung, in schwach erleuchtetem Saale, bleicher noch als sonst, auftrat, Matthisson durch meine Verse zu begrüßen, wäre dieser, vor dem ich mich bis dahin verborgen gehalten und dem man die Ueberraschung bewahrt hatte, schier vom Stuhle gefallen. Meine Empfangsstrofen, die ich, wie die meisten meiner ähnlichen Gelegenhëits=Arbeiten verzettelt habe und nirgend aufzutreiben weiß, begannen mit den Worten des zu feiernden Dichters: „Schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier ꝛc.“ und klangen in diesem Tone weiter. Sie verfehlten ihren Eindruck auf den Besungenen eben so wenig, als auf den größeren Theil unserer Gesellschaft. Doch eben so wenig fehlte jemals in diesem Kreise die Negation. An jenem Abende wurde sie zunächst durch Varnhagen vertreten, der es sich nicht ausreden ließ, daß ich mich über den alten Herrn und seine Sentimentalität nur hätte lustig machen wollen, und daß es mir trefflich gelungen sey. Davon war ich denn freilich auf tau=

send Meilen entfernt gewesen, hatte vielmehr die Sache, meinem eigensten Hange zur Sentimentalität entsprechend, verzweifelt ernsthaft gemeint. Aber so gelangt man bisweilen zu Lobsprüchen, die man am wenigsten verdient hat.

Noch eines andern Gastes, einer literarisch-kritischen Celebrität, ist hier Erwähnung zu thun, den ich bei meiner Rückkehr aus Frankreich bereits in Berlin, dort in mehreren Zirkeln, namentlich auch bei Mendelssohn's und Beer's gefunden hatte. Ich meine August Wilhelm v. Schlegel. Mit Bedauern entdeckte ich, daß eine von ihm zur Schau getragene Geckenhaftigkeit, die sich in weibisch-eitlem Ausputz und halb kindischer Spielerei mit seinem Ordenskram gefiel, manchen sehr subordinirten Mitgliedern der Berliner Gesellschaft, Gelegenheit wurde, ihn zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen. Ich bin einer solchen Undankbarkeit niemals theilhaftig geworden und habe mir stets in gehorsamer Andacht, seine bisweilen allerdings langweiligen oder prahlhaften Auseinandersetzungen angehört; weil ich von jener angefochtenen Persönlichkeit, den geistigen Heros nicht trennen wollte, noch konnte, der uns so viel Großes, Schönes, Wahres gesagt, der unsre poetische Sprache geschmückt und veredelt, der uns einen deutschen Shakspere gegeben. Mochte er im Verlaufe jener peripathetischen Dialoge, die wir, Hüte unter'm Arm und Theetassen in der Hand, in Fensterbrüstungen oder Saalwinkeln öfters pflogen, mich immerhin versichern, seine früheren Bemühungen seyen Kinderei; jetzt erst, seitdem er indischen Boden umackere und pflüge, erwerb' er wahre Verdienste; aber

die deutsche Nation sey durch ihre Theilnahmlosigkeit solcher Mühwaltung unwürdig und was dergleichen Behauptungen mehr waren — ich ließ mich dadurch nicht irre machen; ich ließ den neuen alten Schlegel reden und hielt mich in meinem Herzen an den alten alten, das heißt an den jungen, der jung und deutsch bleiben wird, so lange deutsche Sprache blüht. Einmal mußt' ich ihm dennoch untreu werden, das heißt: ich flüchtete tief beschämt — (beschämt in seine Seele hinein!) — aus einer großen Gesellschaft, sein Gespräch und seine Nähe vermeidend. Er hatte den Wunsch geäußert, oder vielmehr er hatte eingewilligt, vor einer ausgesuchten Versammlung als Vorleser aufzutreten; will sagen, als deklamatorischer, irgend ein dramatisches Werk reproduzirender (denn ästhetische Vorlesungen antiquarische über bildende Kunst, oder dergleichen, ich weiß es nicht, hatte er bereits im Saale der Singakademie gehalten!) — Das Beer'sche Haus, stets bereit für schöne Zwecke, ließ sich auch hier die Gelegenheit nicht entgehen, seine Hallen zu öffnen, und da ein milder Frühling blühte, so waren Blumen- und Gewächshaus, nebst den daran stoßenden Räumen sinnig für diesen Zweck geordnet und geschmückt worden. Es wimmelte von Eingeladenen; was in Berlin nur fait von Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft machte, drängte sich da zwischen vornehmer und reicher Welt umher. Schlegel bestieg den für ihn gebauten Thron, zog seine Lorgnette vor und begann den „Hamlet," von dem er den ersten Akt und dann Calderons „Andacht zum Kreuze," von der er gleichfalls den ersten Akt, dieses kolossale, nieerreichte, wundersame Mei-

sterstück dramatisch-theatralischer Exposition, vortrug. Was soll ich's leugnen, er machte seine Sachen herzlich schlecht. Von Benützung der schwachen Mittel, des gebrechlichen Organs, war durchaus nicht die Rede; von künstlerischen Intentionen konnte nichts zur Anschauung kommen, weil er nicht im Flusse zu bleiben vermochte, sondern sich genöthigt sah, mit seinem Augenglase immer wieder die Stelle im Buche aufzuspüren, bei der ihm der Athem ausgegangen war, und wo er, sich zu erholen, den Blick in die Höh' gerichtet. Es war halt ein alter Herr, der da in den Versen herumstümperte. — Aber in was für Versen! In den Versen, die er gebildet; durch die er uns den Geist großer, unsterblicher Dichter, der Zierden zweier großer Nationen, so unnachahmlich wiedergegeben. Dabei blieb ich; daran hielt ich fest; und während meine Umgebungen, auf ächt berlinische Weise, spöttisch lächelten, flüsterten und die lieben Damen mit den verwünschten seidnen Mantillen und Tüchern ungeduldige Unruhe rauschten, über die Sessel hin- und herrutschend, wie Schuljungen in der Klasse, wenn es drei Viertel auf Zwölf geschlagen; — senkt' ich meinen Blick zu Boden und versuchte, obgleich nicht ohne Mühe, der Verehrung für Schlegel auch heute treu zu bleiben. Als er geendet und ein erzwungenes, obligates Aplaudiren, von denen die ihm zunächst saßen, mit sichtbarer Anstrengung geleistet war, brach das bis dahin schwer-gehegte Wild durch die Umzäumung in's Freie, und im Garten bildeten sich unterschiedliche Gruppen, deren eine sich die undankbare Aufgabe stellte, mein Talent für dramatische Rezitation auf Kosten des so

eben Durchgefallenen zu erheben. Nie sind mir derlei oberflächliche Redensarten alberner erschienen, als an jenem Abende und ich konnte mich nicht enthalten, einem berühmten und vielgepriesenen Manne, der mir mit diplomatisch-herablassender Süssigkeit sagte: heute haben Sie einen wahren Triumph gefeiert, ziemlich derb zu erwiedern: Herr Geheimerath, von einer Vergleichung zwischen Herrn v. Schlegel und mir darf in artistischer Beziehung wohl nicht die Rede seyn; denn er lieset eben nur in geselligem Kreise als Dilettant und wenn ich's nicht besser könnte, als er's heute gemacht hat, würden sich die Leute hüten, mir Eintrittsgeld zu bezahlen. Uebrigens würd' ich mich über alle Maßen glücklich fühlen, noch viel schlechter zu deklamiren, als er, wenn ich sonst nur die Hälfte dessen jemals zu leisten vermöchte, was Herr v. Schlegel längst wieder vergessen hat. — Es war ein ehrlicher Zorn, den ich verspürte; und wenn ein solcher in mir waltet, red' ich gar nicht dumm.

Auch das Berliner Hoftheater freute sich eines bedeutenden Gastes, einer Schauspielerin, deren Andenken bei allen fühlenden Menschen, in allen empfänglichen Herzen, durch sie erhoben und begeistert, nimmer untergehen wird, so lange jene Menschen leben, so lange jene Herzen schlagen. Sofie Müller, vom Wiener Burgtheater. Man kannte in Berlin kaum deren Namen. Damals war die Reiselust noch nicht so allgemein, die Wege zu ihrer Befriedigung waren noch nicht so geebnet, als heut' zu Tage. Von den Berliner Theaterfreunden wußten wohl nur die Wenigsten etwas mehr über Sofie

Müller, als daß sie eben Mitglied des kaiserlichen Hoftheaters sey. Bei ihrer ersten Gastrolle, als Olga in Raupachs „Leibeigenen“ war das Schauspielhaus halb leer und ich weiß mich sehr genau zu besinnen, daß als sie auftrat, der beifällige Gruß, durch welchen ein unterrichtetes Publikum achtungswerthe Gäste zu bewillkomm'nen pflegt, wahrscheinlich ganz ausgeblieben wäre, wenn nicht mein Freund Franck, ich und der kaiserliche Legationsrath Herr v. Werner, der in unserer Nähe im Balkon saß, begonnen hätten. Als die Künstlerin einige Scenen gespielt hatte, waren keine Vorklatscher mehr von Nöthen. Das Entzücken wurde allgemein. Es hielt dauernd an, vom ersten bis zum letzten Abend ihrer Anwesenheit.

Ich betracht' es wie eine der schwersten Entbehrungen, welche mir bei Vollendung dieses, — schon viel zu breitgehaltenen — Buches obliegt, daß der zugemessene Raum nicht gestattet, mich über die Schauspielerin Sofie Müller, und über ihre Bedeutung für's deutsche Theater auszusprechen. Ich will mich mit dem Selbstbewußtseyn trösten, daß ich doch nur ein äußerst unvollkommener Ausleger meiner eigenen, wenn gleich sehr lebendigen, Ansichten bleiben dürfte und will dabei des vortrefflichen F. L. W. Meyer gedenken, der in seinem Leben Schröders, (einem in Deutschland viel zu wenig gekannten Buche), mit treffender Wahrheit sagt:

„Es ist der Triumph, aber auch der Fluch des Schauspielers, daß keine Worte seine Vollkommenheit zu schildern vermögen und der Umfang seiner Verdienste nur von Augenzeugen begriffen werden kann.“

Auf Niemand möchte dieser Ausspruch schlagendere Anwendung finden, als auf Sofie Müller, weil allen ihren natürlichen und künstlerisch=ausgebildeten Gaben, auch noch die seltenste, bezaubernd'ste aller: ein unbeschreiblicher Wohllaut der Stimme beigegeben war. Nur wer sie sprechen hören, kann wissen und glauben, wie tief eines menschlichen Wesens Sprache den Hörer zu durchdringen, zu rühren, zu erschüttern vermag. Mir fällt dabei abermals der alte Meyer ein, der uns erzählt, daß sein geliebter Schröder, als er einstmals bei vorzugsweise heit'rer Laune, die Arten und Unarten sämmtlicher berühmter Schauspieler seiner Zeit zum Ergötzen der Hörer kopirte und nun aufgefordert wurde, auch Eckhof erscheinen zu lassen, plötzlich abbrach, und zu Meyer sehr ernsthaft sagte: „ach Freund, dann geben sie mir erst sein Organ!" — Bei der Unvergeßlichen, von welcher hier die Rede ist ging die Wirkung dieses Klanges so weit, daß sie durch den simplen Vortrag rhetorischer Passagen, wie z. B. der Monologe aus „Jungfrau von Orleans," die ja wahrlich jede Berliner Köchin auswendig weiß und die durch tragische Situation Niemand mehr ergreifen werden, die Hörer in heiße Thränen versetzte. Man mußte weinen, weil sie sprach; wie man bei manchen Melodieen, wenn sie in stiller Nacht wehmüthig in unsern Traum klingen, weinen muß.

Meine Freunde, und noch mehr meine Feinde, gaben mir Schuld, ich sey verliebt in die Müller und Saphir ließ drucken: meine in der Vossischen Zeitung erscheinenden Kritiken über die Künstlerin, wären Liebesbriefe, in Recensionen=Form. Ich habe jene Aufsätze nicht zur

Hand, um mich heut bei kaltem Blute zu überzeugen, ob der mir gemachte Vorwurf gerecht gewesen oder nicht? Doch will ich für nichts gut sagen. Gewiß war der Eindruck, den die Künstlerin auf mich machte, nicht nur ein künstlerischer. Wie ließe sich das auch so scharf sondern, wo im Gebiete dramatischer Darstellung, das Kunstwerk aufs Innigste mit der Persönlichkeit verschmilzt und ohne diese gar nicht gedacht, folglich auch niemals von ihr getrennt werden kann. Deshalb müssen Theaterkritiken, die einigermaßen in das Wesen des Darstellers eingehen, diesen, wenn sie tadelnd sind, immer mehr verletzen, als andere Künstler, deren Produktionen von ihnen selbst gesondert erscheinen, sich durch noch härtere Rügen jemals verletzt fühlen können. Deshalb auch müssen lobende und preisende Aufsätze dieser Gattung, und nun gar erst, wenn sie sich für jugendliche Weiblichkeit begeistern, stets den Charakter persönlicher Huldigung annehmen, der Schreiber mag dies nun beabsichtigen, oder vermeiden. Ich kann zarter Anmuth, ächt weiblicher Huld, lebhaftestem Ausdruck tiefer poetischer Empfindung auf der Bühne, kein Lobredner werden, ohne zugleich die Eigenschaften zu preisen, die sich außer der Bühne an der Gepriesenen geltend machen; und wie die Schauspielerin, auch im Leben, nie vergessen darf, daß sie mit ihrem ganzen Seyn und Wirken im Dienste der Grazien steht, so wird ihr Bewunderer, wenn er sie in Gesellschaft erblickt, wohl niemals vergessen können, daß es diese Augen, diese Lippen, diese edlen Glieder sind, deren Feuer, Wohllaut und Gebehrdung ihn von den Brettern herab entzückten. Wer für eine

junge, liebenswürdige Künstlerin schwärmt, weil sie eben eine wahre Künstlerin ist, der wird für das Mädchen, für die Frau, findet er Gelegenheit ihr zu begegnen, und entdeckt er in ihrer ächt-weiblichen Ausbildung die Grundlage der künstlerischen, wahrhaftig nicht gleichgültig bleiben; um so weniger, je seltner sonst diese Harmonie zwischen Theater- und Erdenleben ist, und je öfter man sich durch nähere Bekanntschaft enttäuscht, aus seiner jugendlich-heiligen Schwärmerei höchst prosaisch herausgerissen sieht. Auf solche Weise war nun auch meine liebende Neigung für Sofie Müller beschaffen. Und insofern hatten die mich Neckenden Recht und Unrecht. Wenn sie an meine Liebe den Maaßstab legen wollten, der für Neigungen ähnlicher Gattung gebräuchlich ist, so war er gewiß zu plump und roh. Ich täusche mich darüber nicht. Es existirt noch ein sprechendes Zeugniß für meinen Zustand, ein Gedicht*): „Das erste Wort" überschrieben, welches denn auch das letzte blieb.

Eines höchst splendiden Diner's im Beer'schen Hause muß ich aus jener Zeit gedenken. Nicht gerade weil dergleichen dort selten gewesen wären, sondern mehr deshalb

---

*) Schon einige Male hab' ich in den vorhergehenden Bänden auf einzelne meiner Gedichte mich berufen, und werde mich genöthigt sehen, dies noch öfter zu thun. Möcht' es mir gestattet seyn, diejenigen Leser, welche wohlwollenden Antheil an mir nehmen, darauf hinzuweisen, daß eine Auswahl meiner lyrischen Gedichte (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1844) erschienen ist, die wohl eigentlich zu den „Vierzig Jahren" gehört, so wie man stets, sey die Erndte auch zweifelhaft ausgefallen, einen Blumenstrauß auf den Erndtekranz heftet.

weil auch der reichste Haushalt, die ausgebreitetste Bekanntschaft nicht oft im Stande seyn werden: A. W. v. Schlegel, Alexander v. Humboldt, Professor Hegel, Professor Gans, neben Sofie Müller, Henriette Sontag und *Angelika* Catalani zu placiren; des berühmten Gewürmes von meiner Species gar nicht erst zu gedenken. — Humboldt hatte, dem Rufe des verstorbenen Königs gemäß, Paris mit Berlin vertauscht und setzte hier sein Leben unverändert fort, welches darin bestand und besteht, seinen vertraulichen Umgang mit den Großen dieser Erde, fürs Beste der Wissenschaft, für Förderung der Gelehrsamkeit und der Künste, fürs Gedeihen jedes edlen Unternehmens, für Unterstützung hilfsbedürftiger Menschen, zu verwenden und zu benützen. Des Guten und Schönen, was unter Friedrich Wilhelm dem Dritten durch Alexander v. Humboldt angeregt, begünstigt und begründet worden, ist kein Ende und ihm um so höher anzurechnen, weil es oft nur seinem geistigen Uebergewicht, und diesem wieder doch nur im Verein mit seiner unermüdlich-ausdauernden Gutmüthigkeit, gelingen konnte, gegen mancherlei hemmende Umgebungen siegreich zu wirken. Es giebt Menschen, deren Namen bei jeder Gelegenheit dankbar-preisend zu nennen, allen Guten heilige Pflicht bleibt. Unter diesen steht Alexander v. Humboldt obenan; nicht der Gelehrte, diesen zu würdigen bin ich nicht fähig; aber der Mensch: der reine, wahre, muthige Mensch, der freisinnige, der auch vor Thronen weder schmeichelt, noch heuchelt, — noch schweigt! — Ich suchte, ihm in Berlin an manchen Orten begegnend, fortzusetzen, was mir schon in Paris bis-

weilen erfolgreich gelungen: den großen Mann in eine kleine Ecke zu bringen und ihn, wenn der Charivari sogenannter allgemeiner Conversation seine Lebensgeister fast ermattet, zu einem Gespräch mit mir zu reizen, in welchem ich natürlich nur die Eingangsreden hatte, ihm aber mit Wonne das Weitere überließ. Bei seiner steten Mittheilungsfähigkeit, ja bei seinem Bedürfniß dieselbe geltend zu machen und bei der geistigen Herablassung, die er auch dem beschränktesten Hörer zu gönnen weiß, trug mir mein Experiment gute Früchte, und ich werde z. B. eine seiner Herzensergießungen über Liebe, Musik und Glauben, die ich einer ihn sehr langweilenden musikalischen Soiree in Paris verdanke, eben so wenig vergessen, als ich den Muth hätte, ihren Inhalt hier abdrucken zu lassen. Bei jenem Beer'schen Diner, bei welchem es im großen, herrlichen Saale sehr lustig zuging und bei welchem ich durch einen Toast (es war irgend ein Fest in der Familie), gegen Spontini, täusch' ich mich nicht, in Angelegenheit einer Carl Maria v. Weber'schen Oper, die Affektion der schon antiquirten aber noch immer höchst interessanten Catalani auf mich zog, hat Letztere auch jenes weltberühmte Wort über die Sontag: „ihr Genre ist nicht der größeste, aber sie ist die Größte in ihrem Genre!" ausgesprochen. Dieser Ausspruch schien damals noch sehr treffend; doch weder wir, noch die Catalani konnten vorherahnen, wie hoch Henriette Sontag nach ihrer zweiten Rückkehr von Paris auch im höchsten Genre erscheinen würde. Ihre Semiramis, Desdemona, Donna Anna, zeigten uns erst die Möglichkeit solchen Fortschrittes.

Nächst der Freundlichkeit der Frau Angelika schwebt mir von jenem Festtage auch noch die Erinnerung sehr deutlich vor, wie ich mich mit meinen Worten, Blicken und Benehmen zwischen Sofie Müller und Henriette Sontag, beiden gegenüber, in großer Verlegenheit befand. Die Letztere ignorirte mich längst und gab mir nur so viel Red' und Antwort, als bei unvermeidlichen Gesprächen unvermeidlich war; die Erstere gefiel sich darin, mich mit ihren sehr sanftmüthigen und feinen Neckereien darauf hinzuweisen, daß ich ja doch eigentlich zur Fahne der Oper geschworen hätte und daß jeder Abfall ein Verbrechen sey. Dergleichen konnte die Sängerin, war ich ihr auch noch so gleichgültig, ganz stillschweigend doch nicht ruhig mit anhören, und sie fing nun, schon in lebhafterem Taktmaße, mich wegen meines Ueberganges zum rezitirenden Schauspiel zu verhöhnen an. Dies Kreuzfeuer traf mich an sehr empfindlichen Stellen, weil ich es meinerseits nicht erwiedern wollte, andererseits nicht durfte, noch konnte; es wurde zum Fegefeuerchen, in welchem ich manche Herzenssünden abbüßte und aus dem ich zuletzt, nicht ohne Spuren der Läuterung entschlüpfte. Seit jenem Mittage hab' ich nicht mehr für Sofie geschmachtet. Im Gegentheil: ich faßte den heroischen Entschluß, Berlin so bald als möglich, auf einige Wochen zu verlassen, um vor mir selbst sicher zu seyn. Bevor ich diesen Entschluß zur Ausführung brachte, mußte ein theatralischer Versuch ins Leben treten. Das in Paris, nach Scribe's Original von mir verdeutschte, und in jeder Beziehung umgeformte Liederspiel: „Die verwandelte Katze" sollte auf der König-

städter Bühne zur Aufführung gelangen. Schmelka, Beckmann und Julie Holzbecher waren darin beschäftigt. Die Letztere, welche seit ihrem, (im 4. Bande, Seite 134 erwähnten) Uebertritt zum Königstädter Theater, unter dem Namen „die kleine Holzbecher" für ein reizendes, rasch erblühendes, schönes Kind gegolten und in naiven Rollen Beifall gefunden hatte, war schon im vergangenen Jahre mit bedeutenderen Parthien bedacht worden und hatte ihrem Talente jetzt, durch die wohlgelungene Darstellung der „Mirandolina" (23. Juli 1827), welche Karl Blum eigens für sie geschrieben, den günstigsten Ruf erworben. Die Rolle der „Minette" in der verwandelten Katze war, wie schon im vorigen Bande angedeutet, von mir ursprünglich für die Sontag bestimmt gewesen und deshalb mit hübschen aber nicht leichten Melodien durchwebt worden, die Hl. A. Freund allerliebst instrumentirt hatte. Julie, obgleich musikalisch gebildet und erzogen, reichte doch kaum mit ihrer Stimme dafür aus und es gab mancherlei Bedenklichkeiten; auch in die allerdings schwierige und gefährliche Darstellung der Katzennatur, gestand das arme Mädchen sich nicht recht finden zu können und ich erbat mir deshalb von ihren Eltern die Erlaubniß, mich bei ihnen einstellen und der Tochter andeuten zu dürfen, durch welche Streiche die bezaubernde „Jenny Vertpré" als Minette ganz Paris entzückt habe. Lehrer und Schülerin wurden von den diskreten Eltern in ein Nebenzimmer geführt und dort ungestört ihren Studien überlassen. Es war eine eigene Situation. Julie kaum fähig, die Schüchternheit zu überwinden, die jede Darstellerin befällt, wenn sie im

engen Raume, ohne von der Coulissenluft gehoben und getragen zu seyn, spielen soll; ich, nicht minder verlegen, ihr gegenüber, mein Manuscript in der einen, das Taschentuch in der andern Hand, mir den Schweiß von der Stirn zu trocknen, den die Unterweisung erpreßte. Es war ein heißer Sommer. Julie, im dünnen weißen Kleidchen, kurz geschürzt, ganz im Zuschnitt des etwas üppigen Theater-Katzen-Kostums, auf weichen Sophakissen, die den Boden deckten, kauernd, kriechend, sich die Nase reibend, Milch schlürfend, schnurrend, Mäuse fangend,... mir ging mehrmals der Athem aus und ich vergaß die Stichwörter zu bringen. Doch da sich die Sittsamkeit und unbefangenste Natur des bescheidenen Mädchens, auch in den gefährlichsten und schlüpfrigsten Positturen treu blieb, so konnte bei diesem Anblick eigentlich kein sie verletzender Gedanke erwachen; und daneben stand ja doch immer Sofie Müller, wie ein Cherub mit einem Palmenzweige.

Am 9. August wurde, täuschen mich meine flüchtigen schriftlichen Notizen nicht, „Minette, oder die verwandelte Katze" zum Erstenmale aufgeführt.

Am 9. August reisete ich, nachdem ich die Generalprobe bis auf den letzten Bogenstrich mitgemacht, und dann mit Hermann Franck gespeiset hatte, mit diesem nach Breslau ab. Als wir Nachmittags, gegen 5 Uhr beim Königstädter Theater vorbeifuhren, standen schon einige Menschen des Einlasses harrend, vor der Thür, denen ich aus dem Wagen zurief: Aplaudirt!

Hermann, sonst nicht geneigt, mich und mein Treiben durch freundschaftliche Nachgiebigkeit zu schonen, konnte

doch nicht umhin diese großartige Autorentsagung einigermaßen zu bewundern.

Das Stück gefiel an sich nur mäßig; die Darstellung desto mehr und das entzückende Kätzlein gewann sich durch diese Rolle viele neue Bewunderer, unter denen vorzüglich Einer ein höchst wichtiger war und lange blieb!!! Wovon zu seiner Zeit, ein Mehreres!

Mein Aufenthalt in Breslau war durch nichts ausgezeichnet, als durch den erneuten, persönlichen Umgang mit Schall, durch den angenehmsten Aufenthalt in Francks väterlichem Hause, durch Besuche auf dem Lande und durch den zum Vorsatz reifenden Plan, nach meiner Rückkehr in Berlin eine im ernsteren Style gehaltene dramaturgische Zeitschrift zu gründen; ein Plan, den ich schon lange mit mir umhertrug, den ich jetzt im Reisewagen des Breiteren mit Franck durchgesprochen und von dem ich mich so lebhaft angeregt und erfüllt wähnte, daß ich gar nicht erwarten konnte, ihn ins Leben treten zu sehen. Sehr begreiflich war denn auch der aus diesem neuen Unternehmen hergeleitete Wunsch, mich in Berlin, als meinem eigentlichen Wohnplatz wieder festzusetzen. Ich miethete deshalb, gleich nach meiner Ankunft eine Jahreswohnung, und erklärte meinen Gönnern und Freunden, daß ich von ihnen gewärtig sey, sie würden mich und meine neue Wohnung „ausstatten." Die Meisten, bei denen ich aus- und einging, faßten diese halb im Scherz ausgesprochene Bitte, nicht anders auf, als sie gemeint war, weil sie wohl wußten, daß Eigennutz, oder Habsucht von meinen Fehlern der geringste sey; gerade deshalb aber ließen sie sich's nicht nehmen,

den kindischen Wunsch mir zu erfüllen und sehr bald waren zwei artige Wohnstübchen nebst Bedientenzimmer mit mannigfachem Hausrath und Mobilien der abweichendsten Form und Gattung, verschiedenen Zeitaltern gehörig, angefüllt; weshalb ich die ganze Einrichtung mein Berliner Stammbuch zu nennen pflegte.

Ein Diener ward angenommen, der auf den Namen August hörte und den ich in eine Livree mit gelbem Kragen steckte, um mein schlesisches Heimathland anzudeuten. Ihm Knöpfe mit unserm Wappen gießen zu lassen, fehlte mir der aristokratische Antrieb; doch will ich geradezu gestehen, daß ich ein= oder zweimal ernstlich daran dachte, bis ich dann, mich auf einer so überschwenglichen Albernheit ertappend, mich selbst unbeschreiblich auslachte.

August wird, nachdem er jetzt sein bescheidenes Antritts=Kompliment gemacht, auf dem Schauplatz wieder erscheinen, vielleicht nicht ohne Theilnahme zu erregen, wird denselben jedoch unter, für ihn keinesweges günstigen, Umständen verlassen.

Aeußerliche Anregungen werden häufig zu innerlichen. Die Behaglichkeit meiner neuen Wohnung machte mich fleißig und ohne den bisherigen Umgang, in seinen vielfarbigsten Nüancen, irgend aufzugeben, ja, ohne nur einen späten Abend und seine Genüsse im Stich zu lassen, fand ich mich doch nach Mitternacht immer im Arbeitsstübchen ein und brachte viel und mancherlei vor mich, wobei denn auch die üble, mir heut noch anhängende Gewohnheit: in den Morgen hinein aufzubleiben, und

dafür in den Tag hinein zu schlafen, immer festere Wurzeln faßte.

Der projektirten Zeitschrift fand sich ein Verleger, mein Freund Joseephy, als Besitzer der Haude-Spener-schen Buchhandlung und sie erschien unter dem Titel: „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Literatur.“ Unpartheiisch darf ich sagen, daß sie anständig und nicht werthlos auftrat und die Theilnahme gediegener Männer und redlicher Theaterfreunde fand; — aber auch nur dieser. Dem verehrten Publikum gewährte sie keine Unterhaltung. Ich hatte freilich in den einleitenden Ankündigungen den Mund etwas voll genommen, da hieß es unter Anderm:

„Der Herausgeber, der das Theater kennt und beurtheilen zu können glaubt, wie sich die Intentionen der Künstler zur Ausführung verhalten, hat in mancherlei Beziehungen zur Bühne die unglaubliche Eitelkeit, die vermeinte Unfehlbarkeit der Schauspieler, sowie die Unkenntniß mancher Directionen kennen lernen. Er hat keinen Grund darüber zu schweigen und will um so offenherziger der Arroganz stolzer Stümper in den Weg treten, als er den Willen hat, alles Gute anzuerkennen und jedem bescheidenen Streben mild und freundlich die Bahn zu zeigen, die des Talentes würdig ist.“

„Wir erwarten keine goldenen Früchte von unserm Unternehmen. Wir wissen, wie tief der edlere Antheil an edler Kritik gesunken ist. Schande den Schreibern, die diese falsche Richtung aus kleinlichem Eigennutz begünstigt haben. Doppelte Schande, wenn sie nicht ohne Talent sind!“

Weiter oben wurde einmal gesagt:

„Die größeren Zeitschriften verfolgen zu viele Richtungen; der Theater-Artikel in den politischen Zeitungen ist vom Raume zu sehr beschränkt; einige kleine, hauptsächlich bitterer und ironischer Polemik offen stehende Blätter, haben einen so seichten und so niedrigen Ton angestimmt, tragen ihre leicht zu kaufenden Partheilichkeit so offen zur Schau, daß von Kritik wohl nicht mehr die Rede seyn kann. Es ist nie mehr als jetzt an der Zeit gewesen, mit fester Hand mitten in das verworrene Treiben einen Pfahl zu stecken, um den die besseren Theaterfreunde sich sammeln und ihre Ansichten austauschen, oder berichtigen könnten. Dies ist der Sinn dieses Unternehmens" rc.

Diesen unglücklichen „Pfahl" ließ Freund Saphir sich nicht entgehen. Er schrieb sogleich einen Aufsatz: „Ein Pfahl im Fleische der Literatur!" und wie mirs darin erging, mag Jeder leicht ermessen, der die Berliner Schnellpost gelesen. Ich las zu jener Zeit schon gar kein ähnliches Blatt mehr und hörte nur davon erzählen. Fleiß und vielseitige Beschäftigung bleiben übrigens das sicherste Remedium gegen Unmuth, der aus verletzter Eitelkeit entstehen möchte.

An beiden fehlte mir's nicht, weder an Beschäftigung, noch an Fleiß für dieselbe. Ich that Alles für die Redaction meiner Monatschrift durch Correspondenz und war auch produktiv thätig dafür. Ich bereitete mich auf einen großen Cyklus dramatischer Vorträge, in den ich, um fünfzehn Abende zu füllen, gar manches mir noch nicht geläufige Werk, mit dem ich mich nur durch ernstes

Studium vertraut machen konnte, aufzunehmen genöthigt war. Es war dies der vierte Winter, wo ich in Berlin öffentlich auftrat und der Andrang war größer, der Zuhörerkreis gewählter und zugleich zahlreicher als je. Auch in Privatgesellschaften wurd' ich häufig in Anspruch genommen und was in solchen, wo nach dem angreifenden und fast erschöpfenden Vortrage eines dramatischen Gedichtes, stets noch geselliger Genuß gelitten werden mußte, an geistiger Tagelöhner-Arbeit zu leisten war, kann zuletzt nur Derjenige gründlich beurtheilen, welcher selbst einmal das Glück empfunden, Künstler in der Mode zu seyn. Unleugbar hab' ich durch ein leidenschaftliches, oft wildes Leben zu Zeiten in meine Gesundheit gestürmt und in mehr als einer Richtung dazu beigetragen, mich alt zu machen. Aber mehr als diese Extravaganzen, haben, das ist gewiß, die Freuden und Ehren der guten Gesellschaft an mir gethan — jene Qual: unterhalten, amüsiren, beleben zu helfen; jene furchtbaren Anstrengungen, charmant zu seyn! Nichts kommt theurer zu steh'n, wie der Ruf eines liebenswürdigen und geistreichen Mannes; man bezahlt ihn mit den edelsten, unersetzlichsten Kräften seines Lebens. Und wenn man nicht ein entsetzlich eitler Affe ist, der sich durch momentane, nichtssagende Huldigungen geschmeichelt und belohnt fühlt, wenn man im Gegentheil die Leerheit des ganzen Treibens durchschaut, so langweilt man sich obenein auch noch bis zum Tode dabei. Und das eben wirkt so tödtlich.

Trotz dieser Leiden, die gerade in jenem Winter am heftigsten auf mich eindrangen, empfand ich noch Spann-

kraft genug, um auch dramatisch-produktiv zu seyn. Ich schrieb den dritten (diesen zuerst) und ersten Akt der „Lenore," zu der ich schon in Paris durch Meyerbeer aufgefordert worden war und die ich ihm, selbstsüchtiger und undankbarer Weise, aus dem Bereich der großen fantastischen Oper, wohin er sie gebracht wissen wollte, in's Gebiet des Liederspieles und Melodrama's weg eskamotirte.

Auch an einer Unzahl lyrisch-poetischer Uebungen, zum Theil einer schönen Frau, einer der schönsten in Berlin, geltend, ließ ich es nicht fehlen. Schon längst hatte Agnes — so wollen wir sie nennen — mich bemerken lassen, daß sie mir gewogen sey und ich hätte blind seyn müssen, um dies zu verkennen. Aber daß diese Gewogenheit aus den Grenzen freundschaftlichen Umgangs, oder von dem gewöhnlichen Fußpfade conversationeller Theefreundschaft, in dunklere Regionen des Myrthenwäldchens am Wege, führen könne, war mir nicht eingefallen; ich hatte, wie so häufig, wieder einmal den Wald vor lauter Bäumen nicht geseh'n. Ein Freund mußte mich erst wegen meines Verhältnisses zu Agnesen beneidend necken, um mich auf die Idee zu bringen, daß ein solches überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege. Ich fand — am Schreibtische nie verzagt, — den Muth, meine Anerkennung ihrer wirklich majestätischen Schönheit, in Gewand eines kleinen Gedichtes zu kleiden, welches etwa mit den Worten schloß: „wenn ich nun fragte, darf ich Dich lieben? Was würdest Du entgegnen?" Dies Gedichtchen gab ich ihr, in Gegenwart ihres Gemahls, der auf alle Männer eifersüchtig schien, nur auf

mich nicht — denn er achtete mich für höchst gefahrlos — mit einem Bonbon in die Hand. Sie las es ohne Aufschub, als wenn es eine zu jenem Bonbon gehörige Devise gewesen wäre und sagte sogleich mit fester Stimme: Ja! Nun hätt' ich ja doch ein Esel, und noch dazu ein recht schwer-beladener Pack-Esel seyn müssen, wenn ich auf dem bewußten Pfade der Freundschaft verblieben wäre. Und so bildete sich denn allerdings ein „Verhältniß," mit allem Zubehör, in dessen Dauer mein Diener August zuerst seine Talente à la Figaro entfaltete und wirklich einige Züge zum Besten gab, von denen sogar Beaumarchais nicht ganz verächtlich geurtheilt haben dürfte. Niemals aber hätt' ich geglaubt, daß mit so vielem Feuer leidenschaftlichster Gluth, ein so scrupulöses Erwägen von Recht und Unrecht, von Pflicht und Liebe, in einem weiblichen Wesen verbunden seyn könnte. Die daraus hervorgehenden Widersprüche steigerten denn auch meine erotischen Zustände bisweilen in's Unerträgliche. — Wäre mir die Erinnerung an Agnesen nicht um ihrer selbst willen ewig theuer und werth, so müßten die um sie und mit ihr durchlebten Tage schon deshalb in meinem Gedächtniß bestehen, weil eine Frau von seltenen Geistes- und Herzens-Gaben, eine Frau, der das wunderbare Loos beschieden war, kurz nach ihrem Tode als eine hochberühmte Persönlichkeit aufzustehen, sich geneigt fand, unsere Liebe freundlich zu beschützen. Und dies auf desto eigenthümlichere Weise, je näher ihr gerade der natürliche Beruf gelegen hätte, sich dagegen zu stellen. Aber die Weiber sind unergründlich, und die bedeutenden vor Allen!

Während ich nun in Berlin redigirte, schriftstellerte, correspondirte, dichtete, schwärmte, rasete, sang, trank, liebte, lebte und vorlas, — letzteres mit reichlichstem Erfolge in jeder Art, — hatte sich, durch die fürsorglichen und einflußreichen Bemühungen des Herrn Kanzelars **Dr.** v. Müller in Weimar ein Verein gebildet, welcher mich dorthin berief, sobald meine Verpflichtungen gegen die berliner Abonnenten gelöset seyn würden. Ich betrachtete diese Vocation wie das Erfreulichste was mir begegnen könnte, die Reise nach Ilm-Athen wie eine Art von Triumphzug. Bevor ich diesen antreten konnte, war mir in Berlin noch eine schmähliche Niederlage vorbehalten. Eine parodische Posse: „Staberl als Robinson," durch welche ich den Versuch wagen wollte, in Berlin nachzuahmen, was ich in Paris gesehen, wurde auf dem Königstädter Theater gegeben und mit einem wüthenden Tumult, der durch die Gegenkämpfe aplaudirender Gönner nur wuchs, ausgepfiffen, gezischt, gepocht und gehöhnt, daß man wirklich nichts Tolleres sich vorstellen kann. Ich habe diesen poetisch-theatralischen Wechselblag in meinem (Breslau, bei A. Schulz, 1845) in einem Bande erschienenen „Theater" mitgetheilt, wo Diejenigen, die etwa Theil an solchen Dingen nehmen, ihn nachlesen und die Gründe selbst aufsuchen mögen, durch welche ein solch unerlebter Skandal herbeigeführt wurde. Allen gebildeten Lesern aber wird es lehrreich und interessant seyn, hier abgedruckt*) zu finden,

---

*) An der Richtung und dem Inhalte Ihrer Monatschrift hab' ich mich sehr erfreut. Die bisherigen Hefte enthalten viel Gutes

was Immermann mir bei diesem Anlasse über Parodie und Travestie im Allgemeinen schrieb und was ich, um

---

und Gedachtes — und was das Beste ist, praktisch Brauchbares. Ich wünsche nur, daß eben die Güte des Inhalts dem Institute nicht seinen Untergang bereiten möge (!!!); ein Wunsch, der nicht seltsam klingt, wenn man dem Treiben und den Bedürfnissen des Tages achtsam zusieht. — Was Sie bei Gelegenheit Ihrer Travestie sagen, hat mich zum Nachdenken über diesen Gegenstand aufgefordert, und ich theile Ihnen das Resultat desselben mit. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß ich recht viel Gutes, Witziges und Launiges in Ihrem Stücke gefunden habe, nur ist mir dir Idee nicht recht klar erschienen, auch glaube ich, werden Sie sich vor Ihrem Hange zu allzuhäufigen und zu spielenden Wortspielen in Acht nehmen müssen. Abgeseh'n hiervon, so scheint mir der Grund der Schwierigkeit des Gelingens der Travestie gerade in deren Eigenthümlichkeit selbst zu liegen: ihre Natur widerspricht gewissermaßen der Natur eines Drama's und mithin der Natur derjenigen Erwartungen und Anforderungen, mit welchen wir vor dem Vorhange Platz nehmen. Vom Drama verlangen wir vor allen Dingen eine wirkliche Handlung und Charaktere, die diese Handlung vor unsern Augen darstellen. Die Travestie will dagegen von vorn herein uns auf den Anspruch verzichten machen, eine wirkliche Handlung und Fabel zu seh'n; ihre abenteuerlichen Figuren müssen mit jedem Worte uns sagen, daß sie nicht Charaktere (d. h. Repräsentanten des Lebens), sondern nur Träger des Spottes über Dinge sind, die außerhalb des Kreises der Dichtung liegen. Daher das Unverständliche, Unklare, was sich so leicht in diese Dichtungen einschleicht; daher die Kälte und Ermüdung der Zuschauer, die sie in den meisten Fällen hervorbringen; denn das Interesse der Zuschauer ist kein unmittelbares, wie im Drama, sondern ein mittelbares, nur aus der Vergleichung zwischen dem witzigen Zerrbilde und den durch dasselbe verspotteten Lächerlichkeiten entspringendes; mithin an und für sich schon ein viel schwächeres. Es möchte daher zu

den Raum nicht allzusehr zu beengen, in eine Note verweise.

Die berliner Vorlesungen schloß ich mit Göthe's „Egmont," der zu jener Zeit auf dem Hoftheater nicht gegeben werden durfte, wie ich denn stets nach Dramen griff, denen die Bühne versagt blieb. Ich richtete, den Hörern dankend und mit Hinweisung auf die mir bevorstehende Kunstreise nach Weimar, einige Abschiedsstrofen an mein Publikum, von denen mir vier Zeilen unvergeßlich blieben, weil Saphir abermals Gelegenheit fand, an diese, einen mit großem Jubel aufgenommenen Witz zu knüpfen. Ich hatte gesagt:

Travestie und Parodie vielleicht der allergrößten komischen Laune und Kraft bedürfen, um eine Wirkung hervorzubringen. Wir finden nur da, wo höchst lebendige Menschen, ein höchst erregbares Publikum, was mit allen um sich her vorgehenden Lächerlichkeiten in unmittelbaren Kontakt sich beständig setzte, an allen Erscheinungen des Tages sinnlichsten Antheil nahm, daß Travestie und Parodie sich als selbstständige Dichtungsart ausbilden und halten konnte. An solchen Orten fühlen die Zuschauer jede Beziehung und indentifiziren sich leicht mit dem Dichter und seinem Spotte, weil ihrer Seele die Dinge, die er bescherzt, so gegenwärtig sind, als sie der seinigen waren. Deswegen konnte Aristophanes in Athen sein durchaus parodisches Lustspiel gründen; deshalb wirft in Paris jede Lächerlichkeit im Leben und in der Literatur zum Ergötzen der Zuschauer auf den kleinern Theatern der Vorstädte ihre parodischen Schatten; deshalb ist es auch in Wien noch zu wagen, dem Volke dergleichen Sachen vorzuführen. In Norddeutschland ist es dagegen, wie Sie wissen, ganz anders. Wir steh'n den äußern Dingen weit ferner, als die Athener, Pariser und Wiener, und der komische Dichter hat einen viel härteren Kampf mit dem, allem Komischen so furchtbaren: „Was ist die Pointe davon?"

Der Begeist'rung Morgenröthe
Hat uns freudig angelacht,
Und mit unserm Vater Göthe
Haben wir den Schluß gemacht.

Gute, hausbackene Reime, deren tausend ähnliche durchs Thor schlüpfen, ohne beachtet zu werden. Doch das war bei einer Wache, wie Saphir sie uns gegenüber hielt, nicht denkbar; der ließ sich nichts entgehen. Und alsogleich hub er an: „Vater Göthe, Mutter Heigendorf (Jagemann) und Sohn Holtei." Wie oft hab' ich diese verwünschte Zusammenstellung als Neckerei vernehmen müssen!

Im Januar des Jahres Achtzehnhundert und acht und zwanzig begannen meine deklamatorischen Vorträge in Weimar, zu welchen Johanna Schopenhauer und Friedrich v. Müller, unter Göthe's ermunternder Protektion ein für Weimars Einwohnerzahl beträchtliches Abonnement gesammelt hatten. Um dies Kapitel gleich von Anfang abzuthun, will ich nicht unerwähnt lassen, daß mir mein künstlerisches Walten und Wirken in der Stadt der Musen weniger Freude und Befriedigung gewährte, wie ich erwartet. Die Theilnahme war eine sehr gestörte, zerrissene. Es begannen unzählige Winterbelustigungen, Assembleen und Bälle, und da diese sorgfältig auf Abende verlegt werden mußten (schon des Hofes wegen), wo das Theater feierte, so trafen sie gewöhnlich mit meinen Lese-Abenden zusammen, was die ganz natürliche Folge hatte, daß ich immer vor einem vollen Saale zu lesen anfing, vor einem unruhigen, ungeduldigen, der Ballstunde und

ihrem Schlag entgegenharrenden, im Geiste schon hüpfenden fortfuhr, und vor einem halb-leeren endete. Ich, durch die feierliche, bis zum letzten Wort ausdauernde Aufmerksamkeit der berliner Versammlungen verwöhnt und obenein, wie es wohl bei einer so unglaublich-anstrengenden, alle geistigen wie körperlichen Fakultäten in Anspruch nehmenden Produktion nicht anders möglich ist, fieberhaft aufgeregt, wurde dadurch oft sehr verstimmt und es waren die Rücksichten nöthig, welche mir eine allgemein gegönnte huldreiche und liebevolle Aufnahme zur Pflicht machte, daß ich nicht bisweilen der Verstimmung nachgebend, das Buch zuklappte und meiner Wege ging. Einige treue Anhängerinnen, — und unter diesen nicht nur solche, die ihrer Jahre wegen über die Tanzstunde hinaus waren, — harrten freilich tröstend aus, daneben auch all' die älteren Herren, die auf literarische und poetische Bildung Anspruch machen durften, und mit diesen lernt' ich mich endlich für die letzten Akte begnügen. Ermüdend und bisweilen unerträglich war es, nach Beendigung solcher anstrengenden Leistungen, selbst noch in den Gesellschaften erscheinen und dort nicht nur jedem Fragenden Rede stehen, sondern auch häufig durch Lied oder Wort, irgend eine Lücke im Gange der Unterhaltung ausfüllen zu müssen*). Ja, nicht einmal beklagen durft'

*) Daß ich einigermaßen der Löwe des Tages war, verbürgt mir unter andern aufbewahrten Papieren, ein buntes, von zarter Hand beschriebenes Blättchen, welches mir bei einem Maskenscherz überreicht wurde:

„Vielen bereitest Du Wonne, Dich wünschen Viele zu hören,
Wo Du erscheinest, Du bringst überall Freude mit hin!"

ich mich über diese beklagenswerthen Ansprüche, weil sie einen Beweis erwünschten Succesſes im Allgemeinen für mich abgaben, und um diesen möglichst zu erringen, kommt Unser Einer ja doch nur in eine fremde Stadt. Durft' ich mir doch auch etwas darauf einbilden, daß von mir die Rede war, daß man mich zu haben wünschte, daß man keine Gesellschaft gab, ohne mich einzuladen, an einem Orte und zu einer Epoche, wo außer mir nur britische Herkunft galt, wo nur englische Sprache blühte; wo der Gast durch den londoner Destillations-Kolben gelaufen seyn mußte, wenn er geistig gelten sollte. Weimar hatte, vorzugsweise in jenem Winter, die englische Krankheit. Zum Theil ging sie vom Hofe aus, da der verstorbene Großherzog, — vielleicht aus politisch-ökonomischen Rücksichten? — den jungen englischen Bären, die auf den Continent gesendet wurden, zunächst um von Göthe's Namen gleichsam geleckt zu werden*), möglichste Freiheit und Zuvorkommenheit gönnte, andern Theils aber von den weimarischen Damen höhern Standes, denen Alles gefiel, sogar jede Insolenz, wenn sie nur britisch war. Es wollte mich bisweilen bedünken, die Schönen leiteten Englisch von Engel ab. Und dennoch fehlt' es unter den jungen, vergötterten Engeln nicht an

*) In einem Liedchen „Es giebt nur ein Weimar!" welches ich dort machte und häufig sang, hieß es bezüglich darauf:

„Seyn viel junge Männer in Weimar zu seh'n?"
Genug! doch sie reden, man kann's kaum versteh'n.
„Wie kommt das? hab'n s' denn nicht gut sprechen gelernt?"
Das kommt halt, weil England zu weit ist entfernt.
„Sie studir'n also da? Nu, was lernen sie dann?"
Ei, sie lern'n Allerlei, mit der Galopp' fang'n s' an!

recht tüchtigen Bengeln. Daß ich dies unverhohlen und mit meiner schlesischen Naivetät immer und überall aussprach, zog mir die Neigung der weimarischen jüngern Männerwelt zu; daß ich es aussprechen durfte, ohne mir die Frauenwelt zu erzürnen, war ein Beweis nachsichtig gegönnter Huld, die mir besonders Göthe's Schwiegertochter, Ottilie, zu Theil zu werden ließ und seitdem unveränderlich und fest bewahrte. Schrieb sie mir doch später einmal:

„Sie haben die allergrößte Anlage, ein Engländer zu werden, denn als ich August frug, was Sie ihm geschrieben, meint' er, Sie hätten sich erinnert, wie es hier gewesen, wo er Ihnen begegnet, was ihr gethan, u. s. w. Sehen Sie, das ist nun gerade, wie alle Briefe aus Großbritanien lauten; vergebens hofft man über Ministerialwechsel oder dergleichen zu erfahren. Man erfährt nur, wie man in Weimar ist, wie man dort Galopp getanzt, wie man dort Schlitten gefahren was man gesprochen, und wie man sich getrennt."

In Ottiliens Hause, welches mir stets gastlich offen stand und wo ich auch im Umgang mit ihrer originellen Großmutter, der lebensfrischen alten Gräfin Henkel v. Donnersmark Excellenz, mit ihrer Mutter, der geistvollen, ernsten Frau v. Pogwisch, mit ihrer liebenswürdigen, bei steten Leiden doch unveränderlich heitern und sanften Schwester Ulrike, schöne, mir unvergeßliche Stunden verlebte, war ich sehr bald heimisch. Noch mehr wurd' ich es bei Johanna Schopenhauer. Diese herrliche Frau, die mich wie einen älteren Sohn behandelte und mir vom ersten Tage näherer Bekannt-

schaft, bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung und Trennung Trotz bietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Daseyns. Gleichviel, ob sie, mich zu erfreuen, eine kleine lustige Schaar, kluger und lustiger junger Männer um ihren Theetisch versammelte und uns jeden Uebermuth gestattete, mochten wir noch so wild toben und lärmen, — oder ob sie in geweihten, feierlichen Abendstunden geistiger und gemüthiger Sammlung, mit mir allein bis tief in die Nacht sitzend, meine klagenden Selbstbekenntnisse vernahm, beruhigend und ermunternd mir einredete, über literarische Entwürfe sprach, keinen Tadel verhehlte, jede Spur von Talent anerkannte und immer mild, schonend, empfänglich, theilnehmend, edel blieb. Ihr langer, vertrauter Umgang mit Göthe, dessen steter Verkehr in ihrem Hause erst aufgehört hatte, seitdem er das seine nicht mehr verließ; die vielen Spuren seiner bei ihr verlebten Abende, die in unzähligen, während des Gesprächs leicht hingeworfenen Handzeichnungen und Schriftproben vorhanden waren; die lebhafte Erinnerung an alle Götheschen, Schillerschen, Wielandschen, Herderschen und überhaupt weimarischen Zustände, die sie entweder aus eigenem Miterlebniß, oder aus beredtem Munde anschauender Zeugen anführen könnte; dies, im Verein mit ihrer produktiven Kraft, ihrem ächt-weiblich gebliebenen Talente der Darstellung, machte sie zu einem unerschöpflichen Quell belehrender Unterhaltung. Dabei war ihre Einrichtung so zierlich und sauber, Alles so sorgsam gehalten, die Räume so friedlich und traulich, die Wände mit

mit schönen Gemälden, zum Theil ihr Werk, geziert, über sie und ihre Umgebung ein so wohlthuender Friede verbreitet, daß jene Dämonen des irdischen Taumels und der unersättlichen Gier nach Lebenslust, die störend in mir tobten und mich in manchen Sumpf geführt, schüchtern entwichen, sobald ich nur bei ihr eintrat. Aber ihr durft' ich Alles bekennen, Alles erzählen, mein Herz vor ihr ausschütten und ohne Heuchelei erschien ich bei meiner Freundin, als der wahre, wirkliche Mensch in seiner ungeschmückten Natürlichkeit. Und so mag mir's nun geglaubt werden, oder nicht: sey mir die Wahl gestellt, — heute — zu jeder Stunde — ob ich den glücklichsten Abend, den süßeste Liebe mir je gegeben, oder ob ich einen solchen ernsten, wehmüthigen, traulichen Abend bei meiner alten verkrummten Freundin noch einmal durchleben will? Ich wähle den letzteren!

Frau Johanna führte mich auch einmal hinüber nach Jena, wo ich für irgend einen wohlthätigen Zweck, vor großer Versammlung von Damen, Professoren und Studenten den Egmont las und wo wir nachher bei dem ehrwürdigen Frommann'schen Ehepaar, im kleinen Familienzirkel, zu dem sich nur Gries eingefunden, sehr froh und glücklich waren. Am andern Tage gab mir der Kurator der Universität, Herr von Motz, ein Diner, bei welchem ich den Professoren vorgestellt wurde, und spät Abends trafen wir wieder in Weimar ein, überschüttet mit gutmüthigem Spott, wegen unseres „zärtlichen Verhältnisses."

Daß ich ein solches in Weimar anknüpfte, wohlgemeinten Warnungen meiner mütterlichen Freundin zu-

wider, darf ich nicht verleugnen; eben so wenig, als ich mich des Breiteren darüber auslassen darf. Es war mit mannigfachen Gefahren verbunden und hätte zu garstigen Extremen führen können. Auch hier wieder zeigte sich der Diener August in krimineller Gewandheit, da er mit einer Zofe meiner Schönen listig anknüpfte und auf diese Weise, ohne dazu aufgefordert zu seyn, ganz aus eigenem Antriebe und aus Lust am Bösen, uns Gelegenheiten verschaffte, auf die wir ohne ihn gewiß niemals gekommen wären.

Neben all' diesen Zerstreuungen und Störungen blieb ich doch in Weimar nicht unthätig. Mehrere größere Aufsätze für mein Journal wurden ausgearbeitet und „Lenore" ward nicht aus den Augen gelassen; vielmehr mit Herrn Musikdirektor Eberwein das Nöthige für die dazu gehörige Instrumental-Begleitung und melodramatische Komposition besprochen und vorbereitet. Das „Mantellied" mußte damals schon in allen Gesellschaften ertönen und sang ich:

„Und wenn die letzte Kugel kommt,"
„In's preuss'sche Herz hinein!"

so wirkten diese Worte selbst auf das junge Alt-England. Bei dem Mantelliede und bei Alt-England, da ich es eben noch einmal nannte, fällt mir ein, daß während meines Weimarischen Aufenthaltes die Söhne des Lord Wellington: Lord Wellesley und Markis Duro einige Tage daselbst verweilten und daß ich mehrmals mit ihnen zusammen war. Sie zeichneten sich vor den Meisten ihrer anwesenden Landsleute dadurch aus, daß sie jene aristokratische Haltung und den britischen Hoch-

muth, den die Andern eben nur als gemacht zur Schau tragen wollten, wirklich ganz ehrlich hegten und dabei nicht ohne Gutmüthigkeit, auch von feinen Sitten und Formen waren. Damit läßt sich denn schon auskommen, und mit ihnen konnte man reden. Da war ich denn eines schönen Abends, an Ottiliens Theetisch, Augenzeuge eines Auftritts, der die darin handelnden Akteurs betrachtet, eben kein alltäglicher genannt werden durfte. Meines Erinnerns war Niemand anwesend, als die Damen und die Kinder vom Hause, Kanzler von Müller, die beiden Lorde und ich. Einem der Knaben, ich dächte Wolfgang, wurde die mütterliche Anweisung zu Theil, sich morgen sein Haar beschneiden zu lassen. Markis Duro versicherte, dieser Kunst sey er gewachsen, trotz dem besten Friseur. Allgemeine Aeußerung des Erstaunens mit beigefügten Ausdrücken des Zweifels! Der Markis beschwört; die brüderliche Lordschaft bestätigt. Es wird nach Scheeren gerufen — und Wellington's Sohn nimmt Göthe's Enkel zwischen seine Knie und schneidet dem armen Jungen den Schädel ratzenkahl, aber nicht ohne Talent für's Scheeren.

In Weimar war es mir beschieden, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Schriften ich heißhungrig verschlungen und nach dessen Anblick ich mich lange schon gesehnt hatte.

Er kam an einem düstern, schneestöberigen Winternachmittag mit einem Briefe des Frankfurter Malers Oppenheim in mein Zimmer getreten und hieß Börne! Gewiß würd' ich mich, meiner löblichen Abgeschmacktheit gemäß, mit einem Manne dessen scharfen

Geist ich so hoch achtete, unter allen Umständen nüchtern und dürftig erwiesen haben. Bei Börne's Taubheit aber war es ganz unvermeidlich, in schlechte Conversation zu fallen und er war, bei Gott! nicht geeignet Einem heraus zu helfen. Seine Richtung ging nach Berlin. Er verlangte Briefe an Berliner Literaten. Ich gab ihm deren an Ludwig Robert, Buchhändler Joseephy, Wilibald Alexis*) und viele Andere. Sonst wußt' ich nicht, was ich mit dem Bewunderten beginnen sollte, dessen persönlicher Eindruck so erstaunlich vom schriftstellerischen abwich und der mich, deutsch herausgesprochen, furchtbar langweilte. In's Theater wollt' er nicht gehen. Mit ihm allein, der sonst keine Katze in Weimar kannte, wär ich den langen Abend hindurch schon aus Respeckt nicht geblieben. Wohin mit meinem berühmten Manne? Je nun, wohin, als zu ihr, die für Alles Rath wußte, die mit allen Menschen umzugehen verstand, die zwar eine Art von Juden- und eigentlich auch Börne-Haß hegte, die mir aber doch nicht Nein sagen konnte. Und so saßen wir denn bei der guten armen Schopenhauer und ennuyirten diese treue Seele dermaßen, daß sie den Gähnkrampf bekam und daß ich Gott dankte, als Zeit und Schicklichkeit vergönnten, meinen Ludwig Börne in sein Nachtlager zu geleiten.

Gutzkov sagt in Börne's Leben pag. **112**, „Börne war

*) Wenn Börne irgendwo drucken lassen, Wilibald Alexis habe sich ihm gewissermaßen angebettelt, oder dergleichen, so war dies eine Unwahrheit, oder eine irrthümliche Verwechslung. Den Brief den ich ihm für W. A. mitgab hatte B. ausdrücklich begehrt und noch dazu mit sehr lobpreisender Bezeichnung meines Berliner Freundes.

einmal nahe daran, Göthen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.“ Ich kann mich wirklich nicht mehr darauf besinnen, ob davon zwischen uns die Rede war; daß ich ihn aber hätte bei Göthe *einführen* wollen, ist schon deshalb unmöglich, weil Börne gleich mit der Erklärung ankam: am nächsten Morgen zeitig aufbrechen zn müssen. Und an jenem Sonntag-Abend, wo er eingetroffen war, hätt' ich's ja für Tausend Thaler nicht gewagt, bei'm alten Herrn einzudringen; so standen wir Beide, Göthe und ich, gar nicht mitsammen. Und nun gar ein Fremder!! Börne!! Ich glaube Friedrich, der Leibdiener Göthe's, wie sehr er sonst mein Gönner seyn mochte, hätte mich bei der bloßen Zumuthung einer solchen Anmeldung über die Stiege geworfen!

Als ich einige Tage später Gelegenheit nahm, Börne's Anwesenheit zu erwähnen, äußerte sich Göthe so gar nicht über ihn, daß ich unmöglich zu einer Meinung gelangen konnte, wie er ihn wohl aufgenommen haben würde?

Zierlich geschriebene, von ihm eigenhändig unterzeichnete Einladungskarten, riefen im Durchschnitt wöchentlich einmal, auch wohl öfter, zu Göthe's Mittagstisch, wo acht bis zehn Personen versammelt wurden; bisweilen um einen unvermeidlichen Fremden abtödten zu helfen; gewöhnlich aber, um bei einem wohlbereiteten, schlichten Mahle und sehr gutem Weine, ein paar Stunden frei und heiter zu verleben. Er war ein sehr angenehmer, aufmerksamer Wirth; behielt sogar gern im Gedächtniß, was Dieser und Jener vorzüglich zu essen liebte und

trieb dann durch bedeutsame Augenwinke die Diener an, jene beliebte Schüssel noch einmal an den passenden Platz zu tragen. Zum Trinken nöthigte der hohe Greis selten mit Worten, — wohl aber durch That und Beispiel; denn er trank wie ein Alter und mich hat es immer in meinem Herzen mit gelabt, wenn ich ihn seinen Würzburger voll Andacht schlürfen sah. Ein Fläsch'chen Champagner bei'm Dessert verschmäht' er auch nicht. Der Genuß des Weines belebte sichtlich seine Sprechlust und steigerte die Fülle seines Ausdrucks, bisweilen sogar zu heftigen Gebehrden des Zornes, wenn irgend ein ihm widerwärtiger Gegenstand an die Reihe kam. In Ernst wie Scherz, in Glimpf wie Unglimpf, hörte sich's ihm prächtig zu. Dagegen redete sich's nicht besonders, denn was man sagte schien wenig Eindruck zu machen; schien vielmehr an der Glätte seines Stahlpanzers abzugleiten und häufig ganz verloren zu gehen. Von Vielen aber die um den Tisch saßen, war anzunehmen, daß sie der Aeußerung eines Fremden nicht eher Antheil oder Beifall zu gönnen wagten, als bis Göthe's zustimmendes Kopfnicken sie dazu ermuthiget haben würde. Dieser Zustand erkältete mich allerdings, wenn er mich auch nicht abschreckte; ganz vollkommen frei hab' ich mich an Göthe's Tafel (mit Ausnahme des Erstenmales im vorigen Jahre), nur dann gefühlt, wenn er selbst sprach; und weiß also wirklich nicht, wie ich das Lob verdient haben kann, welches er mir in einem Schreiben an Prof. Zelter, mein *geselliges* Auftreten anlangend, ertheilt? Von dem *öffentlichen* Auftreten, dem er niemals beiwohnte, eben weil er des Abends sein Haus nie mehr verließ,

wurde ihm durch Ottilie, August, Herrn v. Müller und Andere berichtet. Das kurze Gespräch welches er über diesen Gegenstand mit mir gehabt und welches ich in meinen „Briefen aus und nach Grafenort" zitirte, find' ich der Vollständigkeit*) wegen für passend, hier einzuschalten.

---

*) So begab es sich denn, daß er mich einmal nach dem Mittagessen in eine Fensterbrüstung manoeuvrirte und in seiner eigenthümlich-unbeschreiblichen Manier also sprach: Nun, Sie haben sich ja bisher recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen; ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd seyn, daß wir zu unserer Zeit uns auch mit dergleichen beschäftiget und viel darüber gedacht haben? Nun hat man sich denn seine Ansichten über Deklamation, Rezitation, theatralischen Vortrag und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser vom Darsteller trennen, fest gestellt. Und da kommen denn die jungen Leute und werfen das Alles über den Haufen. Nun! das ist ja recht schön! Aber von uns Alten könnt ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne Weiteres nachgeben sollen. Also ich sehe nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste? .... Dann zwingen Sie mich, auf's Neue darüber zu denken, und das würde mich stören, denn wir haben noch Viel zu thun! — Oder es gelingt Ihnen nicht, mich irre zu machen und Sie befriedigen mich nicht? .... Dann hätten wir Beide keine Freude davon. Also denk' ich, es sey besser, es bleibt wie es ist. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es stickt (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das Unsere dazu gethan!

Ew. Excellenz, sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ich soll morgen die zu Faust gehörige „Helena" vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sey, wenn Faust an Helena's Seite, die

Ich habe bei Weitem nicht Alles gelesen, was nach Göthe's Tode von verschiedenen mehr oder minder berufenen Schriftstellern als lebendiges Wort seines Mundes gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Ich kann also auch keineswegs verbürgen, daß nicht schon Andere Etwas von dem Wenigen hätten drucken lassen, was in meinen Augen aufbewahrungswürdig, hier folgen soll. Ich habe nichts, was ich von ihm erzähle durch Dritte vernommen, sondern lediglich von seinen Lippen. Warum aber könnt' er nicht zweimal und noch öfter dasselbe gesagt haben? Gewiß hat er es gethan. — — —

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano genannt. Göthe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Gatten. Ja, sagte er, spöttisch lächelnd, der Brentano, das war auch so Einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis an's Fenster hinauf, bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts! Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit. Wie denn überhaupt alle die von Natur Verschnittenen, nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob ich

---

Land-Gebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine bestimmte Andeutung....

Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret? — Hierauf ließ er mich stehen ꝛc.

mir meine alten, ehemaligen Kapuziner: die fraßen Stockfisch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner*); ein schönes Talent. Ich habe mich

*) Die Schopenhauer, die einen wahren Schatz von lustigen Schwänken aus der Weimarischen Blütezeit bewahrte, mit dem sie aber sehr sparsam blieb und nur ihre Vertrautesten hineinblicken ließ, erzählte mir, als ich bei ihr dieses Tischgespräch's erwähnte, folgende köstliche Historie. Göthe ließ ein Werner'sches Stück, ich dächte „Wanda" wär' es gewesen, aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Göthe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die gastfrei und gefällig dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell, und wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung des Werner'schen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: wir bekommen auf die Nacht Schaaren von Gästen, richte Dich ein und hilf Dir, so gut Du kannst! Als nun, nach höchst zweifelhaftem aber doch scheinbaren Erfolge, die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Göthe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon des Tages zuvor gegessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern, die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Göthe erhub, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief, dem bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht

seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht, auf alle Weise! Aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen. —

Es war von Fouqué die Rede. Göthe wurde warm in Lobpreisungen der „Undine.“ Das ist ein anmuthiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der Einem wohl thut. Später wollt' es dem armen Fouqué mit nichts mehr so gut gelingen. Und das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders. Der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallstab mit, zu seinem Bedarf. Von Außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre. Bei Manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang.

Bei Vielen ist es das liebe, reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, giebt aus, wird stolz, weil sein Gold im Kurse gilt und wähnt, das müsse so fort geh'n. So bröckelt er immer lustig weiter. Hernach wenn er schon längst bei'm Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen. —

Von Jean Paul: Wie ihm die Fantasie ausging

---

nicht? Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda“ auf den Kopf. — Vielleicht dachte Werner an die oben erwähnte Hostien-Geschichte, wenn er in Zeiten seiner Wiener Heiligkeit von Göthe redend, letzteren nur „dieser große Heide“ zu bezeichnen pflegte. Ein Ausdruck den der liebenswürdige Grillparzer, — wenn er Werners ostpreußischen Dialekt nachahmt, unwiderstehlich! — gar nicht vergessen kann.

und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er sich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er seine ewige Angst und seinen Aerger wegen der „s" des Genitivs. Mir, der ich selten selbst geschrieben was ich zum Druck beförderte, und, weil ich diktirte, mich dazu verschiedener Hände bedienen mußte, war die konsequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an; sondern darauf, daß die Leser verstehen, was man damit sagen wollte! Und das haben die lieben Deutschen bei mir doch manchmal gethan. —

Von Tieck: Als er sie vollendet hatte, las er mir im alten Schlosse in Jena seine „Genovefa" vor. Nachdem er geendet, meint ich', wir hätten zehn Uhr; es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber schon etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben. —

Von der Bibliothek in Jena: Es war eine Lebensaufgabe unseres Großherzog's, die Universitäts-Bibliothek mit — [ich bin nicht mehr im Stande zu sagen mit welcher? — H.] — zu verbinden. Dazu fehlte im bisherigen Lokale der Raum und wir wollten den daran grenzenden anatomischen Saal dafür haben. Dagegen erhob sich großer Protest und veranlaßte langes Hin- und Herschreiben, wobei mir die Zeit lang wurde. Ich bestellte mir also Maurer und Handlanger und lies ohne Weiteres durchbrechen. Nun hatten gerade die Herren vom Senate eine Sitzung, um sich über diese Angelegenheit zu berathen und als sie das Spektakel in der Mauer

vernahmen, hielten sie erschreckt inne und erhuben lauschend ihre Köpfe. Da stürzte der Pedell in die Sitzung und schrie: „Hochweise Herren, Er kommt schon von der andern Seite herein!“ Die Stadtmauer, welche sich vor den Fenstern des Gemaches hinzog, wo die Manuskripte aufbewahrt werden, hab' ich, weil sie weder Licht noch Luft zuließ und die Pergamente modrig wurden und beschlugen, gleichfalls ex propriis niederreißen lassen. Nachher, als es geschehen, war es gut. „Wir waren eines Tages vorzugsweise vergnügt bei Tische und auch die ernsteren Genossen wurden gesprächig. Da rollte ein Wagen dumpf und langsam über den Platz vor G's Hause. Ein Wagen auf dem „Plan“ ist an und für sich nichts Gewöhnliches und dieser rollte gar ungewöhnlich. Göthe sah, daß ich aufmerksam hinhorchte und zum Präsidenten von Schwendler, welcher an seiner Rechten saß, gewendet, sprach er: Es war einmal ein Römer, — zwar weiß ich in diesem Augenblicke nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es ist auch nichts daran gelegen, — der pflegte, wenn er seine Gäste gut traktiret hatte, plötzlich und unerwartet ein künstlich zusammengefügtes Todtengerippe quer über der Tafel vor ihnen aufzurollen, um sie daran zu mahnen, daß auch sie, sammt allen Delikatessen, die sie bei ihm gefressen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moral-Predigten nicht verfallen bin, so sorgt hier unser Herr Polizeidirektor dafür und läßt den Leichenwagen, der sonst einen andern Weg verfolgte, jetzt bei uns vorbeifahren. Und weil die guten Leute es lieben, sich um die Stunde begraben zu lassen, wo ich

speise, so ist das in seiner Art immer ein sehr hübsches memento mori! —"

„Es war einmal in dem kleinen Landstädtchen Weisseritz ein braver Prediger, der wohl andere Geschäfte haben mochte, als für jeden Sonntag eine neue Predigt zu machen. Er fand es angemessen Jahr aus Jahr ein dieselbe zu halten, die er denn auch sehr brav vortrug und an der sich seine Kirchkinder stets erbau'ten. Nun wollte der Himmel, daß ein Theil des Städtchens und mit diesem das Haus des Herrn in Flammen aufgehen sollte; so daß am nächsten Sonntage die Gemeinde genöthigt war, sich in einer großen Scheune zu versammeln. Das Außerordentliche dieser Versammlung regte unsern Pastor auf und er hielt sich verpflichtet, diesmal aus dem alten Geleise zu biegen und eine neue, auf diesen feierlich-traurigen Tag eigens geschriebene Predigt zu halten. Er fing mit tiefer Rührung an: „So lasset uns heute, „meine andächtigen Zuhörer miteinander betrachten, das, „durch Gottes unerforschlichen Rathschluß in die Asche „gelegte Weisseritz!" Greise, Männer, Weiber und Kinder sahen sich fragend an und harrten, hoch erstaunt, der Dinge die da kommen sollten? Aber unser Pastor fühlte sich unfähig seinen alten Grundsätzen treulos zu werden und mit frommer Zuversicht fuhr er fort: „Im „ersten Theile werden wir hören, wie die Saducäer ihn „verführen wollten, und im zweiten, wie er ihnen das „Maul stopfte!" Worauf sich denn die Gemeinde sogleich wieder beruhigte. —"

„Als Seine Majestät Friedrich Wilhelm der Dritte vor Jahren bei unserer „Herrschaft" in Weimar zum

Besuche anwesend waren, hatte sich eine Menge Volk aus der Umgegend eingefunden, welches, Ihn wo möglich zu sehen, das Schloß umstand. Ich, der ich in jener Zeit bei „extravaganten" Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete auf dem Heimwege einen alten thüringschen Leineweber, welcher früher, wo ich eine kleine ländliche Besitzung gehabt, dort mein Nachbar gewesen war. Nun mein Alter, sprach ich ihn an, ihr seyd denn auch herein gekommen, den König zu sehn? Ja, Herr Geheemerath, antwortetete der Weber, aber das iss ja nischt! Ich dachte, 's sollte der alte Fritze seyn." —

„Excellenz Gräfin Henkel hatte einen Ball gegeben, bei welchem Jung-Alt-England natürlich wieder obenauf gewesen war, und sich zum Theil recht unnütz gemacht hatte. Sämmtliche Herren waren indignirt, sämmtliche Damen entschuldigten vermittelnd; wie immer, mit vorherrschendem Geiste, aber auch mit unverkennbarem Partei-Geist, Göthe's Schwiegertochter, die ihrer Parteilichkeit gar nicht Hehl haben wollte und sich selbst den britischen Konsul in Weimar zu nennen pflegte. Mich liebten die Antianglomanen als Tirailleur vorauszuschicken, wenn es galt, irgend ein Mittags- oder Thee-Tisch-Gefecht gegen die englische Kolonie zu unternehmen. Ich war denn auch bei'm Diner nach jenem Balle redlich vorangegangen und hatte durch mein kühnes Beispiel zur Nachfolge ermuthigt. Hofrath Vogel, des alten Großherzogs und Göthe's Hausarzt, wie Freund, mein biedrer, trefflicher Landsmann, stürzte sich nach mir in's Treffen, er zitirte, als Beleg für meine allgemein gehaltene Anklage, das besondere Beispiel, wie einige

Söhne Albion's, sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sofa's herumgerekelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie ließ sich nicht irre machen. Schon längst, erwiederte sie, hab' ich's der Großmama gesagt, daß die Kanapee's in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer, und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.

Nun ich weiß doch nicht, entgegnete Vogel sehr bescheiden, ich habe mit Frau von X. — (nebenbei erwähnt: eine recht häßliche Dame!) — dort gesessen, und —...... Und, unterbrach ihn Göthe, Ihr bekamt keine Lust Euch zu legen? O Ihr guten Kinder! —

Außer dem in einer vorstehenden Note angeführten Gespräch über das Vorlesen, hab' ich in direkter Beziehung auf mein eigenes Streben als Künstler, oder Schriftsteller nichts aus Göthe's Munde vernommen. Hauptsächlich wohl deshalb, weil es mir an Kühnheit mangelte, ihn mit fragenden Zumuthungen zu belästigen. An Kühnheit und — ehrlich gestanden — an Lust. Wozu auch? Sein Urtheil, wie es über den gang und gäben Formen schwebte, und wie er es zugleich in seltsame, halb mystische Phrasen zu hüllen pflegte, konnte Demjenigen, welcher die schlichte Praxis, namentlich der Bühne, vor Augen zu behalten und dem Publikum der Gegenwart auf geradem Wege beizukommen wünschte, weder ersprießlich noch förderned seyn. Göthe in seiner

Vornehmheit, (ich gebrauche diesen Ausdruck hier im besten Sinne), hatte sich von jeher viel zu sehr isolirt, um zu lernen, oder nur lernen zu wollen, wie man mit einer großen beweglichen Masse umgehen soll. Auch als er das Weimarsche Theater führte, hatt' er kein Publikum vor sich, sondern lediglich eine Versammlung von Leuten, die entweder vom Hofe, oder in geistiger Beziehung von ihm abhingen und die, auch wenn sie sich bei irgend einem Experimente in dramatischer Sphäre langweilten, ihrer Langweile höchstens durch mühsam verhaltenes Gähnen Luft machen durften. Deshalb konnt' er's mit einer Wernerschen „Wanda" mit einem Schlegelschen „Ion," ja mit noch kurioseren curiosis wagen. Litt er doch keine Rezensionen in auswärtigen Blättern, um wie viel weniger hätt' er den Ausbruch der Ungeduld im Parterre geduldet. Aus seiner Ansicht war er im vollkommensten Rechte. Denn er sagte: sie wissen doch nicht was sie wollen und so mögen sie mir's überlassen, für sie zu wählen. Aber auf diese Weise konnt' er unmöglich gelernt haben, folglich noch weniger lehren, wie man's anfangen solle, eine Komödie ungepfiffen über die Berliner Bretter zu bringen? Und nicht anders stand es zuletzt um seine Ansicht von der Darstellungskunst. So tief und poetisch seine Gedanken über die Harmonie des Ganzen, in welcher das Einzelne aufgehen und unter welche das Virtuosenthum sich fügen solle, auch gewesen sind; welch' ewige Wahrheiten er auch darüber ausgesprochen; in der Realität einer vom Augenblick und dessen Ansprüchen beherrschten Bühne, findet sich weder Zeit noch Raum durch sekundaire Ta-

lente, ja durch zum Theil talentlose Mitglieder, jene Wirkungen vorzubereiten, deren sich die sogenannte Weimarische Schule rühmt. Was ich noch von Resten jener goldenen Zeit sah, war sehr schwach, Vieles sogar total manierirt und unwahr und ich mußte die einheimischen laudatores temporis acti im Stillen bewundern, die laut bewunderten, was mir höchlich mißfiel. Graff, Heide, Oels, Mad. Jagemann, — ich habe niemals begriffen, wie diese neben Wolff's hatten gelten und Schillern und Göthe'n genügen können? Doch darüber mußte man natürlich schweigen und nur bei der Freundin Schopenhauer, wagt' ich meinem Herzen Luft zu machen. Es ist unglaublich, wie viel bei Beurtheilung theatralischer Aufführungen und ihrer einzelnen Theilnehmer, die liebe Gewohnheit thut. Schröder, der große Praktikus Schröder, thut darüber folgenden Ausspruch:

„Laßt eine gute Gesellschaft eine Stadt verlassen, und „ihr eine sehr schlechte folgen, so wird zwar in der ersten „Zeit das Misfallen allgemein seyn, allein es werden „keine drei Wochen vergehen, so wird es heißen: Ei „nun, Der, oder Die, hat es doch heute nicht übel ge„macht. Nach und nach wird Mehreren dies Lob er„theilt werden. Bald hernach wird man hören: das „muß man sagen, das heutige Stück wurde trefflich „gegeben, beinahe so gut, als von den vorigen. Laß „diese arme Menschen nun das Glück haben, ein paar „sehr gefallende Stücke zu bekommen, so wird der „Werth der vorigen Gesellschaft nur noch in dem Ge„dächtnisse sehr Weniger leben. Wer hat nicht erfah-

„ren, wie bald, und durch Wen! unersetzbare Perso=
„nen ersetzt wurden! Haben wir nicht erlebt, daß der
„höchsten Unwahrheit und der Mittelmäßigkeit, die
„Ehre des Herausrufens zu Theil wurde?"

Muß man diese Worte in ihrer vollen Wahrheit gelten lassen, so wird man auch geneigt seyn, den Weimaranern die Begeisterung für ihre Bühnenmitglieder zuzugestehen, für dieselben, die in schönen Blüthetagen deutscher Poesie, das Höchste was diese geboten, vor ihnen in's Leben geführt hatten, und noch dazu unter energisch=konsequenter Leitung eines Mannes, der die gleichfalls Schröderischen Worte: „Diese unwiderlegbaren Beispiele beweisen, daß der Geschmack des Publikums zu bilden ist und gebildet werden muß!" zum Wahlspruch für seine Theaterführung gemacht hatte.

Nur einmal, während meines langen Aufenthaltes in W. ward mir das Glück zu Theil, Göthe'n ein Viertelstündchen gegenüber zu sitzen, ohne andere Gesellschaft, als den ihm sehr vertrauten und keine Eröffnung hindernden (sogenannten: Kunscht=) Meyer. Ich war an einem freundlichen Februarmorgen spazieren gelaufen und lief ihm, der mit Meyer eine Spazierfahrt machte, queer über den Weg. Er ließ halten und lud mich ein, mitzufahren. Da war er sehr zutraulich und liebevoll, anders als im Speisesaal; so zwar, daß ich mich getraute, ihn mehrfach mit „Sie" anzureden, ohne mich der verzweifelten „Excellenz" zu bedienen. Diese Excellenz, die ich ja herzlich gern jedem vornehmen Staats=

beamteten im reichsten, vollsten Klange meines nicht undeutlichen Sprachorgan's zukommen lasse, störte mich — kindisch genug — doch jedesmal, wenn ich im Gespräch mit ihm, daran dachte, daß er zufällig der Dichter des „Werther," „Meister," „Faust," der „Isigenia" und anderer ähnlicher, nicht gänzlich zu verwerfender Kleinigkeiten sey. Es konnte mich manchmal sogar im Essen stören, wenn die Andern so unermüdlich mit dieser Excellenz umherwarfen und einmal blieb mir völlig der Bissen im Munde stecken, als ein Tischgast, von einem hübschen Bürgermädchen redend, den Ausdruck gebrauchte: „sie hat sich an den Dichtungen Euer Excellenz heranzubilden gesucht!" I, daß Du — — —!! Ist in solchen Momenten nicht die Frage erlaubt: — vorausgesetzt, von Einem der bei Göthe schwört und ihn auswendig weiß! — was wäre Göthe dem deutschen Volke, und was vielleicht das Volk durch ihn geworden, wenn er genöthigt gewesen wäre, in einer großen Stadt, ohne Rang, ohne Titel, ohne Orden, ganz wie ein anderer Mensch sich durchzuschlagen und so — — Um Gotteswillen, Ihr Herren, thut mir nichts, ich bin ja schon still! Nur Ein's muß ich noch sagen, und wenn ich Duelle bekäme: „des Epimenides Erwachen" hätt' er dann nicht — verfaßt!

— — Bei jener Spazierfahrt ging's über's Theater her, hauptsächlich war von unserm Königstädter Personale die Rede, und ich erzählte ihm mancherlei Schwänke, die er fröhlich hinnahm. Dabei kamen wir auch auf „Auguste Sutorius," die einige Zeit in Weimar gewesen. Diese hatte, als sie ihm vorgestellt wurde, in eine gar-

stige Fußangel getreten. Der Berliner Hofschauspieler Krüger, zum Besuch in W. anwesend, hatte sich die Erlaubniß erbeten, die junge talentvolle Schauspielerin bei Göthe einzuführen und dieser empfing sie denn nun, in seiner feierlichen Visitenmanier, in welche sich die Schülerin des Wiener Theaterton's schwer zu finden wußte. Die Conversation mag gerade nicht von Geist und Leben gesprudelt haben, ich kann mir's denken. Krüger, nach Belebungsmitteln haschend, kam auf den unseeligen Gedanken, einzuwerfen: Demoiselle Sutorius hat auch schon die Sofie in den „Mitschuldigen," (das einzige Göthe'sche Stück auf dem Königstädter Repertoir!) gespielt; worauf die in der Literatur völlig Unbewanderte, mit lebhaftestem Widerwillen erwiedert: „Ach ich bitt', Herr Krüger, reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück, das ist mir meine zuwiderste Rolle!" Und Göthe, während Krüger auf eine Oeffnung in der Diele rechnet, durch die er zu Kellertiefen versinken möchte, spricht mit antiker Ruhe: „Nun, nun, das ist ja schön*)."

Ich hab' im vierten Bande nicht verschwiegen, daß ich mich bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar von

*) Man muß dabei an die Catalani denken, der Aehnliches bei ihm widerfuhr. Sie wollte, um zu zeigen, daß sie auch etwas von Göthe wisse, ihr Licht in der deutschen Poesie leuchten lassen und adressirte ihm, die in angewohnter königlicher Würde huldreich-herablassenden Worte: „j'ai vu vôtre „Werther" à Paris, Potier y est trés comique!" — Bekanntlich existirt eine tolle Farce unter dem Titel: „les souffrances du jeune Werther," als boshafteste Parodie auf „Werthers Leiden."

Göthe's Sohne, August, mehr zurückgestoßen als angezogen fühlte und daß sein — ich möchte sagen: brutales Wesen mir misfiel. Diesmal entging mir wohl nicht, daß er sich mir zu nähern suchte, — aber ich suchte ihm zu entgehen und wich ihm aus. Er bemerkte das und nun war er vollkommen kalt, fremd, — ja stolz gegen mich. Da kam in meinen Vorträgen „Faust" an die Reihe. Ich las dies Gedicht in Weimar, wie ich mir's für Berlin eingerichtet. Ich darf sagen, daß nach dieser auf mehrjährige Prüfung und Erfahrung gegründeten Einrichtung, trotz allen nothwendigen Ausscheidungen nichts Wesentliches fehlt und daß ich dem allumfassenden Gedichte eine Konzentration zu geben gelernt habe, die von den Versen: „Habe nun ach, Philosophie!" bis zu Gretchens letztem Auftritt im Kerker reicht und dennoch bei'm Vortrage den Zeitraum von zwei Stunden um Weniges überschreitet. Die Wirkung war eine entschiedene. Bei keinem Anwesenden aber that sie sich stürmischer kund, als bei August. Dieser, sonst ein sehr kühler Lober meines Talentes, wartete kaum ab, daß ich von den Stufen, auf denen ich mein Wesen trieb, herabgestiegen war, um mich bei beiden Händen zu fassen und mir mit thränenfeuchten Augen zu sagen, welche Freude ich ihm gemacht. Seine Worte waren: ich werd's dem Vater sagen, daß ich Vieles im Faust erst heute verstanden habe. Ich war besonnen und klarsehend genug, um zu empfinden, daß August's Begeisterung, wie sie da im Saale vor mich hin trat und mir vor vielen erstaunten Zeugen huldigte, mehr dem Gedicht seines Vaters, als meinen Anstrengungen galt, eben das aber

machte mich ihm geneigter, denn warum soll ich's leugnen, ich hatte die Meinung Vieler theilend, ihn bisher für einen halben Barbaren gehalten und war jetzt aufs Freudigste überrascht, ihn so empfänglich zu finden. Von diesem Abende fing unsere Freundschaft an. Wir sahen uns täglich und wurden Vertraute. Als wir es waren, verhehlt' er mir nicht, daß er oft absichtlich, vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe als roher Gegner jedes poetischen Treibens zu erscheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich sey, für einen Erben zu gelten, der sich bestrebe, Firma und Geschäft des Vaters fortzuführen. Lieber, sprach er, sollen sie sagen, Göthe's Sohn ist ein dummer Kerl, oder was sie sonst sagen mögen, als daß es von mir heiße: er will den jungen Göthe spielen. Der Name Göthe war August's Fluch. Und wie der Vater im einzigen Sohne seinen Namen und sich selbst liebte, so hat er, um dieser Liebe Willen, den Grund zu des Sohnes düstrer Zukunft gelegt. Aeußerte er doch aufrichtig genug, einst zu einem erprobten Freunde, als von August und dessen wunderlichem Zustande die Rede war: es ist meines Sohnes Unglück, daß er niemals den kathegorischen Imperativ vernommen!

August Göthe war kein gewöhnlicher Mensch; auch in seinen Ausschweifungen lag etwas Energisches; wenn er sich ihnen hingab, schien es weniger aus Schwäche, als vielmehr aus Trotz gegen die ihn umgebenden Formen zu geschehen. Stirn, Auge, Nase waren schön und bedeutend, machten seinen Kopf dem des Vaters ähnlich. Der Mund, mit seinen sinnlich aufgeworfenen Lippen, hatte dagegen etwas Gemeines und soll an die Abstam-

mung von weiblicher Seite erinnert haben. Er hielt sich, ging, stand, saß, gebehrdete sich, wie ein feiner Hofmann; seine graziöse Haltung blieb stets unverändert und auch wenn er berauscht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem Maaße äußerer Schicklichkeit.

Er wußte Viel und Mancherlei, nicht nur, daß er, wenn er einmal in's Arbeiten kam, ein ganz tüchtiger Rath an fürstlicher Kammer seyn konnte, trieb er auch Naturwissenschaften in vielfacher Richtung und hielt namentlich die vom Vater angelegten Sammlungen jeder Gattung in bester scientivischer Ordnung. Das Münzkabinet hatte er gleichfalls in seinem Verschluß und wußte genügende historische Auskunft zu geben.

Die Poesie, der abhold zu scheinen bisweilen seine Laune war, liebte mein armer Freund eben so innig, wie er ihr auf's Innigste vertraut war. Neben Göthe stand ihm Schiller, — ja, vielleicht über jenem! Wehe demjenigen, der sich in Göthe's Hause*) beikommen lassen wollte, den Lebenden auf Kosten des Todten zu erheben.

Dabei war August in ihm selbst, und für sich ein Dichter. Ja, er würd' es auch für Andere geworden seyn, wenn er die Fähigkeit besessen hätte, das Mechani-

---

*) Dasselbe gilt auch vom alten Göthe. Seine Pietät für Schiller war eine so innerlich-tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte. Ich hatte, als über „Egmont" gesprochen wurde, einst die Bearbeitung, die Schiller für's Theater unternommen, zu tadeln gewagt und mein Erstaunen geäußert, daß sie noch immer auf der Weimarischen Bühne gelte. Den Blick des Alten werd' ich nie vergessen, mit dem er mich anblitzte und fast grimmig sagte: Was wißt ihr, Kinder! das hat unser großer Freund besser verstanden, als wir!

sche des Metrums zu beherrschen. Er wußte seinen Gedanken und Gefühlen selten eine entsprechende Form zu geben und wenn er Verse irgend eines ihm theuren Dichters citirte, mahnte er mich an Jean Paul, der auch niemals im Stande ist, einen Vers anzuführen, ohne gegen den Rhytmus zu sündigen. Nichts desto weniger sind einige seiner kleinen Gedichte sehr lieblich, wenn schon immer wunderlich.

Die Schwalbe.

Ihr glaubt im rauhen Norden baut sie Nest und Hort,
Um zu verweilen hier Jahr aus Jahr ein.
Sie bleibt so lange nur am lieben Ort
So lange mächtig wirkt der Sonne Schein.
Dann zieht sie fort und suchet neue Lust,
Im Ganges spielt sie ab der Reise Wust,
Zum Lieben, Fliegen ist gebaut die Brust.
So ist die Schwalbe ewig Frühlingzeichen,
Ungern sieht man sie dort und hier entweichen;
Ein heil'ger Vogel zieht sie über Welten hin,
Die Liebe macht sie zu der langen Reise kühn;
Und liebend, wohlgeachtet, wohlgelitten,
Baut sie ihr Nest an dem Palast und an den Hütten.

Dem Inselfreunde.

Das Leben gleicht dem heit'ren Wasserspiegel,
Es gleicht der Welle die von dannen eilt;
Der Woge gleicht's, die ohne Zaum und Zügel
Dem Bittenden nicht mehr verweilt;

Dem Sturme gleicht's, der ohn' Erbarmen
Das Schiff entführt in seinen mächt'gen Armen;
Ein guter Schiffer aber hat in allen Stunden
Ein herrlich Element, Bewegung aufgefunden.

Mädchens Auge.

Dunkelster Pyrop,
Reinster Diamant,
Erst'rer Feuer,
Letzt'rer Wasser,
Beid' in innigster Bewegung,
Bringen ungeheure Regung.

Ein Blick von Dir giebt mir die Ruhe wieder,
Ein Liebeswort tönt mir wie süße Lieder,
Ein Kuß kann mich zum Gott erheben,
Ein Du! und alle Nerven beben!
Ein Lebewohl und eine gute Nacht,
Ein Händedruck — und ew'ge Liebe wacht.
Ein Hoffen, bald Dich wiederfinden,
Ein solch' Versprechen kann an's Leben binden.

Während dem Einsenken*).

Du weilst, Du bleibst noch hier,
Du ruh'st in unsern Herzen.
Begleitet haben wir Dich Alle! — Wir!
Doch diese ungeheuren Schmerzen,
Dein Scheiden läßt sie mir.

*) Diese fünf Zeilen, die einer spätern Zeit, wo er schon körperlich und geistig ganz zerrüttet war, gehören, gelten der unvergeßlichen Großherzogin Luise.

Nie hab' ich einen Freund gehabt, der so sichtlich und so zur Freude des Beschauers, Ordnung und Sauberkeit in Allem was ihn umgab, in Papieren, Briefsammlungen, Kunstschätzen zu halten wußte. Während Vettern und Basen ihn für einen unordentlichen, liederlichen Menschen ausschrieen war in seinen Gemächern eine wahrhaft strahlende Reinlichkeit, über jeden Schrank und Kasten der wohlthuende Friede heimathlichen und behaglichen Sinnes verbreitet. Mit seiner Familie bewohnte August das zweite Stockwerk des väterlichen Hauses, auf deutsch gesagt: Dachstuben. Der Alte hatte, mit Beziehung auf die Kajüten-artige Benutzung aller, auch der kleinsten Räume und den Glanz gutgepflegter Ausschmückung, einmal, nach einer oben besuchten Abendgesellschaft geäußert: nun, in Eurem Schiffchen war es ja gestern ganz brav. Seitdem hieß August's Apartement kurzweg: das Schiff. Ach, welche schöne Nachtstunden haben wir in diesem Schiffe durchlebt. Wie viel gelacht! Wie ernst und erschöpfend über Manches geredet! August war voll Humor und ging auf Alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergötzliche und Possierliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es mir gesagt, er hat es mir geschrieben, seine Nächsten haben es mir berichtet und der gebeugte Vater hat es mir dann, nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit **mir** die finstern Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind und daß er am frohsten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes aufschließen mochte. Leider kann

ich von diesen Briefen wenig oder nichts mittheilen. (Der Alte drückte sich gegen mich über jene Briefe, die er trotz ihrer fast unglaublichen Tollheit, und zynischen Raserei, sämmtlich gelesen, mit den Worten aus: Nun, Ihr evakuirt Euch denn recht gehörig!) Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuths, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseeligen beleuchteten. Nach meinen Beobachtungen — begreiflicherweise nicht blos auf den diesmaligen, in diesen Zeilen geschilderten Umgang, sondern auch auf späteres, wiederholtes Zusammentreffen sich gründend, — haben drei feindliche Mächte sich vereinigt, diese sonst so hoch begabte Persönlichkeit zu zerstören.

Zuerst der Hang zum übertriebenen Genuß des Weines. Unleugbar ist dieser gesteigert worden, durch das traurige Bedürfniß, sich in erkünstelter Anspannung über den Druck der Gegenwart und eines lästigen Daseyns zu erheben. Aber auch körperliche Anlage trieb ihn zum Trinken. In Volkes Mund lebt das bezeichnende Wort, wenn von einem Säufer die Rede ist: „er hat eine zu große Leber!“ Mir hat es einen furchtbaren Eindruck gemacht, zu erfahren, daß bei August's Leichensektion die Aerzte erklärten, seine Leber sey um fünfmal größer, als die eines gesunden Menschen. Es war nicht anders möglich, dieses unwiderstehliche Bedürfniß oft am frühen Morgen schon massenweise Wein zu trinken, konnte nur krankhaft seyn.

Worin bestand denn nun aber der Jammer, der Gram den er vertrinken wollte?

Ich hab' es schon gesagt, ihn drückt' es nieder, Göthe's Sohn zu seyn. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlt' er, der Ruhmlose, sich gedrückt; auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hatt' ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuergluth des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen, und er ihr, weil dies Bündniß, dem Geheimerath, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien. Als Minister, als Mann im Staate, ja als Vater, nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt, hatte Göthe gewiß vollkommen Recht, handelte er gewiß aus voller, anerkannter Ueberzeugung. Nur verstand das arme, geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen und machte — so sagt man in Weimar — ihrem Leben ein Ende. — Welchen Einfluß mag dies Ereigniß, dessen tragische Einzelheiten, wie sie mir vielfach erzählt wurden, ich nicht aufzuführen wage, aus Furcht, leere Klatschereien nachzusagen, — welchen Einfluß mag dies auf den Zurückgebliebenen und auf sein später geschlossenes Eheband gehabt haben? —

Den Hauptschlag aber, das weiß ich aus seinem eigenen Munde, der es mir nie mit klaren Worten und dennoch verständlich kund gethan, hat ihm ein anderes Machtwort des Vaters gegeben. Als im Frühling Achtzehnhundertdreizehn das deutsche Vaterland sich erhob,

als Karl August, stets edel und deutsch gesinnt, auch seine Weimaraner zu den Waffen rief, da wollte sich auch August in die Reihen der Freiwilligen stellen, — doch die väterliche Gewalt hielt ihn zurück. Damals hatte Göthe noch keine Enkel. Der Gedanke, den Einen, der seinen Namen führen und fortpflanzen solle, durch eine feindliche Kugel verlieren zu können, sagt man, wäre ihm unerträglich gewesen, und er habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den höheren Befehl zu erlangen, der den Kampflustigen zurückzwang. Als nun, nach glorreichen Thaten, die Sieger von ihrem Fürsten geführt, heimkehrten, als Eltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfingen, da zog auch unser August ihnen entgegen, — und er mußte, wo er begrüßen wollte, Aeußerungen des Hohnes, des Spottes hören.

Nun, wem da nicht das Herz bricht, wer da nicht verzweifeln will! —

Und so bereitete sich denn in ihm, nach allen Kämpfen und Krämpfen, eine verbissene Wuth, ein bohrender Groll, ein unmächtiger Trotz gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor, und um dieser — contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne, — eine Farbe zu geben, warf er sich mit kindischer Vorliebe auf — — — die Vergötterung Napoleons! Hinter diese bemüht' er sich die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet. Deshalb hingen seine Wände voll von allen Abbildungen des Kaisers zu Fuß und zu Pferde, von Abbildungen seiner Hüte und Waffen; deshalb war jedes Petschaft, jedes Flakon, jede Bronze ein Napoleon. Deshalb

spielte er mit dem glühendsten Napoleonismus und wähnte, in diesen Spielereien Trost zu finden. Als nun aber der Vater, wohl einsehend, wie sein Sohn dazu gekommen und zufrieden über diese beschwichtigende Richtung, ihm gar jene Dekoration der Ehrenlegion, die er selbst aus Napoleons Händen einst empfangen, zum Geschenk machte, da sprang die letzte Schraube und nun war kein Halten mehr*). Es wird dem Leser nicht unwichtig seyn, hier die Strofen eingeschaltet zu finden, mit welchen August dies für ihn so wichtige Geschenk besang.

Traum.

Des Tages Last entließ die müden Glieder
Und sanfter Schlummer fand sich freundlich ein;
Ein Traumes-Meer es wogte auf und nieder,
In mir erschien ein alt' und neues Seyn.
Harmonisch hört' ich Kriegs- und Siegeslieder,
Es schien, als wär' die ganze Erde mein.
Doch anders war's: es kam die mächtigste Gestalt
Und fesselte auch mich mit ihrer Allgewalt.

---

*) Wie weit August's Manie ging, mag man aus Folgendem ermessen. Es wurde in Weimar (ich glaube 1829) ein Liederspiel von mir, „Erinnerung,“ aufgeführt, worin ein Soldat von der alten Garde als blinder Bettler erscheint. Sobald dieser (Genast) die Bühne betrat und August die zerrissene Uniform erblickte, soll er, wie man mir erzählt, wüthend aufgesprungen seyn und die Loge verlassen haben. Er zürnte ernsthaft mit mir, ja er trat seine Reise nach Italien an, ohne mir auf meinen letzten Brief zu antworten; und erst kurz vor seinem Tode gab er von Rom ein Zeichen der Versöhnung.

Und mit Verehrung heben sich zu Ihm die Augen
Der Glorie zu, die mächtig Ihn umstrahlt.
Ach könnt' ich aus dem Blick Gedanken saugen,
Auf ewig wär' ich dann so kühn verstahlt!
Ich lausche auf und fühl' ein sanftes Hauchen,
Wie Rosenduft am Horizont sich malt.
Vernehmend nun des großen Kaisers Worte,
Bleib' ich erstaunt, verehrend, still am Orte.

Du hast an mich geglaubt, an mir gehangen,
Als mich die Welt gehaßt, verwünscht, verflucht,
Und als man mich zuletzt sogar gefangen,
Hat Dein Gedanke stets mich aufgesucht.
Und jede Schandthat, die man frech an mir begangen,
Schien Dir so ungerecht, als auch verrucht.
Des Zweifels Pforten hast Du nie betreten,
Ich hörte Dich sogar für mich oft beten."

„So nimm von mir der Anerkennung Zeichen,
Das Manchem schon die treue Brust geziert.
Du hast's verdient, durch Nimmer=Weichen
Vom Großen, wenn es auch den Schein verliert.
Nichts konnte Deine Liebe zu mir beugen,
Das hat mich innig, hat mich oft gerührt.
So trage dies von mir zum Angedenken,
Es ist das Größte, was ich Dir kann schenken.

Als er mir dies verwundersame Gedicht vorlas, war mir's, als wollt' er in Andacht verschwimmen. Mir wurde ganz Angst dabei.

Neben dieser Schwärmerei für Napoleon, zog der stete Wunsch: Weimar, seine amtliche Stellung, sein Haus verlassen und eine große Reise antreten zu dürfen. Hundertmal war dazu gerüstet worden; immer ging es

wieder, wahrscheinlich doch durch des Alten Gegenrede zurück. In diesem lag von je die bange Ahnung, daß er den Sohn, wenn dieser einmal in der weiten Welt sey, nicht wieder sehen werde. Ich gebe hier nach meinem Gefühl das interessanteste Gedicht August's, welches offenbar von ihm niedergeschrieben ist, in der Hoffnung recht bald abreisen zu dürfen:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet seyn,
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrei'n.

Und ist auch sich'rer Sturz bereitet,
Ich weiche nicht vom schmalsten Pfad,
Um Rechtthun mancher wird beneidet,
Und wohl ist dies die schönste That.

Zerrissnes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sich'res Loos,
Es gleicht von Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Thetis Schoos.

Drum stürme fort in Deinem Schlagen,
Bis auch der letzte Schlag verschwand.
Ich geh' entgegen bessern Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Man glaube aber ja nicht, daß deshalb das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein gespanntes gewesen sey. Dazu kam es nie. Ich habe zu deutliche Beweise, daß August kein Geheimniß vor dem Vater hatte. Der Alte selbst deutete mir nach August's Tode durch vielfache Anspielungen an, wie er von All' und Jedem unterrichtet

gewesen sey, wovon ich gemeint, es wäre zwischen uns Zweien, dem Verstorbenen und mir, geblieben. Diese kindliche Anhänglichkeit betreffend, bleibt mir die Nacht vor meiner Abreise von W. unvergeßlich. Hofrath Soret, Erzieher des jetzigen Erbprinzen, hatte in seiner freundlichen Gesinnung für mich, all' meine Gönner zu einem letzten Abendessen, was man die Henkersmahlzeit nennt, zusammen gebeten. Als wir spät, eigentlich früh, auseinander gingen, begleiteten mich die Herren bis an das Elefanten-Thor und es wurde unter freiem Himmel bei Sternenlicht, Abschied genommen. Einer nach dem Andern drückte mir die Hand und als ich die Reihe durchgemacht und der Haushälter die Thüre hinter mir geschlossen hatte, fiel mir erst auf, daß August spurlos verschwunden war. Früh um vier Uhr waren meine Pferde bestellt. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit zum Einpacken. Es mochte Drei seyn, als mit gewaltigen Schlägen an das Hausthor gepocht wurde. Mein Diener meinte, es kämen Reisende an. Eine Minute nachher stand August, glühend von Wein und Aufregung vor mir und gab dem Diener ein Zeichen uns zu verlassen.

Sie haben, sprach er zu mir, gewünscht, ich solle Ihre Aufträge an Ihre Freundin übernehmen, während Sie von W. abwesend sind und haben es mir dabei zur Bedingung gemacht, gegen Jedermann das tiefste Geheimniß zu bewahren; ich bin auf diese Bedingung stillschweigend eingegangen. Aber doch kann ich Sie nicht reisen lassen, ohne vorher zu fragen, ob unter „Jedermann" auch mein Vater mit einbegriffen ist?

Natürlich, erwiderte ich, der vor Allen! Dann, sagte August, mit großer Entschiedenheit, muß ich mein Versprechen zurücknehmen und darf Ihr Vertrauen nicht empfangen.

Vor meinem Vater kann und darf ich kein Geheimniß haben. Seitdem ich reden kann, ist kein Tag vergangen, wo ich nicht, wenn wir an einem Orte lebten, jeden Morgen zu meinem Vater getreten bin und ihm Alles erzählt habe, was mir am vorigen Tage begegnet, was ich gethan, was ich gedacht! Mein Vater ist mein Beichtiger. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe. Ueber meinen Vater geht mir nichts. Er umarmte mich, sagte Lebewohl und schied. An der Zimmerthür kehrt' er noch einmal um, sah mich mit starren Augen lange durchdringend an und sprach: Sie glaubten, ich wäre betrunken? Ich bin's nie, wenn ich's nicht scheinen will! Ueberhaupt, Ihr kennt mich Alle nicht! Sie auch nicht! Ihr haltet mich für einen wilden, oberflächlichen Gesellen!? Aber hier — (und dabei schlug er sich mit der geballten Faust auf seine hochgewölbte Brust, daß diese dumpf und hohl wiederklang!) — hier ist es so tief! Wenn Sie einen Stein hinabwürfen, Sie könnten lange lauschen, bis Sie ihn fallen hörten.

Dann verließ er mich.

Noch immer führ' ich ein sauber gearbeitetes Portefeuille mit mir herum, welches mir August Göthe einige Tage vor unserer ersten Trennung geschenkt. Es ist mit einer Abbildung von Göthes kleinem Gartenhause geziert und darauf beziehen sich die Zeilen, mit denen er seine Gabe begleitete:

Abschiedsgruß an Holtei.

So lebe wohl; Du hast mich froh gemacht.
Geleite Dich von hier ein guter Stern!
Lang' hatt' ich nicht von Herzen so gelacht;
O glaube mir, ich denke Dein auch fern.

Im Ernsten auch hast Du mich stets bezwungen
Und meine Thränen gab ich gern Dir hin.
Wem Ernst und Scherz in solchem Maas gelungen,
Der läßt den Pfeil zurück bei'm schnellen Flieh'n.

Nimm denn von mir das Liebste was ich habe;
Es ist mein Glück, mein Himmel, mein Genuß.
Bescheiden ist die stille kleine Gabe —
Für Dich war's nimmer im Verschluß!

Diese Verse sind vielleicht die schlechtesten die Göthe's Sohn gemacht. Aber mir sind sie die liebsten. Nicht weil sie mich preisen; sondern weil sich an die letzten vier Zeilen, dem Leser unverständlich, für meine Erinnerung eine ganze Geschichte knüpft.

Mit Allem, was ich aus Göthe's Hand, Familie, Haus, an sinnigen Gaben empfing, hab' ich Andere beglückt. Zeichnungen vom Vater hingeworfen, Blätter von seiner Hand beschrieben, wurden fernen Verehrerinnen geschenkt. Die Medaille, auf sein Jubelfest geprägt, die er mir bei'm ersten Besuch in W. gab, hängt in Preßburg bei meiner Freundin Therese.

Ja sogar jenes Glas, worein er eine Skizze seines Wohnhauses „am Plan" für mich schleifen ließ, besitz' ich nicht mehr: ich reicht' es meinem theuern Freunde Brackel in Riga, zum Jahresfeste, als Zeichen treuer

Dankbarkeit. Nur zwei Gegenstände bewahr' ich bis zum Tode: einen Abdruck der Ifigenia in Quarto, den mir der Alte freundlich zugeschrieben, — und August's Mappe.

So schied ich denn im Anfang des April aus dem lieben Weimar, um einige Herzen reicher!

Als wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns hatten, sagte mein im Wagen neben mir sitzender Diener, als ächter Berliner Galgenstrick: „Das Weimar iss ein verflucht langweiliges Nest; hier möcht' ich nich jemalt hängen!"

Gemalt häng' ich nun eben nicht dort, wohl aber lieg' ich gezeichnet in Weimar. Einmal in Göthe's großer Sammlung, für die er mich durch Herrn Prof. Schmeller abkonterfeien ließ; das Andremal in dem merkwürdigen Stammbuch der geist= und talent=reichen Gräfin Julie Egloffstein, welche mit Meisterhand die Physiognomien aller Durchreisenden, die ihr dessen werth erschienen, auf's Papier zauberte. Es schmeichelte mir nicht wenig, daß auch mir dieses Glück zu Theil wurde.

Im Ganzen ist der Eindruck, den ich bei den bessern und gebildeten Bewohnern Weimars zurückließ, ein guter und günstiger gewesen; das bewies mir die freudige, unverstellt herzliche Theilnahme, die mir bei späteren Besuchen immer zu Theil wurde.

Auch hätt' ich noch Viel zu erzählen und wüßte noch Bogen voll zu schwatzen, wenn's der angewiesene Raum mir nur erlauben wollte.

Ueber Leipzig nach Berlin heimkehrend, fand ich in der großen Stadt und ihrem Geräusch eine beruhigende Zurückgezogenheit, verglichen mit dem geselligen Strudel in den mich das kleine Weimar gezogen. Begreiflich! Wer sich, sobald er nur einigermaßen persona publica und grata ist, isoliren will, muß in eine recht große Stadt, oder auf's Dorf ziehen. Ich benützte die ersten Tage meiner Zurückgezogenheit, um das Schauspiel „Lenore" gänzlich zu vollenden und in's Reine zu bringen und las dasselbe, an dem Abende des Tages, wo ich den letzten Federstrich gemacht und die Melodieen der noch dazu gekommenen Lieder, mit eigener Hand auf Noten gesetzt, an Herrn Eberwein in Weimar abgesendet*), bei Ludwig Robert vor. Es war Niemand zugegen als Robert, dessen Gattin und Börne. Roberts waren ergriffen von dem Stück, wie denn überhaupt Robert, wenn er einmal Jemand in sein Herz geschlossen hatte, die ihm eingeborene, sonst strenge Kritik leicht mit dem Herzen davon laufen ließ. Börne hörte sehr aufmerksam zu und verwendete während des Lesens kein Auge von mir, wahrscheinlich weil er besser hörte, wenn er dem Sprechenden auf die Lippen sah; sobald eine Melodie eintrat, gab er das Zeichen stummer Theilnahme. Zuletzt, als Roberts ihr Wohlgefallen an der Arbeit und ihre Hoffnung eines günstigen Erfolges aussprachen, ließ Börne diesen Punkt ganz fallen und sagte nur einmal um das andere zu beiden: „wie schön er lieset!"

*) Herr Eberwein schrieb mir darauf: Ihren Brief mit besoffenen Noten hab' ich richtig empfangen. — Es war das erste Mal, daß ich versuchte, meine Feder für derlei musikalische Hieroglyfen zu gebrauchen.

"Leonore" v. Holtei

Mit der Besetzung der Rollen befanden wir uns in großer Verlegenheit. Justizrath Kunowski, damals noch Vertreter der Aktien-Direktion, hätte gewünscht, daß Madame Haitzinger-Neumann, welche eben in der Königstadt Gastrollen gab, eine der weiblichen Rollen übernähme. Damit war mir insofern nicht gedient, als dann nach ihrer Abreise, jede Wiederholung schwierig wurde. Die Kräfte des Theaters waren sehr beschränkt: Marie Herold, die einzige jugendliche Schauspielerin, die im Publikum einigen tragischen Kredit hatte. Es kam so weit, daß wir schon überlegten, ob wir nicht von ihr beide weibliche Rollen: Lenore und die Gräfin sollten spielen lassen? was mir aber doch zu sehr nach Kreuzerkomödie schmeckte. Endlich fand ich den Ausweg, ihr die Gräfin zu lassen, die Lenore jedoch der „kleinen Holzbecher" zu übertragen. Sämmtliche Regisseurs, Angely an der Spitze, thaten dagegen Einspruch: es sey nicht möglich, daß diese, bisher nur im Lustspiel und in der Lokalposse verwendete und geübte Schauspielerin, den Wahnsinn des dritten Aktes darstellen könne; man würde lachen, statt weinen; das ganze Stück sey verloren u. s. w. Ich erklärte mich bereit, die Verantwortung auf mich zu nehmen und wurde von Kunowski, den jede neue und gewagte Idee interessirte, unterstützt. So setzten wir's durch. Nun wiederholt' ich meine Besuche bei ihren Eltern und wie wir jenes „verwandelte Kätzchen" mit seinen Minauderieen und koketten Possen eingeübt, übten wir auch die elegische Lenore, mit ihren Konvulsionen und histerischen Zuckungen ein. — Lieber Gott, bei Lichte besehen, läuft Beides auf Eines hinaus und

nichts ist leichter, als die Zuschauer durch einige Wahnsinnsfaxen zu verblüffen.

Eberweins Partitur ging pünktlich ein und entzückte uns, durch ihre sinnige Behandlung der Instrumentalbegleitung bei den alten Volksweisen, wie durch passende und wirksame Composition der Ouvertüren und Melodramen. Alle Mitspielenden waren voll Lust und Liebe. Schon bei den ersten Proben zeigte sich ein andrer Geist, als gewöhnlich. Am 12. Juni fand die erste Vorstellung Statt. Der Erfolg übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Nach dem zweiten Akte wurde der Verfasser lärmend begehrt; ein Zeichen der Theilnahme, welches damals, wofern derselbe nicht zugleich als Darsteller auf den Brettern stand, im Zwischenakt etwas Ungewöhnliches war, welches mich folglich mit gerührtem Schreck und bangem Staunen erfüllte. Nachdem ich vor die Lampen getreten, und mich bestens zu dreien Malen verbeugt, empfing mich Schmelka in der Kouliſſe mit den Worten: Aber wie kann man ein solches Stück geschrieben haben und so ein Schafsgesicht dazu machen, wie Du jetzt eben? was ich für eine ungeheure Schmeichelei annahm.

Ich erndtete viele Lobsprüche, von allen Seiten, und empfing überall, wo ich mich zeigte, Glückwünsche. Nur Einer, auf dessen Beifall zu rechnen die Königstädter Direktion gewohnt war, Einer blieb kalt und wendete sich von dem Schauspiel, welches die allgemeine Stimme der Berliner für ein vaterländisches bezeichnete, entschieden ab. Ja, sogar der nach seiner Loge gerichtete, in förmliches Jubelgeschrei ausbrechende Beifall, bei einigen

an Friedrichs Enkel gerichteten Stellen, gewann Ihn nicht. Seine Abneigung gegen dies Stück, welches Er nur einmal mit ansah, ging so weit, daß Er sich darüber äußerte, was Er sonst selten, oder niemals that. Der letzte Akt mit seinem Kirchhofsgrauen war Ihm an sich zuwider, am wenigsten aber konnte sich sein Königlicher Sinn damit befreunden, daß die Glorie der preußischen Heldenzeit, die durch den ersten und zweiten Akt wehen will, im Schneegestöber und auf beschneiten Gräbern, mit wilder, unchristlicher Verzweiflung eines ungebehrdigen Mädchens enden solle? Dies waren Seine Worte — und ich vermag sie nicht zu widerlegen.

Mitten in dem Entzücken des Autors behielt derselbe Ruhe und Eifer genug, eine schon in Weimar begonnene, durch August Göthe's und Eckermanns Zuspruch beförderte Arbeit zu vollenden: ich meine die Anordnung des Faust für die wirkliche Bühne. Ich begnügte mich nicht etwa (wie es später meine Nachfolger auf diesem Felde, Tieck und Göthe selbst nicht ausgenommen, gethan!) zu streichen, sondern ich erfand eine wirkliche theatralische Form, fügte was irgend möglich war in ein Vorspiel und drei Akte zusammen, und nahm aus manchen, nicht für die Bühne zu rettenden Scenen, einzelne Reden und Stellen, ihrer psychologischen Bedeutung wegen, in andere Scenen hinüber. So brachte ich z. B. sämmtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, vom ersten Worte bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht in *einen* großen — den zweiten — Akt, *ohne daß in demselben verwandelt werden durfte*; was ich durch eine szenische Vorkehrung von

meiner Invention erreichte. Es giebt nichts Abscheulicheres als das ewige Geklingel und Coulissengeschiebe, wie ich es überall, wo ich den Faust aufführen sah, bei diesen Auftritten gefunden. Ehe noch mein Manuscript in's Reine geschrieben war, fertigte ich ein vollständiges Scenarium an und schickte dasselbe an Göthe, mit dem Bemerken: Sr. Excellenz könne daraus leicht entnehmen, wie ich verfahren? Sey ihm meine Einrichtung genehm, so wollten wir zum 28. August die erste Aufführung wagen und auf den Zettel setzen: „Mit Göthe's Bewilligung so für die Bühne bearbeitet." Fast umgehend erhielt ich folgende Antwort von August:

„Theurer Freund! Ich habe sogleich Ihren letzten Brief hinsichtlich der Aufführung des Faust meinem Vater vorgelegt. Er ist mit der Idee sowohl, als mit der Art wie sie ausgeführt werden soll, zufrieden, und ist auch der Meinung, daß dem Herrn Musikdirektor Eberwein die Fertigung der Musik übertragen werde. Senden Sie also, sobald als möglich das arrangirte Manuscript an mich. Sollte Vater dann noch etwas wünschen, so schreiben wir einander darüber. Entschuldigen Sie die Eil' dieser Zeilen, ich wollte keinen Augenblick verlieren, Ihnen in einer Sache zu antworten, welche so allgemeines Interesse hat."

Neuer Jubel der Direktoren, der Schauspieler, des Bearbeiters! Das Nächste, was nun zu thun war, hieß, der General-Intendanz der königl. Schauspiele, welcher von einem Monat zum andern unsere Repertoir-Entwürfe (siehe 4ter Band, Seite 180 und weiter) eingesendet werden mußten, pflichtschuldige Anzeige von unserm

Vorhaben zu machen. Da stand denn zu lesen: „Des weltberufenen Erz- und Schwarz-Künstlers Doktor Faust, Paktum mit der Hölle." Melodrama in drei Akten und einem Vorspiel, nach Göthe, mit des Dichters Bewilligung so für die Bühne eingerichtet von Holtei. Musik von K. Eberwein."

Immer in der Mitte des Monats sandten wir unsre Repertoir-Entwürfe ein. Am **15.** Juni war dies geschehen und vom **16.** lautet der (vor mir liegende) Protest des Grafen Brühl. „Er sieht mit Befremden, daß ungeachtet" — — u. s. w. O mein Heiland! Indem ich, diese Zeilen schreibend, auf das Papier blicke, erwacht mir der Nachklang jener Tage!" Er protestirt, Faust von Göthe ist eine Tragödie. Tragödieen sind durch Concession der Königstädter Bühne verboten. Er darf nicht zum Nachtheil der königlichen Anstalten nachgeben, daß durch Hinzufügung von Musik und einige sonstige Veränderungen Melodramen daraus gemacht werden. Er hofft auf Zurücknahme unserer Aufzeichnung, da hier nicht, wie bei Lenore, von bloßer Benutzung eines Stoffes, sondern von Einrichtung einer vorhandenen Tragödie die Rede ist!" — — Ich setzte mich sogleich an Kunowski's Tisch, wohin ich zum Empfange der Jammerkunde berufen war und schrieb dem General-Intendanten Grafen Brühl ꝛc.: — —

„Sehr richtig bemerken Ew. ꝛc., daß den neuerlich festgestellten Repertoir-Begrenzungsgesetzen zu Folge, die oberflächliche Umwandlung eines theatralischen Werkes in ein sogenanntes Melodrama nicht hinreicht, um dasselbe auf die Königstädter Bühne zu bringen.

Das kann auf Göthe's Faust keine Anwendung finden, der niemals fürs Theater bestimmt war. Daß Er ihn „Tragödie" nennt, könnte auch zu einem so seltsamen Irrthume keine Veranlassung geben, denn man nennt große Begebenheiten so und der letzte Krieg in Rußland heißt eine Welttragödie. Wenn ich des Herrn Klingemann's Faust für die Königstädter Bühne melodramatisiren wollte, dann wären Ihre Einsprüche gerecht. Aber daß ich Göthe's, der Bühnenform widersprechendes Gedicht, welches in den meisten Stellen mehr didaktisch oder lyrisch, als dramatisch, niemals jedoch theatralisch ist, in ein Melodrama zusammengeschmolzen, dagegen kann, wenn von der hiesigen Darstellung die Rede ist, Niemand etwas einwenden, als der Dichter. Dieser aber hat seine Einwendung mündlich und schriftlich gegeben. Sie würde, darin muß ich Ew. rc. vollkommen beistimmen, wenn er mir erlaubt hätte, Egmont, Götz, Clavigo, Tasso rc. zu melodramatisiren, nicht hinreichen. Denn diese Stücke sind nach bestehenden Theaterformen gemacht und einmal (im Götz) wo dies nicht der Fall war, hat der Meister späterhin selbst Hand angelegt. Ich fordre Ew. rc. als würdigen, über jeden Zweifel erhabenen Kunstfreund, als allgemein verehrten Ehrenmann auf, mir das Theater zu nennen, welches Faust ohne gänzliche Umschmelzung geben könnte*)!? Mir den Mann zu nennen, der bis jetzt nur einen bekannten Versuch

---

*) Freilich hat man es hernach doch gethan! — Ja, was thut man nicht, — und was duldet man nicht in Deutschland!

gemacht hätte, dieses Riesengedicht auf die engen Bretter zu bringen? — — — — — — — — — — — — — — Wenn diese Arbeit so nahe lag, wenn es eben nur mit ein paar Strichen gethan ist, wenn (woran ich Jahre gesetzt habe), von jedem Andern mit einigen Musikstücken zu bewerkstelligen war; warum hat denn Niemand vor mir das Nämliche unternommen? Giebt mir die Ausführung nicht ein Recht, sie in's Leben treten zu lassen? — — —

Also lieber Herr Graf —" u. s. w.

Ich darf wiederum nicht vergessen, daß ich den Raum sparen soll und kann deshalb unsere lange Correspondenz hin und her, hier nicht mittheilen. Das Resultat war, daß Graf Brühl bei seinem Protest, qua General-Intendant, verbleiben zu müssen erklärte und unsere Sache an die schiedsrichterliche Entscheidung — das heißt: auf Monate hinaus! — verwies. Sein letztes, privatim an mich gerichtetes (nicht für die Königstädter Direktion bestimmtes) Schreiben, schloß mit den verlockenden Worten:

„Wie allein diese Sache für den Dichter, für Sie und für mich auf eine gleich ehrenvolle Weise vermittelt werden kann, habe ich jetzt nur den einen Wunsch, daß Sie sich entschließen möchten, unserer Bühne dieses Gedicht zur Aufführung zu überlassen und so dem Dichter die Freude zu machen, außer seinen anderen Werken auch noch seinen Faust dargestellt zu sehen."

Diesem Rufe zu folgen, wär' eine Perfidie gegen das Königstädter Theater gewesen. Seine jetzigen Direktoren hatten es zwar nicht um mich verdient, daß ich

ihrer Anstalt treu blieb. Aber was konnte die Anstalt dafür? Ihr blieb ich treu!

Auf schiedsrichterliche Entscheidung provozirend, und dabei natürlich die Feier des 28. August aufopfernd, sandte ich die saubere Abschrift nach Weimar.

Unterdessen war Sofie Müller zu ihrem zweiten Gastspiele nach Berlin gekommen. Ich entwich ihr und den Gefahren, da ihre Nähe meiner Ruhe drohte. Nachdem ich die kleine Eitelkeit befriedigt, mit ihr aus meiner Loge die dritte Aufführung der Lenore mit anzusehen, macht' ich mich am 24. Juni*) auf die Reise nach Schlesien, zunächst nach Breslau, wo ich mir mit Hermann Franck Rendezvous gegeben und auch fast ausschließlich mit ihm und den Seinigen, und mit Schall verkehrte.

Dieser Aufenthalt in meiner lieben Vaterstadt wird für mich wichtig, weil ich durch ihn in die Mysterien des Dampfbades eingeweiht, in diesem einen Genuß kennen lernte, wovon ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Die durch Major v. Keller (siehe 2ter Band Seite 226) errichtete Anstalt stand im vollsten Flore, wurde vortrefflich bedient, und ich lernte dort, was ich bisher nur wie eine Roßkur betrachtet, als das höchste und reinste sinnliche Vergnügen schätzen. Giebt es etwas, worum ich den Orient beneide, so sind es die um so viel vollkommner eingerichteten Dampfbäder und ich begreife sehr wohl den berühmten arabischen Dichter „Abu el Hella el

*) Mit Monat Juni 1828 ging auch unsre Monatsschrift zu Grabe, weil weder ich, noch der Verleger geneigt waren, Zeit und Geld zuzusetzen. Immermann hatte wohl Recht gehabt!

Maari," der blind-geboren, nur im Dampfbade schreiben lernen wollte, indem er sich die Schriftzüge mit eiskaltem Wasser auf den Rücken zeichnen ließ.

Vergnügen und Gesundheit aber auch ganz bei Seite gestellt, bleibt das Dampfbad das einzig genügende Mittel radikaler Reinigung, die durch kein anderes Bad in diesem Grade bewerkstelligt werden kann. Und so lange wir nicht durch ganz Deutschland allgemein verbreitete und durch ihre Wohlfeilheit allgemein zugängliche Dampfbäder haben, so lange wird es uns auch nicht gelingen, den alten Schmutz mit der Wurzel auszurotten.

Von Breslau begab ich mich nach dem schönen Grafenort. Kaum dort angelangt, empfing ich einen zweiten Brief aus Weimar in der Faust-Angelegenheit.

„Lassen Sie mich, mein Werthester, in einer bedeutenden Angelegenheit offen zu Werke gehen. Schon der eingesendete Entwurf ließ befürchten, daß die Redaktion des Faust nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dieses bestätigt sich leider durch das eingesendete vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Theil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unsern Beifall nicht gewinnen kann. Das Manuscript folgt daher zurück und Sie werden unsere Ansichten aus der Ferne freundlich aufnehmen; Sie haben Ihr Publikum im Auge und hierauf gründet sich wohl Ihre Redaktion, weshalb Ihnen denn auch völlige Freiheit bleibt, nach Ueberzeugung zu handeln; nur läßt mein Vater bemerken, daß unter diesen Umständen, weder von seiner

Einwilligung, noch von seiner Mitwirkung die Rede seyn dürfe. Da Sie meine Gesinnungen kennen, so werden Sie empfinden, daß ich Gegenwärtiges nur ungern schreibe. Doch kann ich hier nicht ausweichen, indem meine Ansicht mit der meines Vaters und Dr. Eckermann's übereinstimmt.

Daß ich über andere Dinge hier schweige, entschuldige unsere Trauer über den Verlust unseres allgeliebten Landesvaters. Leben Sie wohl und gedenken Sie unserer freundlichst."

Diesen Brief mit dem ersten verglichen, muß sich jedem Unbefangenen der Gedanke aufdrängen, daß zwischen beiden ein Anstoß von Außen liegt.

Was ist denn das vollständige Scenarium eines umgearbeiteten, im Drucke vorliegenden Werkes anderes, als die Umarbeitung selbst, für den, der im Original nachlesen und vergleichen kann? Ein solches Scenarium hatt' ich eingesendet; mit diesem hatte Göthe sich „zufrieden" erklärt; damit war ja eigentlich Alles abgemacht. Und nun! — — Ich schrieb augenblicklich nach Berlin, an Kunowski, nicht mit Tinte, nein, mit Galle. Zufällig kommt mir jetzt eben seine Antwort in die Hände. Ich theile sie mit, weil sie auf die Wendung meiner nächsten Lebensjahre den wichtigsten Einfluß ausgeübt.

Berlin, den 12. Juli 1828.

Sie wissen, theurer Freund, daß Briefschreiben nicht meine Leidenschaft ist, allein die Nachricht, die ich so eben von Ihnen erhalte, erboßt mich so, daß ich mir Luft machen muß. Offenbar haben Sie Recht, zu glauben, daß von hieraus auf G. influirt worden ist.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

So muß man es anfangen, um Sie und uns zu mißhandeln, da es auf dem geraden Wege nicht geht. Doch was hilft der Grimm? Am Besten rächen Sie sich und uns, wenn Sie den Wink annehmen, den Sie selbst in diesem Ereigniß finden: durch eigne Schöpfungen sich von fremder Vornehmheit und Kabale so frei als möglich zu machen. Drum frisch auf und nicht verzagt! Sie können Viel, wenn Sie es recht ernstlich wollen. Ihr Manuskript verbrenne ich nicht — (ich hatte Kunowski gemeldet, daß ich jenes aus Weimar mir zurückgesendete vernichtet habe, ihn auch ersucht, mit dem in Berlin gebliebenen eben so zu verfahren!) — ich heb' es auf für bessere Zeiten, doch als Ihr Eigenthum. Von Darstellung soll jetzt keine Rede seyn. Wir stehen hier wieder an einer wichtigen Epoche. Es ist am 21. eine General-Versammlung. Gelingt es mir, wie ich hoffe, darin das Theater mehr zu consolidiren, dann wollen wir noch viel mit einander aufstellen. Halten Sie nur fest an uns, und lassen Sie mich sorgen, daß Sie dankbare Anerkenntniß finden. Wir wollen im Herbste wieder an ein näheres Bündniß denken. Bringen Sie nur ein recht wackres Stück mit; so etwas hilft gewaltig. Können Sie mir schon früher etwas senden, so werden Sie mich verpflichten, denn wir sitzen auf dem Trocknen und Immermann's „Auge der Liebe" wird uns nicht flott machen, so wenig wie die Dutzend-Waaren, die wöchentlich in Scene gehen und die ich mich nicht bekümmere. Ade, mein lieber H.! Ich muß zur Conferenz. Halten Sie den Kopf oben und behalten Sie mich lieb."

Was bedurft' es mehr, um mich auf's Neue mit Leib und Seele für den Dienst jenes immer von mir geliebten Königstädter Theaters zu gewinnen? Diesem hilfreich zu seyn und recht bald mit einem neuen Stücke aufzutreten, wie Kunowski es wünschte und brauchte, wurde mein Dichten und Trachten. Von Faust war nun einmal die Rede gewesen und da ließ ich mich denn vom leibhaften Satanas blenden, in meiner Bosheit auf selbsteigene Hand ein Melodrama dieses Namens zu beginnen. Ja, ich entsagte den schönsten und reinsten Sommermorgen, die in unbeschreiblicher Pracht über dem Neisse-Thale aufgingen, um im engen Zimmer am Arbeitstische zu versuchen, wie sich die Erinnerungen an das alte, bei „Schütz und Dreher" oft gesehene Marionettenspiel für meine und des Königstädter Theaters moderne Zwecke verwenden lassen möchten?

In dieser Arbeit, die ich mit Liebe und einer auf den Erfolg von „Lenore" sich stützenden Hoffnung eifrig begann und für die ich mir ein ausführliches Scenarium, nicht ohne Frische und Lebhaftigkeit entwarf, wurde ich durch einen sehr unangenehmen Auftritt unterbrochen. Mein Diener August, von mir schon längst beargwohnt, mich bestohlen zu haben und für diese Reise nur noch beibehalten, weil ich ihn nothwendig zu brauchen wähnte, hatte in Grafenort Zeit und Umstände benutzt, um den Koch des Grafen (einen Geld und Gold sammelnden Pariser) tüchtig zu bestehlen. Der vom ersten Augenblick auf ihn geworfene Verdacht bestätigte sich bei schärferer Untersuchung; wir fanden sogar den größten Theil der entwendeten französischen Münzen in einem Versteck

seines Zimmers. Ihn den Gerichten zu übergeben, verspürt' ich nicht die mindeste Lust; erstens, weil ich der Majorats-Herrschaft die Kosten zu ersparen wünschte, dann auch, weil ich überzeugt bin, daß der Aufenthalt im Gefängniß nur wie eine höhere Schule für jugendliche Diebe betrachtet werden muß. Nachdem ich ihm also ein vollständiges Bekenntniß aller gegen mich verübten Spitzbübereien abgenommen und, wie man so sagt, reinen Tisch mit ihm gemacht hatte, ließ ich ihn laufen*), dem Rathe des Bestohlenen, des Monsieur Boyard, folgend, der, nachdem er sein Geld wieder hatte, sehr ruhig äußerte: qu'il aille se faire pendre ou il voudra!

Ich hatte mich bei diesen Unterhandlungen, die einige Tage hindurch währten, furchtbar geärgert, dabei die Unvorsichtigkeit begangen, mich des Abends in dem kalten Bergflusse zu baden. Der all' zu häufige Genuß des Dampfbades in Breslau mag denn auch von schädlicher Nachwirkung gewesen seyn. Ich fing an zu kränkeln, ohne daß ich bestimmt anzugeben vermochte, wann und wie dieser Zustand begonnen? Nach und nach stellte sich ein mit jedem Abend wiederkehrender Fieber-

---

*) Im Herbst nach Berlin zurückgekehrt, sah ich mich doch genöthigt, ihn der Behörde namhaft zu machen und festnehmen zu lassen, da sich eine Menge nicht gestandener und nachträglich fortwirkender Betrügereien enthüllten, er auch im heimlichen Besitz mehrerer Stubenschlüssel war. — Er hat in Spandau gesessen, nach Jahre langer Gefangenschaft am ersten Tage nach seiner Freilassung wieder gestohlen, — wieder gesessen — und so fort. Es war ein unverbesserlicher Dieb, aber ein musterhafter Diener. Schade, daß sich beides nicht gut verträgt.

schauer, ein drückender Kopfschmerz und endlich ein heftiger Husten ein. Ich schleppte mich mit diesem Unbehagen fort, ging in der Sonne spazieren, quälte mich am Faust und tröstete mich, weil ich immer noch gut schlief.

Ein böhmischer Jägerbursch, dumm und ungeschickt, trat an des Fortgejagten Stelle. Mein Uebelbefinden machte mich mürrisch, seine Dummheit machte ihn lästig; wir vertrugen uns durchaus nicht. Eine Qual mehr! Jene Monate gehören zu den unleidlichsten, deren ich mich entsinnen kann.

Auf der Rückreise nach Berlin machte ich wieder in Breslau Halt, zunächst um ärztlichen Rath einzuholen. Freund Küstner schüttelte gar sehr mit dem Kopfe und ermunterte mich, die Heimkehr nach Berlin nicht unnütz aufzuschieben, um so dringender, als eine Drüsenanschwellung, die mit meinem ganzen Zustande zu sympathisiren schien, seine Bedenklichkeit steigerte. Das Dampfbad, worauf ich mich so sehr gefreut, wurde mir streng untersagt; als ich es dennoch heimlich besuchte, befand ich mich sehr übel darin und fiel, namentlich nach dem Gebrauch des kalten Regens, in einen Fieberfrost, dem ich zu unterliegen fürchtete.

Krank und matt wie ich war, trieb ich mich in Breslau dennoch umher. Täglich stieß ich auf Bekannte aus früherer Zeit. Gegnerschaften vergangener Jahre wurden oder waren ausgeglichen. Auch mit Mosevius hatte ich mich, als er in Berlin zum Besuch gewesen, längst versöhnt. So geschah es denn, daß ich mit diesem, der auch den Brettern Lebewohl gesagt, einen Spaziergang machte. Ueber den (damaligen!) Schweidnitzer

Anger wandelnd, plauderten wir von „Lenore". Mosevius ließ sich erzählen, wie die kleine Holzbecher als tragische Schauspielerin sich benommen und wollte seiner Nichte — (Juliens Mutter und Madame Mosevius waren Schwestern), — den Wahnsinn gar nicht zutrauen. Ich beschrieb ihm, auf welche Weise ich die Rolle mit ihr eingeübt und welch' einen innern Beruf sie dabei entwickelt habe. Eben standen wir bei Tauenzien's Denkmal. Mosevius machte halb Front, sah mich von oben bis unten fragend an und sprach halb drohend: „Höre, Du machst doch dem Mädel nicht etwa gar die cour?" Der Wahrheit gemäß, konnt' ich das verneinen und fügte hinzu, wie häuslich eingezogen sie mit den Eltern lebe, wie ihr Ruf der beste sey und wie es gar Niemand in den Sinn kommen könne, mit diesem harmlosen Kinde eine Theaterliebschaft anzufangen.

Je genügender diese Versicherungen für einen um den guten Namen seiner Nichte besorgten Oheim klangen, desto erstaunlicher war es mir, mich nach Beendigung unseres Spazierganges auf Gedanken zu ertappen, welche solchen Versicherungen entschieden widersprechen wollten. Ohne meinen Willen mußt' ich mich fragen, warum ich denn nicht längst versucht hätte, mit dem bezaubernden Mädchen ein Verhältniß anzuknüpfen? Und ob denn nicht dem Verfasser neuer Stücke, dem Schreiber dankbarer Rollen, der größte Vortheil zu Gebote stehe? Mitten in das Gefühl wachsender Krankheit, in die Fieberträume der unbehaglichen Herbstabende, blickte Juliens Bild, mit einem Reiz, den es, als sie mir lebendig gegenüber gestanden, durchaus nicht auf mich ausgeübt. Es

verließ mich nicht mehr, es begleitete mich bis nach Berlin. Ich war genöthigt langsam zu reisen, mehrere Nachtquartiere zu machen; spät am Abend traf ich ein. Sehr ermattet sucht' ich mein Lager, — doch jedesmal wenn mich der heftige Husten erweckte, stand das bewußte Bild vor mir.

Am andern Morgen sah ich mich gezwungen, trotz wachsenden Uebelbefindens auszugehen, und mehrere unangenehme Geschäfte und Anzeigen, in Folge der durch meinen Diener verübten Spitzbübereien abzumachen. Es mochte Mittag seyn, und ich befand mich schon auf dem Heimwege, als mir plötzlich der Gedanke kam, erst noch einmal die Leipzigerstraße entlang bei Juliens Wohnung vorbeizugehen, müde und abgespannt, wie ich war. Niemand saß am Fenster, und ich wollte gerade in die Mauerstraße einbiegen, um verdrüßlich nach Hause zu schleichen, — da vernahm ich das Poltern einer Kutsche und der große Königstädter Theaterwagen rollte an. Er hielt vor Juliens Thür; ich öffnete den Kutschenschlag und half ihr heraus. Sie war erstaunt, mich schon in Berlin zu sehen; ich war erstaunt, über ihre Schönheit und noch mehr erstaunt, daß ich diese nicht schon früher auf solche Weise erkannt; wir wechselten einige artige Worte — und der Würfel war gefallen. Diese Begegnung am ersten Morgen gab den Ausschlag, — die Träume sollten in Wirklichkeit übergehen.

Sie hätte anmuthig seyn können, diese Wirklichkeit, denn das Erwachen einer jungen Leidenschaft, mit ihren Kämpfen zwischen Furcht und Hoffnung ist immer schön und auch die Leiden, die aus diesen Täuschungen her-

vorgehen, sind Wonnen — wenn man frisch, gesund und frei in sinnlicher Zuversicht seine Gefühle knospen und blühen sieht. Aber bei mir ward stets dafür gesorgt, daß ich keine reine Lust, keine ungetrübte Freude genießen sollte. Auch dieser zauberartige Rücktritt in die früh'ste, schon entschwundene Jubelthorheit der Jünglingszeit, wurde durch Krankheit gestört. Ich mag keinen Lazareth=Bericht geben. Detaillirte Beschreibungen körperlicher Leiden sind widerlich. Aber ich kann versichern, daß ich schwer litt. Das furchtbarste dabei war der täglich zunehmende Husten, der so gewaltsam wurde, daß er mich schon von Weitem anmeldete. Wenn ich in's Parterre des Theaters trat, sagten sie hinter den Coulissen: da ist der Holtei. Vom Schlafe bei Nacht, war keine Rede; etwa des Nachmittags ein kümmerlich' Stündchen. Busse schüttelte den Kopf, wie Dr. Küstner in Breslau geschüttelt, ließ mich Isländisch Moos genießen, — (ich beneide die Rennthiere nicht um ihre Leckerbissen!) — und schüttelte dann wieder den Kopf. Gewiß hätt' ich, trotz des Mooses, in's Gras beißen müssen, wenn nicht die eigene Natur als Helferin dazwischen getreten wäre. Sie brach den Krankheitsstoffen äußerliche Auswege und mein Arzt, mit einer Umsicht und Sorgsamkeit, wie nur gründliches Wissen, reiche Erfahrung und Freundschaft im Verein zu spenden vermögen, reichte diesen Andeutungen hilfreiche Hand. Ich erlitt heftige Schmerzen und quälte mich Monate lang; aber der Husten wich.

Diese Jammerzeit meines irdischen Daseyn's, wo keine Stunde verging, in der ich nicht einen Thee zu

trinken, eine Arzenei zu gebrauchen, einen Verband zu ordnen, eine ärztliche Vorschrift zu befolgen gehabt hätte, wo keine Minute ohne irgend eine Beschwer, eine Klage, einen Schmerz blieb, — diese war die Blüthezeit meiner Liebe. Meiner Liebe, sag' ich, denn in Juliens Benehmen verrieth nichts, lag kein armes Zeichen, daß sie meine Gefühle zu erwiedern geneigt sey. Sie war und blieb artig, verbindlich, zierlich; doch jedem erklärenden Worte, jeder Annäherung wußte sie sorgsam auszuweichen.

Was ich in jenem harten Winter getrieben, das ist mir, denk' ich jetzt daran, fast unglaublich. Kein Schmerz, kein Leiden, ja keine Gefahr konnte mich abhalten, dort zu erscheinen, wo ich Julien erwartete. Mochte der Arzt mir streng gebieten, bei Frost und Schnee mein Zimmer nicht zu verlassen, — ich wäre ja doch um keinen Preis aus dem Theater weggeblieben, wenn Julie dort auftrat. Eben so wenig hätt' ich mir's nehmen lassen, wenn ich ihr bei'm Schlusse der Vorstellung auf der Bühne schon einmal gute Nacht gesagt, noch vor Ankunft des Theaterwagens an ihrer Hausthür zu stehen und noch einmal denselben Wunsch zu wiederholen. Für gewöhnlich war dies denn auch durch eine Droschke leicht zu bewerkstelligen. Bisweilen aber, wenn viele Menschen im Theater gewesen waren, konnte man kein Fuhrwerk bekommen. Dann lief ich durch Sturm und Schnee vom Alexanderplatz bis an die Ecke der Leipziger- und Mauerstraße, den Theaterwagen zu überholen, was für einen gesunden Menschen nun eben nichts Außerordent-

liches gewesen wäre; bei meinem damaligen Zustande grenzt' es an Raserei.

Daß in wechselnden Empfindungen der Seeligkeit, des Zweifels, der Furcht, der Hoffnung, auch der Satan Eifersucht nicht fehlte, ist wohl natürlich. Je weniger er berechtigt schien sich zu zeigen, desto aufdringlicher sucht' er mich zu quälen. Wenn ich ihm dann ernst entgegentrat zeigte sich seine Unmacht.

Was man doch mit **32** Jahren noch für eine Fülle von Kraft und Leben in sich trägt! Verliebt bis zum Wahnsinn, krank bis zum Sterben, — beides in voller Gewalt über einen Menschen! Und derselbe Mensch kann daneben auch noch fleißig seyn!? Natürlich; das mußt' ich ja! Indem ich für's Königstädter Theater arbeitete, indem ich Rollen für Julie schrieb, arbeitete ich da nicht auch für meine Liebe?

In jene Zeit fällt der dramatische Scherz: „der Dichter im Versammlungszimmer," dem sein Ursprung wohl unzweifelhaft abzumerken ist. Dieses Lustspiel und seine erste Aufführung in Berlin geben einen deutlichen Beweis, was für starke Wahrheiten ein Publikum sich in den Bart werfen läßt, — wenn man die Vorsicht beobachtet, die Sache so zu stellen, als wolle man die Gesammtheit bei dem Einzelnen verklagen und Letzteren zum Richter über Alle machen. In dem Stücke, von dem ich hier rede, hat der Theaterdichter, welcher darin erscheint, eine lange Rede herzusagen, welche weiter nichts erstrebt, als die Ungerechtigkeit, Unkenntniß, Nichtigkeit des tonangebenden Theaterpublikums (namentlich des Berliner jener Epoche) mit grellen, oft übertriebenen

Worten zu schildern. In der Leseprobe waren Alle der Meinung, das könne nicht durchgehen und müsse zu heftigen Ausbrüchen des Unwillens führen! Was geschah bei der Darstellung? Ein Minuten lang anhaltender Applaus folgte der gefährlichen Rede!

Am 10. Januar des Jahres Achtzehnhundert neunundzwanzig ging denn auch „Doktor Johannes Faust" in Scene, als Ersatz für die projektirte und durch Journalgeträtsch bereits ausgeschrieene Bearbeitung des Göthe'schen. Karl Blum hatte die Musik dazu geliefert. Die Mitglieder waren mit Lust und Liebe dabei. Ludwig Meyer, Wegener, Rösicke, Marie Herold, Julie, als: Faust, Voland, Wagner, Helena und Margarethe versprachen sich — und mir das Beste. Die Ausstattung war mangelhaft. Unser Maschinist, ein vortrefflicher Optikus und Mechanikus, aber ohne eine Spur von Theaterpraxis und Geschmack, wußte sich gar keinen Rath. Auf meine dringenden Bitten, er möge den Einsturz der Stadt im letzten Akte nur recht effektvoll und imponirend machen, erwiederte stets der vortreffliche Mann in ungestörter Seelenruhe und in seiner breiten Mundart: „das Wittenbarg, das soll woll fallen!" — Aber ach, als es bei der Nachtprobe zum Klopfen kam, sahen wir ein ganz kleinliches, kindisches Arrangement und ich begriff sogleich, daß von dieser Seite für den Erfolg nichts zu hoffen sey. Die Aufführung, oder vielmehr die Aufnahme derselben Seitens des überfüllten Hauses ging ruckweise. Der erste Akt ließ kalt; der zweite gefiel sehr; im dritten und letzten wurden die mythologischen Anspielungen theils nicht verstanden,

theils war die Herold ihrer Kränklichkeit, sowie ihrer frömmelnden Richtung wegen, die sie der Theaterlust entfremdete, nicht mehr eindringlich und lebhaft genug. Auch dauerte die erste Aufführung bis um elf Uhr. Da man in Berlin um Sechs beginnt, giebt dies einen Zeitraum von fünf Stunden und darin liegt eigentlich schon das Todesurtheil für ein Stück. Doch lief es im Ganzen noch gnädig ab und wenn wir auch gestehen mußten, daß mein Faust kein Zugstück werden könne, so war die Aufnahme doch beifällig genug, um ihn mit Ehren „abspielen" zu dürfen. Niemand hatte sich am ersten Abend besser befunden und Niemand war mehr entzückt von meiner Arbeit, als der im Hause gewerbtreibende Canditor. Dieser hatte, als sich im letzten Zwischenakte die hungrigen Zuschauer in seine Räume stürzten, ein glänzendes Geschäft gemacht und die vertrocknetsten Reste der ganzen Woche losgeschlagen. Er brachte mir zum Zeichen seines Dankes eine kolossale Torte und sagte: solche Stücke schreiben Sie oft, die sind vortrefflich. Dies war nun freilich das einzige unbedingte Lob, welches meiner Arbeit zu Theil wurde. In alle andere Aussprüche anerkennenden Urtheils mischte sich mehr oder weniger schwerer Tadel. Diesen hätt' ich mir herzlich gern gefallen lassen, ja ihn dankbar hingenommen; aber was mich sehr stutzig machte und mich, offenherzig gestanden, an der Kritik überhaupt immer mehr irre zu machen drohte, war das entschiedene Stillschweigen aller Theilnehmenden über den eigentlichen Mittelpunkt meiner Idee: über den Kampf der christlichen Unterwelt, der modernen mit der antiken. Davon schien Niemand

etwas bemerkt zu haben. Chamisso war der Einzige der darüber sprach, als er mich, seiner ächt freundschaftlichen Lebendigkeit getreu, mit den Worten begrüßte: „Du hast's erreicht!" Ihm galt der durch Opposition unverkümmerte Eindruck eines mit Applaus durchwebten Theaterabends mehr als recht war; er achtete das Publikum höher, als wir, die täglich damit verkehrten und dessen Unzurechnungsfähigkeit häufig erprobten. Doch auch er hatte, was ich erstrebt, nicht ausgefunden. „Ihre Helena" — sagt' er — „wollte nicht recht über die Lampen zu uns vordringen! Dagegen im ersten Akte, wo der Nachtwächter mit Faust über die Reformation spricht, da waren Sie mein lieber Holtei!"

Besagter Dialog — (wer es der Mühe werth hält, kann ihn in meinem, in Einem Bande erschienenen „Theater" pag. 180 nachlesen) — ist nur einmal öffentlich gesprochen worden. Bei den folgenden Wiederholungen des Stückes mußte er weggelassen werden*), wodurch natürlich eine nicht auszufüllende Lücke entstand. Schon am Morgen nach der ersten Aufführung, im harten Winter früh um acht Uhr, war der vornehmste und einflußreichste Mann aus der näheren Umgebung Seiner Majestät des Königs persönlich bei Justizrath Kunowski erschienen und hatte, nachdem er erst angelegentlich gefragt, ob ich katholisch sey? — eine Frage

*) Ich muß hier noch einmal bemerken, daß das Königstädter Theater damals keinen Censor von Metier hatte, sondern daß dem Syndikus, Herrn Justizrath Kunowski, dies gefährliche Amt übertragen war.

welche mein Gönner Kunowski nicht genügend beantworten können — das Manuskript begehrt. Dies wurde, weil ich es nothwendiger Kürzungen wegen mit mir nach Hause genommen, bei mir abgeholt und ich folgte athemlos dem Boten, der mich Langschläfer aus dem Morgen-Traume geweckt hatte, um bei Kunowski zu vernehmen, ob ein Verbot des ganzen Stückes zu befürchten wäre? Kunowski zuckte bedenklich die Achseln und begehrte vor allen Dingen zu wissen, ob ich katholisch sey, was mir als Entgegnung auf meine ängstliche Autorfrage unbegreiflich vorkam. Mit demselben Rechte mochte man mich befragen, ob ich an den Teufel, an sein Bündniß mit Doktor Faust und an seinen Zank mit der trojanischen Helena glaubte?

Das Stück ward nicht verboten. Wir empfingen das Manuskript binnen kurzer Frist zurück. Das Gespräch aber, von dem oben die Rede gewesen, war mit Rothstift entschieden durchstrichen. Es konnte keinem Zweifel unterworfen seyn, welche Hand diese lutherischen Striche gemacht, und ohne weiter zu forschen, gehorchten wir schweigend.

Die Ansicht, daß ein Schriftsteller, auch bei Behandlung einer Volkssage, jede poetische und mythische Wahrheit, der strengen vorherrschenden Religionsform unterordnen müsse, scheint in manchen Kreisen Berlins allgemein gewesen zu seyn. Es kam mir zu Ohren, daß ein Gardeoffizier, ein gebildeter Mann, in Gesellschaft die Aeußerung gethan: „wer die erste Aufführung des Faust gesehen, möchte darauf schwören, der Verfasser sey ein Jesuit!"

Wie zweideutig nun auch immer das Gelingen meines kecken Wagnisses blieb; wie wenig dieser Faust im Stande gewesen war, alle kühnen Erwartungen zu befriedigen, welche die Direktion des Königstädter Theaters darauf gesetzt; — einen Triumph hatte mir der Schwarzkünstler erringen helfen. Während am ersten Abende, unter einem furchtbaren Lärm Setzstücke, Holzblöcke und Coulissen zusammenstürzten, um aus einer dichten Staubwolke die Schlußdekoration hervortreten zu lassen, empfing ich im Hintergrunde der Bühne von Juliens Lippen die stumme Bestätigung, daß sie mich nicht von sich weise. Das angefochtene, mich zum Katholiken stempelnde Kreuz der Versöhnung stieg im Brillant-Feuer über Wittenbergs Trümmern empor; Margarethe im armen Sünderkleide klimmte, von mir geleitet, die schwankende Leiter hinauf und von den dünnen Sprossen herab, gönnte sie mir das erste Zeichen gewährender und erwiedernder Liebe. Ein wundersames Bündniß, geschlossen im beengenden Dunkel eines bretternen Theater-Baues, während draußen, bei den Flüchen des betrogenen Satan, die Hölle in ohnmächtige Wuth geräth! —

Daß ich die Verpflichtung in mir fühlte, mich gegen die Weimaraner über meinen Faust und was er bedeuten sollte, auszusprechen, war wohl sehr natürlich und konnte durch die letzteren Vorgänge zwar erschwert, aber nicht gehindert werden. Ich that es zunächst in einem ehrlichen und ausführlichen Schreiben an August, welches ich, als offene Einlage, meiner theuren Freundin

Schopenhauer*) zur Besorgung beischloß. Sie erwiederte unterm 19. Februar 1829 darauf:

„Ihren Brief an August habe ich gelesen und dann besorgt. Daß Sie sich die Mühe gegeben haben, die Erscheinung Ihres Faust gewissermaßen zu erklären, ist ein neuer Beweis Ihrer Herzensgüte. Sie hätten, nach der Art wie der alte Herr sich in dieser Angelegenheit gegen Sie benommen, dies kaum nöthig gehabt. Ihr Faust ist da, hat vielen Menschen Vergnügen gemacht, und seinen Zweck erfüllt in seiner Art. Ist das

---

*) Es ist eine schmerzliche Entbehrung für mich, die Briefe dieser vortrefflichen Frau nicht öffentlich mittheilen zu dürfen. Sie wären der Mittheilung um so Vieles würdiger, als so Vieles was gedruckt und begierig gelesen wird. Aber jene Briefe sind zu rücksichtslos, zu vertraulich, in ihrer edlen, freisinnigen, heiteren Wahrheitsliebe; sie berühren zu viele zum Theil noch bestehende Verhältnisse und Personen; das Andenken der Verstorbenen ist mir zu heilig — es muß unterbleiben. Ich will mich daher mit dem Citat einiger, zu meiner Erzählung gehöriger Stellen begnügen und bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß nach dem, durch den Tod des Großherzogs Karl August herbeigeführten Theater-Directions-Wechsel, manche Freunde in Weimar thätig waren, mir dort eine bleibende Stellung zu verschaffen. Eine Bemühung, welche wohl zunächst daran scheiterte, daß ein Mensch der als Schauspieler auf den Brettern und als Vorleser vor dem Publikum gestanden, Einem Höchsten Hofe nicht für den Posten des Theaterintendanten geeignet schien. Ueber jene zu meinen Gunsten und Ungunsten kämpfenden Umtriebe, an denen besonders von Seiten des Theaters „La Roche" für mich Theil nahm, geben die Schopenhauerschen Briefe allerlei ergötzlichen Bericht. Ich habe, noch kurz vor ihrem Tode, versprochen, nichts davon drucken zu lassen und ich werde mein Versprechen halten.

nicht genug? Der alte Herr aber ist achtzig Jahre alt und da ist es denn kein Wunder, daß der viele Weihrauch ihn manchmal schwindeln macht und er dann nicht begreifen will, wie andere Menschen sich unterstehen mögen, auch noch zu existiren? *** war bei ihm, als ein Brief aus Berlin*) ankam, worin es Ihrem Faust sehr schlecht erging. Und der Alte hatte seine Freude daran. Machen Sie sich nur gefaßt, ihn, wenn Sie herkommen, ein Wenig unzugänglicher zu finden, als früher. Er ist es überhaupt und dinirt deshalb schon seit ein paar Monaten in seinem Zimmer ganz allein, oder mit einem einzelnen Gast, den er sich einladet. Das wird aber auch wieder anders. Er hat fast alle Winter solche Sonderbarkeiten, die, wenn der Tag länger wird und die Kälte abnimmt, ihn wieder verlassen."

Diese Zeilen waren es, hinter welche ich mich vor mir selbst versteckte, als ich der wiederholt an mich ergehenden Einladung, noch einmal in Weimar zu lesen, nicht folgte. Daneben aber hielt mich meine langsam vorschreitende Genesung und nicht minder die Liebe für Julien in Berlin zurück. Auch das Schicksal des Königstädter Theaters, an welches ich durch erneuerte Produktionslust mich mehr als jemals gekettet fühlte, nahm so überraschende Wendungen und es schien so gar nicht abzusehen, welche Zukunft dieser Anstalt bevorstände, daß ich um so mehr geneigt war, den Ausgang an Ort

*) Dieser eben so geistlose als ungerechte Bericht ist in Zelters Briefwechsel zu finden.

und Stelle abzuwarten, weil ich mich einigermaßen berufen sah, ein Wort mit hineinzureden.

Daß ich es gethan, daß ich zur Unzeit geredet! daß ich, durch ein, in guter Absicht aber ohne Ueberlegung ausgesprochenes Wort, den gänzlichen Verfall der Anstalt herbeigeführt habe, das bleibt unter allen dummen Streichen meines Lebens, in meinen Augen der dümmste. Ich darf gar nicht daran denken, ohne mich zu erboßen und es gehört ein förmlicher Entschluß dazu, dies niederschlagende Selbstbekenntniß, den bereits in diesem Buche enthaltenen ähnlichen, anzureihen. Wenn ich aber in nachfolgender gedrängter Erzählung unverständlich werden sollte, so bitt' ich die Ursach davon nicht auf feige Schonung meiner selbst, sondern nur auf jene Diskretion zu schieben, welche mich hindert, Namen zu nennen, und Personen oder Verhältnisse deutlicher zu bezeichnen.

Es war uns (den literarischen Anhängern des Königstädter Theaters) schon längst aufgefallen, daß ein der Finanz-Verwaltung angehöriger Beamteter fortdauernd Theateraktien aufkaufte: Papiere, die niedrig standen und von denen zu erwarten war, daß der Käufer nur daran verlieren konnte. Eben so war es mir ersichtlich, daß jener artige, feingebildete Mann, jede Gelegenheit aufsuchte, mir zuvorkommend zu begegnen und verbindliche Aeußerungen an mich zu richten. Am lebhaftesten trat seine mir wohlwollende Gesinnung hervor, als in den ersten Tagen des April mein Drama „Erinnerung" (siehe: Theater in Einem Bande, pag. 256) gegeben wurde: ein Tummelplatz für alle Sentimentalität meines Busens, welche durch das Verhältniß zu Ju-

lien in ihren innersten Tiefen aufgeregt war. Wie Alles was auf einer solchen Spitze steht, stieß es Viele eben so heftig ab, als es Manche,*) in deren Herzen ein Echo ertönte, innig anzog. Unter die Letztern gehörte unser räthselhafter Aktienkäufer. Er drückte mir seine gerührte Theilnahme herzlich aus und ließ sich durch mich auf der Bühne Julien vorstellen, die in jenem Stück die schwierige Aufgabe: aus einem zwanzigjährigen Mädchen des ersten Aktes, eine siebenzigjährige Greisin des zweiten Aktes zu werden, zur Zufriedenheit des Publikums (wenn auch nicht ohne Anleitung der großen Meisterin „Amalie Wolff") glücklich gelöset hatte. Seit jenem Abende trat er mir näher und bald vertraute er mir, daß er die Aktien nicht für sich, sondern in höherem Auftrage ankaufe; daß man durch diesen Ankauf im Stillen und durch die dritte Hand, einem Allerhöchsten Wunsche entgegen zu kommen gemeint; daß man den Plan gefaßt habe, die schon bankerotte Anstalt der Residenz zu erhalten, indem man sie unter eine, von der Behörde gebildete Regie stelle; daß ich ihm der erwünschte Mann sey, an seiner Seite zu wirken; daß er

*) Bei der ersten Aufführung sammt den Darstellern hervorgerufen, erschien ich auf der Bühne; da rief ein älterer Mann, mir völlig unbekannt, indem er sich weit über die Brüstung der Loge lehnte, mit lauter Stimme mir entgegen: „Ich danke Ihnen!" — Wie oft habe ich dieses Mannes gedacht und gewünscht, ihm zu begegnen, um seine Bekanntschaft zu machen, weil ich mir einbildete, er müsse Etwas erlebt haben, was dem Geschick jener handelnden Personen ähnlich sey? — Aber ich sah ihn niemals wieder; die Logenschließer meinten, es wäre ein Fremder gewesen.

deshalb mich beobachtet und aufgesucht, sich besonders aber sehr über die Anhänglichkeit gefreut habe, die Rösike, Meyer, Beckmann und Schmelka für mich bethätigten; — daß jedoch seit einiger Zeit bei seinen Behörden eine Bedenklichkeit eingetreten sey, ob dieser Plan, den man mehr auf dunkle Andeutungen hin, als auf bestimmte Befehle fußend, verfolge, wirklich Gnade finden werde? Und daß dieserhalb gerade jetzt dem so nöthigen Fortschritt unerwünschte Stockung drohe.

So mochten die Sachen stehen, als an Julien ein Engagements-Antrag von Seiten des Königl. Hoftheaters gelangte, durch welchen alsbald im Hause sich zwei völlig entgegengesetzte Partheien bildeten. Vater und Mutter waren für, Julie und ich — in so weit ich als ein halbgeduldeter mit reden durfte — waren, in unserer kindlichen Anhänglichkeit an die Königstadt, gegen dessen Annahme. Da nun mancherlei vorgefallen war, was mich schon längst überzeugt hatte, daß Juliens sittsames und bescheidenes Talent für die Bühne, sich einen Gönner erworben, der wohl der Wichtigste genannt werden durfte, so that ich den einfachen Vorschlag, es möge Diesem die Bestimmung ihres Bühnenschicksals anheim gestellt werden. Dies geschah in passender Art, durch günstige Vermittelung und auf geradem Wege. Die Entscheidung fiel, wie Julie und ich es im Voraus ahneten, für unsere Ansicht und gegen jene der Eltern aus, indem ohne Rückhalt geäußert wurde, daß man die Strategie nicht loben könne, vermöge deren das Königl. Theater bemüht scheine, junge Talente dem zweiten Theater zu entziehen, um sie dann gleichsam ab-

sterben zu lassen, daß man sich „draußen" auch erfreuen wolle! Als darauf der besorgte Vater einwendete: wie doch das Hoftheater eine schützende Aussicht späteren Tagen verspräche, während die zweite Bühne ihrer Auflösung nahe scheine, — erfolgte die bestimmte Erwiederung: „für Julien werde stets gesorgt seyn und die Auflösung des Königstädter Theaters nicht zu fürchten; dieses müsse gehalten werden!"

Der Antrag des Hoftheaters wurde also dankend abgelehnt.

Hätt' ich nun den, mir natürlich bis in die kleinsten Details mitgetheilten Vorgang in einem feinen und getreuen Herzen bewahrt und mich begnügt, meinem Gönner, dem räthselhaften Aktienkäufer, allerlei ermunternde Winke aus dunkler Ferne zu geben, — so wäre höchst wahrscheinlich das gewünschte Ziel erreicht worden. Ich aber, ein Knabe von drei und dreißig Jahren, wußte nichts Besseres zu thun, als dem erstaunten Freunde wörtlich vorzuschwatzen, was mich mit Entzükken erfüllte, — versteht sich, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, welches er aber, wie sich auch versteht, alsogleich lösete, als er seinen Vorgesetzten gegenüberstand. So ging es denn, wie es gehen mußte: daß vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden ein vornehmer und einflußreicher Herr, diesen unsern Lieblingsplänen abhold weil er andere hatte, Seiner Majestät dem Könige mit halb spöttelnder Unterthänigkeit zur Uebernahme der Königstädter Theater-Direktion gratulirte, und auf die keineswegs in gnädigem Tone gestellte

Frage: wer solche Thorheiten behaupte? sehr fest und lächelnd erwiederte: „die kleine Holzbecher.“

Die Rückwirkung dieser drei Worte gelangte binnen kürzester Frist bis an sie, die unschuldige Verbrecherin, und als ich, fröhlich und guter Dinge des Abends in ihr Wohnzimmer trat, nichts Uebles ahnend, fand ich die Eltern in unbegreiflicher Verstimmung, Julien ernst und nachdenklich. Sie ergriff einen unbewachten Augenblick, um mir zuzuflüstern: X. hat geplaudert, Alles ist vorbei!“ — — —

Es währte nicht lange, so wurde das Königstädter Theater sammt Inventarium subhastirt; im Verkaufs-Termine machte der Besitzer der bis dahin an die Aktionaire verpachteten Konzession, Herr Friedrich Cerf, von seinem Vorkaufsrechte Gebrauch und erstand, was kein Anderer bezahlen wollte, oder konnte, um zwanzig Procent unter der gerichtlichen Taxe. Das Königstädtische Theater gilt seitdem als Eigenthum des genannten Herren, welcher es aus seinen eigenen Mitteln gekauft und dann nicht nur in ökonomischer Beziehung ohne allen Zuschuß und ohne jede Hilfe von Außen, blühend aufrecht erhalten, sondern auch für sein reines, uneigennütziges, menschenfreundliches und wahrhaft-künstlerisches Wirken, Titel und Orden empfangen hat. So wenigstens soll geglaubt werden. Die Zweifel, welche mir bisweilen darüber aufsteigen wollen, finden vielleicht gelegentlich im Laufe meiner Erzählungen noch ihr kleines Fragezeichen??

Herr Cerf trat anfänglich, wie nicht zu läugnen ist, schüchtern auf und zeigte den Willen und das Bedürfniß,

sich und seinem Unternehmen Diejenigen zu befreunden, von denen er Beistand erwartete. Es hätte nur von mir abgehangen, durch einen entgegenkommenden Schritt, vielmehr durch gefällige Erwiederung seines Entgegenkommens, in freundlichen Verkehr mit ihm zu treten. Ich aber trug den Unwillen über das (vielleicht durch meine Schuld herbeigeführte) Mißlingen unserer Pläne auf seine Person über und da ich, noch von Zeiten der ersten Direktion, deren Vertrauter zu seyn ich mich rühmen durfte, daran gewöhnt war, dem Herrn Conzessions-Inhaber und Verpächter wenig Aufmerksamkeit zu bezeigen, wenn sich derselbe einmal flüchtig auf die Bühne wagte, so setzte ich meine kalte, zurückstoßende Vornehmthuerei auch gegen den neuen Director fort. Ich konnte mich gar nicht darein finden, daß von Diesem jetzt die Leitung eines Theaters ausgehen sollte, dem ich noch vor wenigen Wochen Leib und Leben zu widmen, für das ich alle Kräfte meiner Seele aufzubieten so fröhlich bereit gewesen war. Ich meinte immer, es müsse nur ein dumpfer Traum seyn, aus dem wir durch irgend ein mächtig eingreifendes Ereigniß geweckt werden würden? Diese Meinung gewann noch an Wahrscheinlichkeit durch die überall ausgesprochene Ansicht, daß der Käufer, der für's Erste nur ein Angeld deponirt hatte, die Mittel zur Einhaltung des großen Zahlungstermines unmöglich erschwingen könne. „Man läßt uns nur ein Weilchen zappeln," sagten wir Einer dem Andern, und plötzlich wird aus diesen trüben Wolken eine neue Sonne strahlen. Dergleichen Gedanken waren wenig geeignet, mich artiger und zuvorkommender zu stimmen, ich benahm

mich nicht nur unfreundlich, auch unartig, und förderte dadurch den früher schon gelegten Keim der Zwietracht zwischen mir und dem neuen Director. Dieser sah sich das Ding einige Tage mit an, fuhr auch fort mich zuerst zu grüßen und mit mir zu sprechen. Nachdem er aber bemerkt, daß mein Betragen kein zufälliges war, vielmehr eine unverhüllte Absicht kund gab, ergriff er die Defensive und als ich eines Abends, wo Julie spielte, wie gewöhnlich meinen Weg nach der Bühne nahm, trat mir der bei jenem Durchgang angestellte, wachthabende Logenschließer mit der, in größter Verlegenheit gestammelten Erklärung entgegen, daß ihm bei Verlust seines Postens untersagt sey, mir den Zutritt zur Bühne ferner zu gestatten. Dieser Mann, der gewohnt gewesen, mich längere Zeit hindurch als seinen Gebieter zu betrachten und mich dabei, wie alle Subalternen der Anstalt, lieb hatte, schien selbst nicht zu begreifen, wie es möglich sey, einen Schriftsteller, dessen Arbeiten fortdauernd das Repertoir füllten, vom Besuch der Bühne auszuschließen und bat mich, mit Thränen im Auge, ich möcht' es ihm nicht zur Last legen, um so dringender, je weniger ihm der Eindruck entgehen konnte, den diese Gewaltthat auf mich hervorbrachte. Ich bin heute noch vollkommen im Stande mir den Zustand in's Gedächtniß zurück zu rufen, in dem ich mich befand. Beschämung und Zorn kämpften in mir und was das Schlimmste dabei war, ich blieb in dieser Aufregung unpartheiisch genug, um mir selbst zu sagen, daß mein Gegner eigentlich nur sein Hausrecht übe, gegen einen Menschen, der ihn dazu herausgefordert. Von dieser Einsicht ging die Beschämung

aus. Der Zorn jedoch ließ mich, was ich für's Königstädter Theater gethan und mein wohlerorbenes geistiges Anrecht auf dasselbe, in Vergleich stellen mit Herrn Cerf's Bildung und Beruf.

Kein Wunder, daß der Zorn siegte. Er umnebelte mir den Kopf; ich glaubte vollkommen Recht zu haben, auch in der Realität, wie ich es in der Idee vielleicht wirklich hatte. Ich stürzte nach der Kasse, kaufte mir ein Billet, indem ich dem Cassirer zuschrie, daß ich von nun an dem Autorrecht des freien Eintritts entsagen und mich in diesen Räumen wie ein Fremder betrachten müsse. Ich mischte mich im Zwischenakt unter die Zuschauer, bildete in den Foyers Gruppen um mich her und erzählte, vor Wuth bebend, was mir widerfahren. Berlin's Theaterfreunde waren so durchdrungen von meiner, in jedem Opfer aufgehenden Anhänglichkeit an diese Anstalt, daß sie mich von ihr gar nicht zu trennen vermochten und es erhob sich ein allgemeiner Ausruf des Unwillens. Nachdem ich diesen erregt, verließ ich gleichsam im Triumphe das Haus, mit der laut ausgesprochenen Entschließung, es nicht wieder zu betreten, so lange es in diesen Händen sey!

Man müßte von meiner damaligen, durch mehr als halbjährige Körperleiden noch gesteigerten Reizbarkeit eine Vorstellung haben, um begreifen zu können, wie unglücklich diese neue Lage mich machte! Der Schauplatz meiner Thätigkeit, auf dem ich mit Fleiß und Glück weiter zu streben gehofft, war mir nun verschlossen. Was sollt' ich fürder in Berlin, wenn die Königstadt meine Heimath nicht mehr seyn durfte? Für welchen

Zweck sollt' ich arbeiten, wenn es nicht mehr für den war, auch Julien zu fördern und mich durch sie? Auf dies Verhältniß zu ihr, zu dem Theater dem sie angehörte, zu dem Publikum ihrer Vaterstadt, die auch die meinige geworden, war ja meine ganze Zukunft gestellt. Was konnt' ich nun beginnen? Wohin mich wenden? In Berlin bleiben? Mich dem Hoftheater anbetteln, wo Raupach's allgewaltiger Scepter herrschte und wo ich immer nur ein Geduldeter geblieben wäre, während Julie, durch erneuerten Vertrag an die Königstadt gebunden, der Willkühr meines Gegners überlassen blieb? Eine eheliche Verbindung, über welche zwar noch keine Silbe gewechselt, deren Möglichkeit aber von den Eltern angenommen war, mußte unter diesen Umständen zu unauflöslichen Widersprüchen führen. Auch empfand ich, als mir nun in den rathlosen Stunden tiefster Niedergeschlagenheit der Gedanke daran näher rückte, die entschiedenste Abneigung, ja eine Art von Abscheu dagegen! Ich, ohne Vermögen, ohne Anstellung, ohne Aussicht in die Nähe und Ferne, sollte, wie ich mich für einen Aufgegebenen ansah, das Schicksal eines blühenden, allbeliebten, vorwurfsfreien Mädchens an das meine fesseln? Hätte das Königstädter Theater, in der Art wie wir es uns gedacht, fortbestehen, hätte ich rüstig dafür arbeiten, durch meinen Fleiß mir eine Existenz begründen und zugleich Juliens theatralische Laufbahn in meinen Händen behalten dürfen, — ja, dann wär' es denkbar gewesen und ich hätte, wie schwer ich auch daran ging, eine zweite Theater-Ehe zu schließen, in dieser Verbinbindung ein Ziel, einen vernünftigen Zweck verfolgen zu

können gehofft. Jetzt sah' ich gar keinen Ausweg, gar keine Hilfe, gar keinen Trost. Der einzige Lichtblick glänzte aus dem Gedanken an Trennung, an Entfernung! Julie war jung, heitren Sinnes, fand Freude am Gelingen ihres Talentes! Sie wird dich — so tröstete ich mich — bald vergessen haben und in glücklicheren Stunden ihrem Gott danken, daß du sie nicht in dein Mißgeschick verflochten! Nachdem ich mich nun erst mit diesem schmerzlichen Gedanken befreundet, fand ich eine Art von wehmüthiger Ruhe in ihm und in den herzdurchschneidenden Entschlüssen gänzlicher Entsagung. Ich ging in der Lust, mich selbst zu quälen, so weit, daß ich mir deutlich ausmalte, wie bald mein Platz durch einen Andern, vom Glück mehr Begünstigten, ausgefüllt seyn und mein Gedächtniß gleich der Blume auf einem Grabe daneben stehen würde. Dabei sang ich, in mein Gemach versperrt, unaufhörlich jene Lieder aus dem kürzlich gegebenen Drama „Erinnerung" und weinte wie ein Kalb.

Ja, ich wollte, ich mußte fort! Aber auf was gründete sich mein Reiseplan? Was hatt' ich mit mir und meinem Leben vor? Ei nun! ich dachte es zu enden. Das heißt, nicht etwa durch Selbstmord. Nein, ich wollte leben, aber als ein Anderer! Der abentheuerliche Gedanke unter fremdem Namen, im fernsten Winkel Deutschlands, mich einer Schauspielertruppe anzuschließen und als ein Herr „Anders, Neumann, Fröhlich oder Horst" ein wenig beachtetes Daseyn zu führen, genügte mir. Von meinem dramatisch-produktiven Talent als Schriftsteller urtheilte ich sehr unpartheiisch;

ich betrachtete es als völlig abhängig von einem bestimmten Lokale, einem befreundeten Publikum, einem beschränkten Personale, wie ich es in der Königstadt gehabt und benützt. Zu höheren Aufgaben fühlt' ich mich nicht befähigt. Deshalb fehlte mir die innere Ueberzeugung, als deutscher Theater-Dichter auftreten zu können und der Muth, mich als solcher erhalten zu wollen. Als Schauspieler konnt' ich zur Noth bestehen. Der unzweideutige Erfolg der dramatischen Vorlesungen hatte mir bewährt, daß ich, trotz meines Fegefeuer-Jahres in Breslau, nicht ohne wirkliche Anlagen sey, und was ich begehrte, womit ich mich begnügte, leicht erringen würde. Die Knabenträume wachten wieder auf. Ueber Wien nach Ungarn deuteten sie hin und Pesth oder Ofen schienen passende Plätze zur Auferstehung eines für Berlin Gestorbenen.

Von einer Sommerreise nach Schlesien hatt' ich schon früher vorbereitend gesprochen. Das kam mir jetzt zu Statten. Ich nahm Abschied mit den herkömmlichen Verheißungen baldigen Wiedersehens und sagte Julien ein flüchtiges Lebewohl, um durch längeres Verweilen die künstlich-erzwungene Fassung nicht einzubüßen. Ich weiß nicht mehr anzugeben wodurch ich veranlaßt wurde den Weg nach Schlesien über Dresden zu nehmen. Aber ich weiß, daß ich, mit einem Herzen voll Wehmuth, dort so heiter als möglich zu erscheinen suchte und die Absicht, von welcher ich durch und durch erfüllt war, auch meinen nächsten Bekannten nicht kund gab. Am tiefsten verschloß ich sie in mein Inneres, wenn ich bei Tieck war. Und ich war fast täglich bei ihm. Der

schöne Sommer lockte die Schaaren, die sich sonst wohl bei ihm in bunter Abwechselung zu versammeln pflegten, jetzt häufig in's Freie; Einheimische wie Fremde entflohen der drückenden Stubenluft, die bei ihm selten durch geöffnete Fenster gereiniget werden durfte. Diese Abende, wo er in sehr kleinem Kreise, nur von Vertrautesten umgeben, liebenswürdiger schien als je, gestatteten ihm denn auch, mich mit meinen neuern Arbeiten hervortreten zu lassen und er forderte mich auf, vor ihm darzulegen, was ich als Vorleser vermöge!? Vor einem großen und bewegten Publikum, mochte dieses auch sein Recht, strenge zu urtheilen, durch Eintrittsgeld erkauft haben, war ich gewöhnt mit vollkommener Besonnenheit aufzutreten und mich, wie meine Aufgabe, zu beherrschen. Als ich aber, zum Erstenmale, in jenem Raume, wo seine Stimme die Vertreter aller Stände, aller Nationen seit so vielen Jahren entzückt hatte, beginnen sollte; als die, ihren Vater anbetende strenge Richterin Dorothea mir das Tischchen, das Lesepult zurecht stellte, vor welchem Tieck zu sitzen pflegte; als er in behaglicher Stellung von seinem Lehnstuhl wie von einem Throne auf mich hinüber blickte und mit ironischem Lächeln sagte: ein so berühmter Mann wie Sie wird ja doch vor uns nicht verlegen seyn? — da wurde mir denn doch schwarz vor den Augen. Er wollte „Lenore" hören, von der er gehört hatte. Schon bei'm ersten Liede fand ich mich wieder und nachdem einige Auftritte vorüber waren, konnt' ich mich dreist mir selbst überlassen. Die Damen, Dorothea zuerst, zeigten den unverstelltesten Antheil. Tieck begleitete jede humoristische Aeußerung des alten

Husaren mit helllautem Lachen; im dritten Akte blieben auch die Thränen nicht aus: meine Prüfung war überstanden. Der Meister sprach den Lehrling frei und ich stand, eine große Tasse Thee in der Hand, als Geselle der Vorleserkunst in der Herberge.

Als ich zum zweitenmale bei Tieck las, ereignete sich etwas höchst Possierliches. Herr S. v. W. ein aus Frankfurt a. M. empfohlener Gelehrter und Musikkenner, war des Vormittags da gewesen, hatte, da er den Herrn des Hauses verfehlte, Brief und Karte abgegeben und sich zugleich, offenbar in der Voraussetzung Tieck werde, wie gewöhnlich, lesen, die Erlaubniß, des Abends wiederkommen zu dürfen, bei Dorothea erbeten; letztere hatte vergessen, dies zu erwähnen. Eben als ich nun den Vortrag meines Liederspieles „Erinnerung" begonnen und kaum einen Auftritt gelesen hatte, trat der Fremde ein und setzte sich, um nicht zu stören, auf den nächsten leeren Stuhl. Niemand ließ sich irre machen, am wenigsten ich, für den „Erinnerung" mit ihren Erinnerungen an jüngst vergangene Tage, an Julie, an die Trennung von Berlin, ein tiefster Quell aufrichtigster Rührung war. Ich hatte längst vergessen, daß ich, dem Verfasser wie dem Vorleser, Tieck's Beifall erringen wollte; ich war ganz bei der Sache und in solcher Stimmung macht man gewöhnlich seine Sachen am Besten. Die letzten Strofen waren verklungen; ich steckte mein Manuskript in die Tasche, erhob mich langsam und erwartete eben Tiecks Meinung über das Stück zu vernehmen, als ich mich von der andern Seite angeredet hörte: „Herr Hofrath, ich bin zwar mit hohen Erwar-

tungen hier eingetreten, aber einen solchen Eindruck hätt' ich nicht zu erleben geglaubt, und wie, gerade auf mich, der rührende Vortrag der eingewebten Volksmelodieen wirkte! Ich wußte gar nicht, daß Sie auch singen!?" „Das thu' ich auch nicht," nahm nun Tieck, mit feiner schelmischen Subtilität das Wort, „ich überlasse dergleichen halsbrechende Künste meinem jungen Freunde Holtei!?" — Male sich ein Jeder diesen Auftritt nach Belieben weiter aus, ich fühle mich der Aufgabe nicht gewachsen.

Daß Tieck's und der Seinen, vorzüglich der stets wahrhaftigen Dorothea, Beifall mich belebend über meinen deprimirten Zustand erhob, und auf Stunden vergessen ließ, wie grau und trübe mein Himmel bei'm Abschiede von Berlin über mir gehangen, darf ich eben so wenig verschweigen, als daß ich im Umgange mit zwei klugen, guten, gebildeten Freundinnen aus füherer Breslauer Zeit (dieselben Schwestern von denen im dritten Bande, pag. 25 die Rede ist), Ansprache und Beruhigung fand, wenn ich mich im schönen Dresden einsam fühlte. Auch gedenke ich aus jenen Tagen des lebhaften Verkehrs mit einem geistvollen, feinen Manne, dem Dr. Köchy aus Braunschweig, der voll gütiger Geduld, in meine sich oft widersprechenden Stimmungen einging, wie nur ein wohlwollender Freund es thun kann.

Von Dresden aus schrieb ich, am Tage vor meiner Abreise nach Grafenort, einen langen ausführlichen Brief an Julie, worin ich ihr auseinandersetzte, warum es für sie besser sey, daß ich Berlin auf immer verlassen möge. Meine Armuth, meine Hoffnungslosigkeit, meine

Abneigung gegen die Fesseln und Verpflichtungen des Ehestandes, die Misverhältnisse bei'm und zum Königstädter Theater, — dies Alles rechnete ich zusammen, und bewies ihr aus der Summe, daß sie mit mir nur unglücklich werden könne, daß ich sie nicht unglücklich machen, daß ich lieber entsagen wolle! Dieser verhängnißvolle Brief ward auf die nach Berlin gehende Post gegeben und ich schlug, zur selben Stunde, den Weg nach Schlesien ein. Ueber Görlitz, Hirschberg, Reichenbach erreicht' ich die Grafschaft Glatz. Es war eine Fahrt, die ich niemals vergessen kann. Denn nachdem ich in Görlitz den großen Postwagen verlassen und meine Richtung allein und ohne Begleiter eingeschlagen, hatt' ich Zeit, ungestört dem Eindrucke nachzusinnen, den mein Brief auf Julien hervorgebracht haben würde. Ich berechnete genau die Stunde, wenn er in ihre Hände gelangte. Ich las ihn im Geiste mit ihr. Ich verfolgte Zeile für Zeile, da ich mich fast auf jeden Ausdruck, auf jede Wendung zu besinnen vermochte. Ich fand jetzt Vieles zu schroff, zu verletzend gesagt. Ich sah ihre Thränen, ihre Kämpfe, mit denen sie, was in ihr vorging, den zärtlichen Eltern zu verbergen suchte. Um jeden Preis hätt' ich nun den unseeligen Brief ungeschrieben, unabgesendet machen wollen. Der Wagen wurde mir zur Folterbank, der munter blasende Postillon war mir zuwider, die schlesischen Berge dünkten mich abscheulich. Der Verzweiflung nahe trat ich in Grafenort ein, und brachte die ersten Tage in so sichtbarer Niedergeschlagenheit und Zerstreuung hin, daß Niemand wußte, was er aus mir machen und welchem Geheimniß

mein Benehmen zugeschrieben werden sollte? Den höchsten Grad jedoch erreichte dieser unsäglich drückende Zustand, als mit zwei Zeilen von Juliens zitternder Hand zugleich der umständliche Bericht eines uns nah' vertrauten Freundes einlief, der den Eindruck meines aus Dresden gesendeten Scheidebriefes in den schwärzesten Farben schilderte und mit den Worten schloß: „Mögest Du nie bereuen, ein treues edles Herz gebrochen zu haben!" Darauf war ich am Allerwenigsten gefaßt. In meinen Augen, nach meiner Ansicht, war ich der Verlierende, der Entsagende, war ich es ja gewesen, der Anmuth, Jugend und Schönheit, in Julien vereint, hingeben, der einen beneidenswerthen Besitz aufopfern wollen, um ihr Leben nicht, an das meine gekettet, egoistisch zu zerstören. Daß ich überhaupt so wichtig, daß Juliens Anhänglichkeit an mich so fest und ernst wäre, daß mein Verlust sie wirklich unglücklich machen könnte, — dergleichen war mir ja gar nicht in den Sinn gekommen. Nun mußt' ich, was ich so gern als einen Akt der reinsten Großmuth auslegte, wie frevelhaften Leichtsinn, wie Treulosigkeit schildern hören, mußte mich anklagen hören, daß ich ein kindliches Vertrauen getäuscht, eine innige Neigung hingeworfen und mit Füßen getreten hätte? Unerschöpflich in düstern Vorstellungen malte ich mir nun der Aermsten Gegenwart furchtbar aus und war erfinderisch in Allem, was mein Leiden irgend vermehren konnte. In jener Seufzerallee, wo ich in mondhellen Herbstnächsten vor Jahren an Luisens Seite gewandelt, ging, oder wankte ich jetzt trostlos, von Vorwürfen gemartert umher. Meine Gedanken, nebelhaft und unklar, jagten sich wie

im Kreise: erst kam Julie, bleich, halb=sterbend, (wie der Freund sie geschildert), einem hitzigen Nervenfieber nahe; dann stiegen die Pläne meiner Entweichung, meiner Namensänderung, meines in weiter Ferne zu beginnenden neuen Lebenslaufes empor; dann sah ich wieder Julien, die nichts retten konnte, als Rückkehr und dauernde Vereinigung, und endlich erwachte die nicht zu besiegende Abneigung gegen ein Bündniß mit jener Theaterführung, welche mich immer wieder auf Flucht, Trennung, Freiheit zurückführte. Wie oft ich in unnennbaren Qualen diesen Kreislauf durchgemacht und den schattigen, in ganz anderer Bedeutung „Seufzerallee" genannten Weg mit schweren Seufzern aus tiefster Brust gemessen habe! — Wenn die alten Buchen reden könnten! — Weht mich doch heute noch, sobald ich harmlos unter ihnen auf= und abgehe, aus dem Flüstern ihrer Blätter ein Schauer an, der zu mahnen scheint an jene fürchterlichen Stunden, und nicht selten schnürt mir dumpfe Angst das Herz zusammen, als ob ich noch einmal durchkämpfen müßte, was hinter mir liegt, begraben wie mein Glück!

Endlich glaubt' ich Rettung zu finden. Ich entschloß mich, Julien zu erklären, daß ich bereit sey, jeden Gedanken an die Fremde, jedes Streben nach einem fernen, neuen Ziele aufzugeben und an ihrer Seite in Berlin, ein stilles engbegrenztes Daseyn zu führen. Sie müßte vom Theater sich trennen, sich willig finden, das Weib eines armen Literaten zu seyn, und dann wollten wir, von meinem kümmerlichen Erwerb, uns durchbringen, so gut, oder so schlecht es ginge. Nicht allein weil die

Aussicht auf solch' ein dürftiges Stillleben einen poetischen Reiz darbot, sondern vielmehr weil ich Beruhigung darin fand, durch eine, meiner bisherigen so unähnliche Existenz, gewissermaßen zu sühnen, was ich gegen Julien verbrochen hätte, befreundete sich mein Gemüth mit dieser Selbsttäuschung, deren Unhaltbarkeit mir bei ruhiger Prüfung sehr deutlich hätte vor Augen treten müssen. Denn nicht ich allein war durch ein üppiges Junggesellen- oder Wittwer-Leben in der frivolen Residenz und durch meinen Umgang mit den reichsten Familien, den glänzend'sten Häusern, verwöhnt. Auch Julie war es, wenn schon in anderer Art. Einziges Kind ihrer sie vergötternden Eltern, war sie steter Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und Pflege und behielt, während Alles was zu des irdischen Daseyns Noth und Plage gehört, ihr ferne stand, die volle Verwendung ihres recht bedeutenden Jahrgehaltes zu selbst eigener Verfügung, die sich denn auch, wie bei einer jungen Schauspielerin leicht erklärlich, in glänzender Toilette kund gab, so daß ich sie früher vor näherer Bekanntschaft häufig im Scherz unsere kleine Prinzessin genannt hatte. Die Mühen und Lasten der Häuslichkeit kannte sie nicht. Ihre Zeit ward getheilt zwischen ihren Rollen, Sprach- und Musik-Studien, Lektüre und Putz. Und dieses junge Geschöpf, dem ein Taschengeld von mehr als Tausend Thalern zu Gebote gestanden, sollte nun als Weib eines subordinirten und was noch mehr sagt: deutschen Theaterdichters, die kleine Wirthschaft führen, den Topf an's Feuer schieben und Fußsocken ausbessern! Unsinnig! — Unsinnig, aber glücklich, daß

ich darin Trost fand, denn noch acht Tage in der Seufzerallee, wie die verflossenen — und ich säße heut' im Irrenhause; — oder ich wäre tod. Das letztere freilich könnte nicht schaden. —

Ich schrieb ihr, was ich ausgefunden und als ich diesen zärtlichen Brief unterweges wußte, ward ich wieder ein Mensch und schöpfte freien Athem auf den Bergen. Julie antwortete: „Ich habe mit meinen Eltern geredet. Ich bin entschlossen, Dir meine Hand zu reichen. Was aber Deine Lebenspläne betrifft, die uns sehr bedenklich scheinen, so müssen wir erst an Ort und Stelle" u. s. w. Fast zu derselben Zeit empfing ich Briefe von den Königstädter Schauspielern. Meyer, Schmelka meldeten mir, „daß Angely's Reich zu Ende sey, daß der kleine Bühnentyrann, mit dem zweimal sieben Direktoren binnen fünf Jahren nicht fertig werden konnten, durch Herrn Cerf in einem Augenblicke gestürzt worden sey, daß Letzterer sich in allen fraglichen Angelegenheiten an sie, die Schreiber wende, und daß es doch sehr schön wäre, wenn der alte Holtei wieder zu seiner alten Königstadt zurückkehre."

Wie könnt' ich's leugnen? Halb und halb war ich nun schon gefangen. Angely's Abgang war mir sehr erwünscht. Ich habe bereits früher (Vierter Band, pag. 260), ausgesprochen, daß ich seine Verdienste bei Uebertragung französischer Vaudeville-Scherze vollkommen anerkenne, und wenn ich auch recht wohl weiß, daß viele gute Einfälle, die Angely als bonne prise in seine Manuskripte aufnahm, eigentlich nur Einlagen der Darsteller waren, so mußt' ich doch schon damals bekennen,

daß seine Arrangements meist zweckmäßig erschienen und daß ohne seinen Fleiß, seine Ausdauer, die Maschiene oft still gestanden hätte. Aber wie wir ihn schonungslos „Kindermörder" nannten, weil er seinen niedlichsten Arbeiten als Schauspieler Schaden that, so mußte die arrogante Selbstzufriedenheit, die aufdringliche Breite seiner Darstellungsweise, jeden unbefangenen Theaterfreund anwidern. Dabei war er, obgleich mir niemals etwas bekannt geworden, was mich berechtigte seine redliche Gesinnung in Zweifel zu ziehen, im Umgang, wie im Geschäft gleich unausstehlich, und ein so eitler, partheiischer und breitmäuliger Schreier und Krakehler, daß es bei'm besten Willen nicht möglich war, Frieden mit ihm zu halten. Ich betrachtete seinen Abgang, durch den freilich eine Bresche in der Festung entstand, doch wie ein Glück und will nicht dafür gut sagen, daß ich nicht, trotz der kränkenden Erlebnisse vor meiner Abreise, von Weitem daran dachte: es sey möglich, daß ich durch jene Bresche einen triumphirenden Einzug halten könne!? So viel ist gewiß: die Idee der Flucht in ferne Lande war aufgegeben, der Bund mit Julien erneuert, die Qualen die mein Herz bestürmten, beseitigt, — und die Hoffnung stand wieder auf, wenn sie auch auf nichts gestellt war, als auf sich selbst, in ihrer Lebenskraft und Lust. Je lebhafter diese, mit täglich zunehmender Genesung, wieder wuchsen und sich geltend zu machen begannen, desto drohender wollte manchmal der Gedanke mir erscheinen, daß ich gänzlich verlernt haben würde, mich in die Grenzen und Pflichten des Ehebandes zu schmiegen und zu fügen. Ein dunkler Trieb, die

bis jetzt genossene Freiheit noch möglichst zu benützen, drängte mich nach der Ferne und ich suchte, die Abreise von Grafenort zu beschleunigen, indem ich eine, in Breslauer Zeitungen enthaltene Anzeige von Seydelmanns letztem Gastspiel benützte, mich eiligst auf den Weg nach meiner Geburtsstadt zu machen, um dort den lange nicht gesehenen Jugendfreund, nun als einen berühmten Künstler, wie er es unterdessen geworden, zu bewundern. Es ist hier nicht der Ort, den Eindruck zu schildern, den Seydelmann's Darstellung auf mich gemacht; vielleicht bietet sich mir künftig einmal Gelegenheit auszuführen, was ich nach seinem Tode in einem kurzen Aufsatz (mitgetheilt durch die Wiener Theaterzeitung) nur oberflächlich anzudeuten Raum und Zeit hatte? Wir begrüßten uns herzlich, fanden jedoch kaum ein Stündchen für Rückerinnerung an vergangene Tage, da er unmittelbar nach seinem letzten Auftritt in den Reisewagen steigen mußte. Seydelmann hatte in Breslau vollständig reussirt. Die Kritik hatte seine Vortrefflichkeit bewiesen und das Publikum hatte daran geglaubt. Im Jahre Achtzehnhundertneunundzwanzig war es nicht mehr unser alter Schall der jene oft geschmähte und stets gefürchtete Kritik*) verwaltete; er besuchte das Theater selten oder

*) Schall's Theaterkritiken anlangend, hab' ich ein Geschichtchen vorzutragen versäumt, welches der chronologischen Stellung nach, schon in den vierten Band gehört. Es war in Breslau ein bekannter Pantomimenmeister angelangt, der mit seinen sehr hübschen jugendlichen Töchtern Ballet-artige Vorstellungen ordnete. Er war ein guter Springer; die Töchter, eigentlich keine geschulte Tänzerinnen, überließen sich einer wilden Natürlichkeit. Schall

nie, — (kaum glaub' ich, daß er Seydelmann spielen sehen?) — und ließ sich von jungen Leuten, die ihn vertraten, Berichte für seine Zeitung liefern. Einer dieser jugendlichen Rezensenten hatte, kurz bevor ich Grafenort verließ, das Gastspiel einer Schauspielerin benützt, — (eben fällt mir ein, daß jene Debütantin Ludwig De-

---

rügte dies in der Zeitung und hob den Mangel an Grazie hervor. Das begab sich im heißen Sommer. Eines Tages saß Schall mit einigen Freunden, die bei ihm gespeiset, um den Kaffeetisch, er befand sich im tiefsten Negligee, — wer Schall jemals im Sommer besucht hat, wird wissen, aus wie wenigen, sehr dünnen Bestandtheilen es zusammengesetzt war? — als plötzlich die beiden reizenden Töchter des Pantomimenmeisters, begleitet von einer noch reizenderen, sehr jungen Gouvernante, eintraten und ihn mit kecker Zuversicht, wegen seines Tadels zur Rede stellten; sie sagten unter Anderm: wer tadeln wolle, müsse belehren können, und da er ihnen Anstand und Grazie abgesprochen, so würde er auch — (und darauf legten sie, seine Korpulenz bezeichnend, einen spöttischen Accent), — ihnen unbedenklich zu zeigen fähig seyn, wie sie tanzen sollten? Unbedenklich kann ich dies, meine Schönen, erwiederte Schall sehr ruhig, und ich stehe sogleich zu Diensten, nehmen Sie Platz. Er ergriff nun seine alte, stets an der Wand hängende Geige, strich eine Menuet und tanzte dazu, wobei nicht aus der Acht zu lassen, daß er in seiner Jugend für einen Breslauer Ballkönig gegolten und auch in späteren, dicken Jahren, sich wegen seiner schönen Haltung bei'm Tanze noch gern loben ließ. Fessellos flatterte bald der enge Schlafrock um ihn her, der Eifer seines neuen Berufes als Tanzmeister verhinderte ihn, zu erwägen, wie nothwendig eine schützende Hülle sey — den drei Mädchen blieb nichts übrig, als schreiend zu entfliehen. —

Tages darauf besuchte der Vater den strengen Kritiker, wollte sich über die, den naseweisen Kindern ertheilte Lektion todlachen, — und sie schieden als die besten Freunde.

vrient's Tochter war!) — um seinem Herzen gegen meine arme „Lenore" Luft zu machen. Diesen Angriff in Schall's Zeitung zu finden, war mir einigermaßen schmerzlich gewesen und ich weiß sehr wohl, daß ich diesmal mit der Absicht in sein Zimmer trat, jede Erwähnung dieser Sache zu vermeiden und mich durch großartiges Schweigen zu rächen. Aber es war mir, vom günstigen Geschick, ein noch größerer Triumph der Selbstbeherrschung vorbehalten. Der Verfasser des strengen Artikels war in Person gegenwärtig, wurde mir als Herr Studiosus „Heinrich Laube" vorgestellt und ich konnte nun, im heitersten Gespräch und in harmloser, unbefangener Artigkeit gegen den Gegner, meine Seelengröße als verletzter Autor entfalten. Glückliche Zeit der Unschuld, wo solches Begegnen zu einem wichtigen Momente wird! Wenn wir Beide, Laube und ich, heute in ähnlicher Position zusammenträfen, wie gleichgültig würden wir über Dinge hinweggehen, die damals unsre Einbildungskraft gefangen nahmen. — O, glücklich der, den noch der Tadel kränkt und verletzt, den eine bittere Rezension noch unglücklich macht! Er wird auch noch im Stande seyn, sich am Lobe zu erfreuen, der Erfolg wird ihn noch entzücken!

Der **27.** August, als Vorabend von Göthe's achtzigster Jahresfeier, fand mich in Weimar, wo ich gegen Abend mit meinem Freunde Hermann Franck einfuhr und wo der Postillion, der die muthigen Pferde den Abhang vor der Stadt herunter kaum zu zügeln vermochte, uns fast unfähig für das Fest abgeliefert hätte. Franck

war während dieser Gefahr sehr komisch. Bereits Wochen vorher, als wir den Zug nach dem Rom der Poeten und Literaten verabredeten, behauptete er consequent, sein Unstern werde ihm irgend ein Hinderniß entgegenstellen und die Erfüllung des längstgehegten Wunsches, daß er Göthe's Angesicht schaue, in Nichts auflösen. Und wenn wir wirklich nach Weimar kommen sollten, sagte Hermann, so wird Göthe krank seyn, oder stirbt er gar bis dahin und ich werde in Rom gewesen seyn, ohne den Papst gesehen zu haben. Als wir uns der Stadt näherten, vorher aber in Leipzig schon erfahren hatten, daß der alte Herr munter und frisch sey, rief ich meinem Gefährten zu: na, jetzt wirst Du doch endlich daran glauben, daß Du Ihn zu sehen bekommst? In diesem Augenblicke rissen die Pferde aus, der Wagen drohte in den nicht niedrigen Graben zu stürzen und Franck entgegnete mir sehr ruhig: durchaus nicht, denn wir werden den Hals brechen, ehe wir nach Weimar gelangen.

Mit ganzen Gliedern trafen wir im alten, lieben Elephanten ein und wurden, während wir Toilette machten, von August Göthe begrüßt, der in voller Pracht, zierlichst uniformirt, nach Hofe ging, und im Vorübergehen bei mir einsprach, um mich, im Namen des Papa's zu Letzterem zu laden, bei dem sich schon heute all' die Fremden und Gäste aus fernen Ländern und Zonen zur Vorfeier des morgenden Festes versammelten. Ein buntes Gewirre rauschte uns entgegen, der Alte empfing mich mit seinem urewigen: Nun, das ist ja schön! und mein theurer Hermann sah ihn nicht nur, nein, er pflog

ein langes Gespräch mit ihm in Sachen „zur Morphologie" gehörig, von dem ich mich alsogleich in bester Ordnung, zurückzog, mich unter die schöne Damenwelt mischend, die durch ein wundersames Walten höherer Fügung, diesmal von Englischen Heerschaaren ziemlich frei, einen Polnischen Kultus eingeführt hatte, welchem letzteren ich, der alte treue Polenfreund, mich lebhaft anschloß.

Zwei polnische Dichter waren eingetroffen. Der Eine „Odieniecz," von dem ich weiter nichts mehr vernommen; der Andere: „Mieckiewicz," ein Mann, der jetzt als halb-verrückter Mystiker in Paris eine wunderliche Celebrität erlangt hat, der damals aber nur wie ein bleicher, interessanter, liebenswürdiger Schwärmer auftrat und bei Weimars schöner Welt so viel Beifall fand, als ob er aus England oder Schottland käme. Er gab an jenem 27. August schon ein Pröbchen seiner mystischen Richtung, dessen Gelingen ich freilich auf Rechnung eines heimlich durchgeführten geselligen Scherzes schieben wollte; mir aber doch dabei gestehen mußte, daß es mich in Erstaunen setzte. Er ließ nämlich unter den Frauen und Mädchen einen Teller umher kreisen, auf welchen jede und jedes nach Belieben einen Ring legen durfte, — doch mit der Bedingung, daß sie denselben schon seit mehreren Jahren trage, ohne ihn abzulegen. Nachdem nun eine Menge von Ringen durch- und übereinander gehäuft waren, ging Mieckiewicz in einen Winkel, beobachtete sie emsig und vertheilte sie dann der Reihe nach an ihre, ihm völlig unbekannte Besitzerinnen, wobei er noch den Taufnamen, (und ich glaube

gar auch das Alter!) einer Jeden errieth. Dabei war er bleich geworden, wie der Tod und kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Ich hielt, wie gesagt, erst das Ganze für einen verabredeten Scherz, überzeugte mich aber dann, daß er es ernstlich gemeint hatte. Und jedesmal wenn ich jetzt in französischen Blättern seinen Namen in Verbindung mit den unglaublichsten Mährchen las, stand der bleiche Ringsucher aus Weimar vor mir.

Während das achtzigjährige Geburtstagskind sich zwölf hübsche Frauen und Mädchen zu seinem Fest-Diner eingeladen, versammelten wir Männer, Einheimische wie Fremde, uns im Hotel „zum Erbprinzen" um dort zu seinen Ehren das unsere zu thun. Daß es an Liedern nicht fehlte, versteht sich von selbst. Auch ich trat in die Reihen der Festsänger (siehe in meinen Gedichten pag. **174**), und zog eben nicht den Kürzeren. Scherz und Rührung löseten sich an jener Tafel wechselnd ab; bei mir herrschte die letztere vor, jeder Klang aus der Sänger Munde bewegte mich zu Thränen, und um dieser lumpigen Stimmung zu entgehen, zwang ich mich zum Weintrinken, bracht' es auch wirklich, — das Erste- und Letztemal in meinem Leben!! — auf Zwei und eine halbe Flasche rothen französischen Weines. Es ist mir unerklärlich, wie ich nach dieser unerhörten That noch im Stande gewesen bin, nicht nur bei einem großen Balle zu erscheinen, sondern auch daselbst, auf Verlangen der Damen, mein Festlied zu wiederholen? Auch steht jener Abend nur theilweise vor meinem Angedenken. Ich sehe mich, nach Beendigung des Liedes, unsicheren

Schrittes ein Nebenzimmer suchen, dort ein Ruhebett erreichen — und dann fehlen mehrere Stunden aus meinem Leben. Um Mitternacht wurd' ich unsanft erweckt und durch Hermann bedeutet, daß die Gesellschaft auseinander gehe und daß es an der Zeit sey aufzubrechen. Auch besinn' ich mich noch ganz deutlich, wie ich mich zu Bett legte, mit unsäglicher Angst, daß ich die nächtliche Ruhe meines Reisegefährten stören, oder im Zustande jammernder Katzen erwachen würde!? Nichts davon! Der Teufel, der mich wahrscheinlich verlocken wollte, ein Säufer zu werden, ließ mich von jedem Unbehagen frei, erwachen. Aber er hat seinen Zweck nicht erreicht. Von dieser Seite hat er keine Gewalt über mich gewonnen.

Hermann war genöthigt, Weimar zeitig zu verlassen, ich blieb zurück, ein späteres Zusammentreffen mit ihm in Leipzig verabredend. Die ersten Tage nach dem festlichen 28. vergingen noch in stetem Geräusch. Die zum Fest gehörige Aufführung des Göthe'schen Faust hatte manche Fremde zurückgehalten. Unter den Anwesenden ragte der berühmte Pariser Bildhauer David hervor, der bekanntlich gekommen war, Göthe's kolossale Büste zu formen. Ich war viel mit ihm zusammen. Wir fanden mancherlei Berührungs- und Anziehungspunkte. Am Innigsten vereinigten wir uns in der Begeisterung für Berranger und weil David einsah, daß die meinige für diesen großen Dichter auf wirklicher, nicht oberflächlicher, Kenntniß seiner Chanson's beruhe, so erfreute sich sein Künstlerherz an meinem Entzücken und er versprach mir zum Lohne dafür, ein von eigener Meister-

hand vollendetes Bildniß jenes Sängers der Liebe, des Ruhmes und der Menschlichkeit zu schenken. Daß er dies Versprechen, in Göthe's Hause, bei'm frohen Male gab, das will nun eben nicht viel sagen. Daß ich aber nach Verlauf eines Jahres, als ich's längst vergessen wähnte, seine Erfüllung erlebte, und daß ich durch einen Reisenden die schöne werthvolle Gabe wirklich empfing, — nun, das mag für David's gutes Gedächtniß zeugen! Mir bezeugt es, daß er mich wirklich lieb gewonnen und diese Ueberzeugung gewährte mir viel Vergnügen.

Die Aufführung des Faust anlangend, fand dieselbe in acht Akten und in einer seltsam gestellten Anordnung statt. Manches von dem, was ich in meiner (verschmähten) Bearbeitung weggelassen, und weglassen zu dürfen, ja zu müssen gemeint, war stehen geblieben und machte, wie ich's vorausgesehen, auf den Brettern keine oder eine verfehlte Wirkung. Manches aber, was mir wichtig, ja unentbehrlich scheint, war gestrichen. So z. B. Faust's erstes Gespräch mit Wagner, welches seine Stellung zur gelehrten Welt bezeichnet; dann jene Worte des alten Bauers, und was darauf folgt, wodurch sein Verhältniß als praktischer Arzt und die daraus entspringenden skeptischen Zweifel angedeutet werden sollen. Und dergleichen mehr! In den Liebesscenen war denn auch richtig das ewige Hin- und Hergelaufe, was jede Einheit theatralischer Sammlung zerreißt, ungeändert verblieben. Kurz, es war halt eben nichts gethan, sondern nur gestrichen und ich hatte den Muth, meine Kritik der Excellenz deutsch und ehrlich in den Bart zu

werfen; auch nicht zu verschweigen, daß ich meine Umarbeitung für ungleich dramatischer, konzentrirter, besser und wirksamer hielte. Worauf denn ein: „Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser!“ Doch sonder Groll, und zum Schlusse, das obligate: „Nun, nun, das ist ja schön!“ lächelnd erfolgte.

Die Abwesenheit der Schopenhauer, welche den Sommer am Rhein zubrachte und (wie sie mir vertraulich mitgetheilt) schon längst entschlossen war, Weimar mit einem andern, für sie minder kostspieligen Aufenthaltsorte zu vertauschen, ward nun zur Veranlassung, daß ich die Abende, die sonst ihr gehört haben würden, mit August verlebte, welcher sich immer fester an mich hing und mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkte, die mir bisweilen Angst einjagten. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmuth herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zu sonstigem Thun und Treiben gespenstig ausnahm. Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo er mir die Brüderschaft antrug; ein Akt, den ich überhaupt nicht liebe, wenn er sich nicht, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, gleichsam von selbst ergiebt. Dies war bei uns nicht der Fall, wenigstens von meiner Seite nicht, denn ich konnte im Umgange mit ihm niemals vergessen lernen, daß er Göthe's Sohn sey und unsere Vertraulichkeit behielt, was mich betraf, stets eine

ergebene Zurückhaltung, die nur in brieflichen Eröffnungen rücksichtsloser Hingebung Raum gönnte. Deshalb drückte mich die Brüderschaft, das „Du“ ging mir nur gewaltsam von den Lippen.

Die Damen des Hauses waren auch diesmal gütig und nachsichtig für mich, und widmeten, wie früher, meinen lyrischen Poesieen herzliche Theilnahme. Was ich von Liedern hatte, mußte ich erklingen lassen. Besond'rer Auszeichnung erfreu'ten sich die in schlesischer Mundart, von denen denn auch, — Dank sey es den vermittelnden Bestrebungen seiner Schwiegertochter! — der alte Herr Kenntniß nahm, und ihres bevorstehenden öffentlichen Erscheinens in einem Hefte von „Kunst und Alterthum“ einleitend gedenken ließ. — Vielleicht waren es meine Erzählungen von unserer Berliner „Schnee- und Thee-Zeitung,“ die Frau Ottilien anregten, einen ähnlichen Plan für Weimar zu fassen und auszuführen. Während meiner diesmaligen Anwesenheit wurde das „Chaos“ gestiftet, ein Blatt, an welchem Weimar und was geistig dazu gehörte, durch kleine, anonyme oder pseudonyme Beiträge mitarbeiten sollte. Es wurde zwar gedruckt, aber nur als Manuskript für die Theilnehmer, und bald öffneten sich seine Spalten allen Zungen aller Nationen, (obgleich die englische vorherrschend blieb!) so daß Gries in folgenden, aus Jena für's Chaos eingesendeten Verschen, treffend sagte:

„Britisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen.
Wüßt' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.

Ach ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen."

„Geduld! Verlaß Dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden."

„Manches läßt die Zeit uns seh'n,
Was uns einst gedäucht als Fabel.
Sonst hieß Weimar Deutsch-Athen,
Jetzo ist's das Deutsche Babel.

Auch der Papa ging, wie Ottilie mir später schrieb, bisweilen „ohne Stern" im Chaos lustwandeln. — Mir war, schon in den Stiftungsconferenzen, die Ehre zu Theil worden, mit Abfassung des (deutschen) Prologs, der Nummer Eins eröffnete, beauftragt zu werden und diesen geb' ich hier zum Besten, weil er des Unternehmens Zweck andeutet und weil es, sey er noch so schwach, doch Manchem Spaß machen wird, zu lesen, wie ein Göthe'sches Haus-Journal angekündiget worden.

Prolog.

Ihr staunt vielleicht, daß ich mich Chaos nenne
Ihr Menschen?? — Weil ihr Form und Regel sucht
Und zweifelnd lächelt, wo die beiden fehlen?
(Obgleich ihr gegen beide gern verstoßt,
Dürft ihr es heimlich nur und sicher thun).
Hier ist kein Wählen mehr. In's offne Meer

Des wüsten, bunten Dranges müßt ihr springen;
Hier gilt kein Anseh'n des Geschlechts, des Landes,
Kein Name selbst; denn unbekannt muß Jeder,
Vermummt in fremden Namen muß er schwimmen,
Und auch den kühnsten Schwimmer lohnt kein Ziel.
„Ein planlos Treiben, ein fantastisch' Drängen!"
Und nie ertönt der Ruf: es werde Licht!
Nie werden sich die weiten Massen sondern,
Chaotisch liegt die Zukunft vor uns da.

Ich bin ein Blatt von jenem großen Baume,
Der seine Aeste rings umher verbreitet
Und immer schattig grünt und blüht, ob Raupen
Ihn feig beschleichen! — Nein, ich bin kein Blatt;
Ich bin ein Zweig, denn Knospen trag ich auch!! —
Nun Sonne, komm' und sieh' mich liebreich an;
Hervor aus dieses Sommers nasser Kälte,
Hervor September-Sonne, strahle warm!
Bring' einen Herbst voll Trauben, die du zeitig'st.
Auch Winter, Du, aus Deinem Schneegewölke,
Gieb heit'res Licht! Ich will ja freudig grünen,
Will heit're Stirnen schmücken, holde Wangen,
Will schöne Augen wunderbar umschatten;
Selbst in die Fenster will ich traulich blicken,
Wo unser hoher Greis, der weise Dichter,
Der Meister weilt und sinnt. — Nun Sonne, sieh',
Du mußt Dein Bestes thun, daß Er mir lächle —

Ich wär' ein Zweig?? — O nein, ich bin 'was mehr!
Ein Zweig ist nur ein Theil; ich bin ein Ganzes,
Noch nicht vollendet zwar, ja kaum begonnen,
Und doch ein Ganzes schon in der Idee.
Ich bin ein Nichts, das Alles ist. Ich bin
Ein Alles, das noch nichts. — Mich faßt ein Sturm
Holdsel'gen Wahnsinns, wirrender Gedanken,

Die Völker stehen opfernd vor mir da,
Ich seh' mich kreisend zwischen beiden Polen*),
Ich höre nachgeklungen ew'ge Töne,
Europa's Meister schweben mir vorüber,
Ich schweb' um sie! — Auf, singt in Melodieen
Ihr Lebenden mich ein. Lös't ird'sche Prosa
In lieblich-süße Melodieen auf!...
Die Mauern fallen und die Hüllen sinken,

---

*) „Zwischen beiden Polen." Diese Worte enthalten einen scherzhaften Doppelsinn. Odieniecz und Mieckiewicz, die oben erwähnten Polnischen Dichter, hatten am Festmale natürlich Theil genommen. Als nun die Gäste den Speisesaal verließen, befand sich der Gastwirth, hinter einem kleinen Tischchen sitzend, bei der Ausgangsthür, um die Bezahlung für genossenen Wein von uns zu empfangen; vor ihm lag eine Liste, auf der bei eines jeden Namen, der Betrag der Schuld notirt war, und wie man sich ihm nannte, machte er die Berechnung. Die Polnischen Namen aber hatten ihm nicht aus der Feder gewollt und es stand nur zu lesen: „Pole I. Pole II." Von da an hießen O. und M. kurzweg: Pole Eins, Pole Zwei und da wir etliche Damen beargwohnten, daß ihr Interesse zwischen Eins und Zwei geschwankt habe, so wurde der Ausdruck: „zwischen beiden Polen" einigermaßen bedeutend. Frau von Göthe schreibt mir in Erinnerung an diese Scherze u. A. „Hier, verehrter Chaotischer Protektor, sende ich Ihnen unser erstes Blatt, wo Sie nun selbst urtheilen können, wie vortrefflich Ihr Prolog sich ausnimmt. Wenn ich Ihnen sage, daß ich englische Gedichte, nicht wie Sand am Meere, denn das klingt prosaisch, sondern wie Sterne am Himmel bekommen habe, daß es aber sehr an deutschen Federn fehlt, so werden Sie doch wohl, und wär' es nur aus Opposition gegen England, die Ihrige in Bewegung setzen. Ich singe Ihre „Erinnerungs-Lieder, doch aus dem alten Feldherrn bekam ich nur zwei? Ist das richtig? Von dem alten Feldherrn komm' ich natürlich auf Polen und von Polen auf — einen Polen. Ganz vergessen ist er hier noch nicht!"

Entfesselt scheinet Psyche. Amor flattert
Mit leichtem Fittig tändelnd ihr zur Seite!
Der Himmel senkt sich auf die Erde nieder,
Die Sterne tauchen in das tiefe Meer,
Die Nacht bricht ein, — das Licht verschwindet jauchzend, —
Im Chaos klingen wonnetrunk'ne Sphären.....
.... —— .... —— .... —— .... —— .... —— ....
—— Und war's ein Traum und ist's ein kurzer Scherz,
Auch kurze Träume, wenn sie geistig sind,
Entzücken wohl. Kommt! Träumet, liebe Freunde!

Als ich mich diesesmal von Weimar trennte, geschah dies in der Ueberzeugung, daß ich es sobald nicht wiedersehen würde. Zog' ich nicht nach Berlin, mit der Absicht, mich dort fest und unauflöslich zu verbinden? Und konnte der neue Ehemann, zu entbehren, zu ersparen, häuslich zu leben verpflichtet, fürder noch an Lustfahrten durch's deutsche Land denken? Durft' er's? Ich freute mich auf Julien, auf unser Wiederseh'n, auf das beglückende Gefühl, ihr und mir sagen zu können: was ich höher schätzte als Gut und Gold, meine persönliche Freiheit, die Ungebundenheit, die ich mir durch schwere Opfer bewahrt, bring' ich Dir, der harmlos Vertrauenden willig dar! Aber wie ich mich darauf freute, fürchtete ich mich doch auch vor der Zukunft, weil ich mich vor mir selbst fürchtete und nicht ohne bange Seufzer, vermocht' ich an Berlin zu denken.

In Leipzig, wo ich den aus Göttingen zurückkehrenden Freund Franck zu finden versprochen, macht' ich Halt, um ihn zu erwarten. Ich war im Hôtel de Saxe bei'm verstorbenen „Friedlein," dem Vorbild und Muster aller

Wirthe jener Zeit, abgestiegen und in seinem Gastzimmer sollte der Zufall eine Begegnung herbeiführen, die für mein ganzes Leben höchst wichtig wurde und in ihren unvorhergesehenen Folgen, eine Last von Sorge, Kummer und Gram über mich und die arme Julie verhängte.

Herr Hofrath Küstner hatte die Direction des Leipziger Stadttheaters, nachdem er sie längere Zeit hindurch ruhmvoll und zur Ehre der Kunst, nicht ohne eigenen Nachtheil, geleitet, endlich niedergelegt. Die Anstalt wurde damals wie ein Filial des Dredner Hoftheaters geführt und stand unter Regie meines alten Freundes Remie. Diesen suchte ich natürlich auf. Nicht minder aber Herrn Hofrath Küstner, den ich jedoch nicht zu Hause traf. Er machte mir an dem nämlichen Tage noch einen Abendbesuch, fand mich im Speisezimmer und setzte sich neben mich. Es waren wenig, oder gar keine andern Gäste zugegen, Friedlein ging ab und zu — Wir konnten ungestört plaudern. Bald wendete sich das Gespräch auf mein Verhältniß zu Julien, von dem Küstner, mit Theaterpersonen in steter Verbindung, bereits gehört. Er hatte sie, bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, als „Lenore" gesehen. Auch ihm, dem geübten Theaterkenner, war es ergangen, wie es oft und Vielen ergeht, er hatte die drastisch-wirkende Darstellung der Wahnsinnsscenen, für den Ausdruck wirklich-vorhandenen, tragischen Berufes gehalten und war, bei dem Wohlgefallen, welches ein so junges blühendes Mädchen erregen mußte, in der Meinung befangen, sie sey von der Natur auf höhere Stufen gewiesen, als sie bisher mit

ihren Soubretten- und Lokalparthien eingenommen. Mich kannte er für einen ehrlichen, honetten Menschen, nicht ohne Geschick und Talent; als Vorleser dramatischer Dichtungen galt ich ihm etwas. Und so meinte er denn, ich müsse ein eben so ausgezeichneter Regisseur werden können, wie Julie eine vorzügliche tragische Liebhaberin. Möge man noch so bescheidene Zweifel in sich und in diejenigen setzen, die Einem nahe stehen, — wer hörte nicht gern, dergleichen Meinungen mit an? Wer fände sich nicht geneigt, sie nach Umständen zu seinen eigenen zu machen? Küstner blieb im Ganzen sehr geheimnißvoll. Er deutete nur entfernt an, daß ihm der Ruf als Intendant eines der ersten Hoftheater bevorstehe; daß die Entscheidung nicht mehr fern sey, — daß er auf mich und Julien rechne! Er nahm mir das Wort ab, mich nirgend fest zu binden, stets für ihn und auf seinen Wink bereit zu seyn und dann, meine Thätigkeit an die seinige knüpfend, mit ihm vereinigt zu wirken. Ich gab das meine, und empfing dagegen das seinige: ich würde der erste Mensch seyn, an den er schriebe, und den er beriefe, sobald der erwartete, unausbleibliche Ruf nur erst an ihn gelangte!

Mit dieser zwar dunklen, doch eben darum desto vielversprechenderen Erwartung kehrt' ich nach Berlin heim. Und wahrlich, sie that nöthig, jene durch den Leipziger Gönner angeregte Hoffnung. Denn in Berlin standen die Sachen recht schlimm. Während meiner Abwesenheit waren zwischen Julien und der neuen Direction mancherlei Unannehmlichkeiten vorgefallen, die zuerst erzeugt durch einen Zwiespalt über Entziehung des bisher

gesicherten Theaterwagens, in spitzigem und verletzendem Briefwechsel sich steigerten und endlich nur von dem Machtwort eines in allerhöchster Instanz aufgerufenen Richters für den Augenblick beschwichtiget wurden; doch glimmte das Feuer unter der Asche fort und von beiden Seiten versah man sich, trotz freundlicher Worte, nicht der aufrichtigsten Gesinnung. Meine Dazwischenkunft schien auf den ersten Anlauf günstig zu wirken. Man versprach sich von meiner literarischen Thätigkeit goldene Berge und erwartete wohl eine Reihe neuer Stücke, die nicht minder einbringen sollten als „Lenore" welche fortdauernd Kasse machte.

Im November begann ich wieder meine Vorlesungen, diesmal zum Besten der durch Ueberschwemmung verunglückten schlesischen Landsleute; ich konnte einen nicht unbedeutenden Ertrag an den Oberpräsidenten der Provinz abliefern. (Schon im vergangenen Frühjahr hatte ich mit Karl Blum im Vereine, für die durch ähnliches Unglück betroffenen Preuß. Niederungen eine Morgenunterhaltung gegeben, die sich dadurch auszeichnete, daß alle bedeutenden Mitglieder beider Theater dabei mitwirkten und welche weit über tausend Thaler einbrachte). Daneben beschäftigte mich eine neue dramatische Arbeit, mit der ich einen in Berlin noch nie betretenen Weg zu bahnen wähnte. Ich war auf den gefährlichen Gedanken gerathen, ein lokales Zauberspiel zu schreiben, in welchem nach Raimund's Vorbild, tiefer gemüthlicher Ernst mit keckem possenhaften Scherz vereinigt werden sollte. Allegorische Figuren waren bestimmt, aus niedrigster Umgebung sich emporzuheben und im Berliner Sande einen

Zauberhain aufwachsen zu lassen. Ich vergaß nur Eines: daß Berlin nicht Wien ist. „Die Droschke“ hieß jenes in der Anlage total verfehlte, in der Ausführung mit vielen gelungenen Einzelnheiten durchwebte Probestück. Es wurde am 2. Dezember zum Erstenmale gegeben und schmählich ausgepfiffen. Was mich, als Verfasser, dabei traf, hätt' ich gern und leicht verwunden. Schmerzhafter war die Kränkung und bis in's innerste Leben verletzt fühlt' ich mich durch die Schmach, die eine Schaar roher Gesellen an jenem Abende der armen Julie zufügte. Es schien, als ob man hauptsächlich den Angriff gegen sie richten wollte, weil sie meine Braut war. Schonungslos pochten, zischten und pfiffen ihrer dreißig junge Herren, während sie auf der Bühne stand und sprach; ja sie mischten kränkende Ausrufungen in den Lärm und höhnten so, ohne Grund und Sinn ein junges wehrloses Geschöpf, welches, die unritterlichen Kämpen beschämend, fest und muthig den angewiesenen Platz behauptete. Mein Stück war verfehlt und obgleich aus poetischer Idee hervorgegangen, vermochten die ihm und mir Günstigen, obgleich sie ihre Beifallszeichen an jede wirksame Stelle knüpften, das Ganze unmöglich zu halten, — darüber wurd' ich bald mit mir einig und zürnte denen wirklich nicht, welche dem Erzeugnisse meiner fleißigen Bemühung den Stab gebrochen. Aber wie man ein hübsches, talentvolles und vorwurfsfreies Mädchen auf so pöbelhafte und grausame Weise entgelten lassen mag, daß ihr Verlobter unser Gegner ist, oder wir vielmehr die seinigen, — das hab' ich niemals begreifen lernen, wie gut ich auch lernte, die Tonan-

geber im Parterre, sammt ihren Motiven gering zu schätzen.

Es war eine traurige Nacht, die jenem Abende folgte und durch meine unruhigen Träume ging nur der eine Gedanke: Wenn doch bald ein Brief aus Leipzig käme!

Wer das Theaterleben nur ein wenig kennt, wird ohne Mühe durchschauen, welch' nachtheilige Wirkung dieses Mißlingen auf unser Verhältniß zur Direction des Königstädter Theaters hervorbringen, wie groß der Rückschritt seyn mußte, den ich dadurch gethan. War ich damals noch frei, wie ich's vor einem Jahre gewesen, bei Nacht und Nebel hätt' ich Berlin verlassen und mich sobald nicht wieder gezeigt. Widerte mich doch Alles an! Schlug ich doch beschämt die Augen nieder, wenn mir eine Droschke begegnete, weil sie mich an mein vermaledeites Zauberspiel erinnerte! Aber ich war gebunden, verlobt, ich hatte Pflichten, — ich mußte aushalten. Und so warf ich mich denn mit einer, in diesen Umständen und bei meiner Stimmung vielleicht anerkennenswerthen geistigen Gewalt auf eine neue Arbeit. Ja, während schrillende Pfeiffe, höhnische Bemerkungen, tobendes Pochen mir noch vor den Ohren dröhnten, begann ich mit festem Willen und unversiegter Produktionslust ein Drama, welches eben nicht zu den schlechteren gehört und schon zwei Monate nach der ersten Aufführung der „Droschke,“ am 3. Februar 1830, zur Darstellung kam. Da mindestens vier Wochen auf Abschrift, Rollen ausschreiben, Einstudiren und Proben gerechnet werden müssen, so darf ich annehmen, daß ich es in weniger als vier Wochen vollendet. Unter dem

Titel: „Theodor und Leonhard, oder: die Majoratsherren,“ ist es in meinem „Theater“ pag. 298 abgedruckt. Gut besetzt, fleißig gelernt, mit Liebe gespielt, wurde es mehr als günstig aufgenommen. Ich selbst war, von der letzten Niederlage entmuthigt, nicht im Theater und brachte die Zeit während der ersten Aufführung bei Juliens Eltern zu. Aengstlich saßen wir drei Menschen beisammen, konnten zu keinem freien Gespräche kommen und zählten Viertelstunden und Minuten um zu berechnen, wie weit sie jetzt auf der Bühne seyn möchten? Der Abend wollte kein Ende nehmen. Endlich schlug es zehn Uhr — ein Wagen hielt vor dem Hause, — es war nicht Julie, es waren befreundete Frauen, die mit Jubelgeschrei die Stiegen heraufstürmten, um zu verkündigen, daß die Scharte ausgewetzt sey, welche jene „Droschke“ gemacht. Sie konnten nicht müde werden, die Darstellung, die Aufnahme, das Publikum zu preisen. Alles war vom ersten Auftritt an, Gunst, Wohlwollen, Beifall und Antheil gewesen, Julie mit Applaus überschüttet worden; Beckmann hatte sich selbst übertroffen! — Und ich stand da, Thränen im Auge, und Dank, innigen Dank gegen ein Publikum im Herzen, dem ich vor acht Wochen geflucht, mit allen Flüchen der Erde! O, welch' ein Widerspruch ist das Leben, welch' ein Räthsel des Menschen Freud' und Leid! — Nun kam denn auch Julie, das arme Lamm, das meine Sünden getragen; sie, die schwächste, hülfloseste von uns, die eingeschnürt von drohenden Erinnerungen und bangen Ahnungen, doch Kraft genug behalten, ihre Schuldigkeit zu thun, — und mehr als das: die, wäh=

rend wir im Schutze der vier Wände daheim gesessen und uns im Stillen geängstiget, mit kühnem Schritt auf die Bretter getreten war, als ob sie nichts zu befürchten hätte, weder für sich, noch für mich!? Wenn es auf Erden ein Heldenthum giebt, ein unbestreitbares, erhabenes, nicht genug erkanntes, so wird es wahrlich von dem Weibe geübt, welches im schwierigen und gefährlichen Berufe einer Schauspielerin, die Dichtung ihres Gatten oder Geliebten, unter eigener persönlicher Verantwortung, als Darstellerin der Hauptrolle, vor einer bewegten, wilden Menschenmenge zur Anschauung bringt und mit scheinbarer Heiterkeit, ungestörter Seelenruhe, alle Mittel und Kräfte aufbietet, das ihr so theure anvertraute Gut sicher und siegreich durch alle Gefahren zu leiten, wie eine Fahne durch tausend Schwerter und Kugeln! Auch war sie der Erschöpfung nahe, wie sie bei uns eintrat. Nach dem unglücklichen Droschkenabend hatten gerechter Zorn und Wuth über unverdiente Schmach sie aufrecht gehalten. Der Freude war sie nach solch' unsäglicher Anstrengung nicht gewachsen und sie sank halb ohnmächtig der Mutter in die Arme.

Gestrenge Richter, Krittler, Beurtheiler und Stimmführer! wüßtet ihr doch, könntet ihr doch mitempfinden, was es heißt, um euren Beifall werben!? Oder wüßtet ihr mindestens, die schüchterne, verzagte Bescheidenheit edlerer Naturen, von arroganter und schamloser Zuversicht kecker Komödianten und Theaterdichter zu sondern! Es stünde besser um uns, und um euch!

Auf den **23.** März war meine Verheirathung festgesetzt. Julie hatte den Wunsch ausgesprochen, daß Schleier-

macher, dessen Schülerin und Liebling sie gewesen, uns trauen solle, wozu dieser berühmte Mann sich von Herzen bereitwillig erklärte, obgleich die Braut nicht in sein Kirchspiel gehörte und unsern Gebräuchen zu Folge, aus dem ihrigen erst losgekauft werden mußte: ein Brauch, welcher vortrefflich seyn mag, in meinen Augen jedoch etwas Gehässiges und Drückendes hat. Bei der wilden Schaulust und stürmischen Neubegier des verehrten Publikums bleibt es stets bedenklich für öffentliche Personen, dergleichen Akte in der Kirche vorzunehmen und eine junge, allbekannte Schauspielerin ist der Gefahr ausgesetzt, durch ihr Erscheinen vor dem Altare, letzteren mit der Bühne verwechselt zu sehen. Deshalb zogen wir es vor, die Trauung in Juliens Wohnung verrichten zu lassen und Schleiermacher war ganz unserer Ansicht. Ein kleiner Kreis nächster Freunde, dem das gute Glück auch meinen Grafenorter Gönner, den Grafen, und die Pflegemutter meiner ersten Frau zugeführt hatte, fand sich Nachmittags gegen fünf Uhr ein und wir harrten denn, in den zierlich ausgeschmückten, aber engen Räumen, nicht ohne ängstliche Spannung und in verlegenem oft stockendem Gespräche, der Ankunft des Geistlichen. Eine Stunde nach der andern verging, die Nacht brach ein, Schleiermacher blieb aus und schon glaubt' ich am nächsten Tage noch einmal als Wittwer zu erwachen. Ich wüßte nicht eine langweiligere Ungeduld empfunden zu haben, als an jenem Abende. Die vergeblich ausgesendeten Boten brachten die Nachricht, daß der Prediger, durch mehrfache Amtsverrichtungen ungewöhnlich in Anspruch genommen und aufgehalten, zuletzt mit einem

großen Begräbniß auf den Kirchhof vor dem Halleschen Thore gefahren sey. Von dieser traurigen Pflicht kam er denn endlich, keuchend und körperlich ganz erschöpft die zwei hohen Stiegen herauf, uns zu erlösen. Es hat wohl selten oder nie außer ihm einen Prediger gegeben, der es so wie er verstand, in einer Gelegenheitsrede solcher Gattung jenen widerwärtigen Amtston zu vermeiden, welcher uns stets verletzt. Er wußte die wenigen Worte, die er schlicht und eindringlich sprach, so zu stellen, daß sie zur Umgebung, wie zu den Verhältnissen passend, vollkommen natürlich klangen, als ob ein besonnener, wohlmeinender Freund zu jüngeren Freunden spräche. Er begann zum Beispiel so:

„Als wir, mit der ganzen großen Stadt den Verlust einer sittsamen, liebenswürdigen Frau und zugleich Denjenigen beklagten, den dieser Verlust zunächst betraf, konnten wir nicht ahnen und ich, der Lehrer, am wenigsten, daß diese meine liebe Schülerin bestimmt sey, der Verstorbenen zu folgen!“

Natürlich verschwand im nächsten Verlauf seiner Rede, die bange, unbehagliche Stimmung, in welche sonst wohl ein Jeder sich versetzt fühlt, der als Hauptperson einer feierlichen Handlung sich anreden lassen muß und ich konnte, mit ruhiger und gesammelter Aufmerksamkeit ungestört seinem Ideengange folgen. Ich gewann, während er zu uns sprach, diesen seltenen Mann, den ich bis dahin nur wenig und immer nur in größeren Kreisen gesehen, wahrhaft lieb, weshalb ich auch um so mehr bedauerte, daß seine Schwäche und Kränklichkeit ihn hinderte, den Abend bei uns zu beschließen. Unser un-

ausbleibliches Festmahl war, recht im Gegensatze zu meinem ersten Hochzeitsschmause ruhig, ohne Aeußerungen geselligen Frohsinns, ohne Sang und Klang, und kein Lied ertönte. Wie gern ich auch, meinem Gefühle nach, jede rauschende Lust-Bezeigung entbehren mochte, empfand ich doch eine lästige, unausgefüllte Leere jener Tafelstunden, deren Ende ich sehnlichst herbeiwünschte.

Die nächtliche Heimführung der Braut war seltsam genug. Wir hatten in der Alexanderstraße eine große Wohnung *) gemiethet, welche mit uns im Verein Juliens Eltern bewohnen sollten. Diese jedoch waren erst nach einigen Tagen einzuziehen entschlossen und die ihnen bestimmten Räume noch öd' und leer. Nur mein Arbeitszimmer und Juliens Gemächer waren eingerichtet aber noch kein Dienstbote dort. Vor jenem, uns neuen, fast unbekannten Hause, fuhren wir nach Mitternacht an. Mühsam öffnete ich mit dem kolossalen Schlüssel das große, schwer zu regierende Hausthor und tappte mich nun mit meiner jungen Frau über die dunklen Stiegen, für jeden Schritt und jede Wendung mit den Händen Bahn suchend. Wir hatten es so gewollt, weil wir es höchst ergötzlich fanden. Nach der tödtenden Langenweile der Hochzeitsgesellschaft, that uns diese außergewöhnliche Entdeckungsreise sehr wohl. Wir lachten aus vollem Herzen, erweckten die zahlreiche vier-

*) Diese Wohnung war, bis wir ihn ablöseten, die des unvergeßlichen Sängers und Komikers „Spitzeder" gewesen. Nach uns bezog sie Freund „Beckmann." Das ist, was man in der Kunstsprache eine „Schauspieler-Kaserne" zu nennen pflegt.

beinige Einwohnerschaft der Nachbarn durch unser Gelächter zu lautem Gekläffe und hielten, im Uebermaaße der Fröhlichkeit unsern Einzug in die neue Heimath, wo es natürlich an Allem fehlte und wo wir unter unaufhörlichen Scherzen zusammenholen mußten, was irgend von Nöthen war. Vielleicht hatte der laut- und lustlose Hochzeit-Abend vorangehen müssen, um uns zu diesem kindischen Uebermuthe zu steigern.

Den Neuvermählten kamen denn bald von vielen Seiten aus Näh' und Ferne Zeichen und Beweise freundschaftlicher Theilnahme zu, unter denen freilich auch Spott und Neckerei sich geltend machten. So hatte, um von Letzterer zuerst ein Beispiel zu erwähnen, der Oberpriester aus dem Tempel der Tugend, während wir bei'm langen und feierlichen Hochzeitmahle gesessen, in seinem Lokale eine kleine Gesellschaft vereinigt und übersendete mir zum „lendemain" ein von mehreren saubern Gänsepfötchen unterzeichnetes Aktenstück über jene Versammlung, wahrscheinlich in der frohen Erwartung, mich bei'm Empfange, der natürlich in Gegenwart der jungen Frau vor sich gehen mußte, in peinliche Verlegenheit zu setzen. Diese seine humoristische Absicht jedoch schlug fehl und die Bosheit des kleinen necktischen und neckenden Freundes scheiterte am freien, grandiosen Sinne der vortrefflichen Frau, die sich schon als Braut die Aufgabe gestellt, alle Irrthümer und Thorheiten meines Lebens, wie eine milde Richterin zu betrachten und mit wahrhaft weiblicher Würde den Vorsatz ausgesprochen hatte (welchem sie auch bis zum Tode treu blieb,) „mir jede Freiheit zu gönnen, ohne jemals eine für sich in Anspruch zu nehmen!"

Sie war in den Monaten vor der Verheirathung reichlich mit anonymen Zuschriften bedacht worden, deren Absender sie vor der Verbindung mit einem so ruchlosen Menschen warnten und die, als Beleg für solche Warnung, nicht blos zu Lügen ihre Zuflucht nehmen durften, sondern leider oft genug mit der nackten Wahrheit ausreichen mochten. Auch an Mutter und Vater wurden dergleichen Episteln gerichtet, und wenn die besorgten Eltern nun auch ihre Warnungsstimmen erhoben, so erwiederte das junge muthige Mädchen: „Ich liebe den Menschen wie er ist und wenn er ein Anderer wäre, dann wär' es ja nicht mehr der, den ich liebe!"

Auch ein früherer Genosse wilder Tage stellte sich mit einem Glückwunsch ein: Schall, der aus Breslau seine nahe bevorstehende Ankunft in Berlin meldete. Das Sonett, in welchem er Julien gratulirte, ist so ächt Schallisch, daß ich mir nicht versagen kann, es einzuschalten:

„An Frau Julie v. Hol-tei geborne -zbecher."

O gnäd'ge Frau, Dir sey der Himmel gnädig,
Und sey Du es dem lieben langen Schlingel,
Mit dem Du hast gewechselt güldne Ringel,
Er ist nun Dein und nicht mehr los und ledig.

Verdient er's, bessr' ihn durch Gardinenpredig',
Du hast ein feines und gewandtes Züngel.
Und — herzlich wünscht Dir das dies Reimgeklingel, —
Des Ehbetthimmels schönste Luft umweh' Dich!

Der Gatte schreibe Dir die besten Rollen
Und unaufhörlich sey das Beifallzollen,
Und giebt's ein Lebensweh', die Kunst versüß' es!

Das Leben sey mit meinem Bruder-Lama*),
Für Dich ein glücklich-heit'res Melodrama,
Und mit der frohsten Jubelhochzeit schließ' es!

Neben den mannichfachen Gaben und Geschenken, die Freunde und Freundinnen uns reichten, glänzte an Werth und Bedeutung ein kostbares Tafelbesteck, durch Geheimkämmerer Timm, auf Befehl des Königs übersendet. Es war diese, von einem offiziellen Schreiben begleitete Gabe gewissermaßen der Abschluß einer langen Reihe größerer oder kleinerer Geschenke, wie sie Julie fast nach jeder neuen Rolle, ohne Nennung des Gebers, empfangen hatte. Dieses schöne Besteck, verbunden mit einem ähnlichen meines Grafenorter Gönners, sollte denn baldmöglichst seine Pracht vor vielen Augen entfalten, als wir unsern jungen Ehestand, unsere neu eingerichtete Behausung, durch eine große Gesellschaft einweihten, die hauptsächlich veranstaltet wurde, damit Schall, der seinem Sonett sehr geschwind folgte, in einem durch Intelligenz und Bildung ausgezeichnetem Kreise, sein Talent als Vorleser entfalten könne. Vielleicht gab ich durch dieses Arrangement, ohne daß ich mir selbst recht klar darüber gewesen, einen Beweis uneigennütziger Freundschaft; denn der Gedanke, daß Schall, mein Meister, mich, obgleich ich die dramatische Vorleserei in

---

*) Frau Justizräthin M. hatte gesagt, daß wenn sie mich hinter Schall (als ich noch ein Jüngling war) durch die breslauer Gassen ziehen sähe, ihr jedesmal die beiden Lama's, das ältere mit dem jüngeren, aus Robinson Crusoe einfielen.

Berlin gewissermaßen gepachtet hatte, doch leicht ausstechen könnte, lag nicht gar fern. Und wirklich hat auch einer unserer Berliner Freunde, der liebenswürdige und in seiner Art einzige Banquier L. L. in Beziehung auf einen Vergleich zwischen uns Beiden, zum höchsten Ergötzen aller Hörer die naive Aeußerung gethan: „Ohne Schmeichelei, Holtei, Schall les't besser wie Sie!" An jenem Gesellschafts-Abend gelang es ihm aber nicht besonders; er hatte Scenen aus „Wallenstein" gewählt und konnte mit seinem dicken Bauche nicht über Max und Thekla hinweg. Er war nach Berlin gekommen, unter dem Vorwande, seinen literarischen (uralten) Plänen eine Förderung angedeihen zu lassen, wie er dieselbe in Breslau nicht für möglich hielt; ja, er gab sich sogar das Ansehn, als wolle er, des Gelderwerbes wegen, mit öffentlichen Vorlesungen in meiner Art auftreten. Von all' dem aber war kein Wort wahr und Alles nur erfunden, um seine Gläubiger in Breslau zu täuschen. Denn er hatte, ganz in der Stille, eine Summe von etwa zehntausend Thalern in der Loterie gewonnen — und diese mußten begreiflicher Weise erst in Berlin unter die Leute gebracht seyn, bevor er sich entschließen konnte, zu seiner Zeitungsredaktion heimzukehren. Vielmehr richtete sich mein dicker Freund in Berlin breit und behaglich ein und ließ sich von seiner Eitelkeit verlocken, den Ruf eines vielessenden, vieltrinkenden und vielerzählenden, höchst angenehmen Tischgastes durch zahllose Diner's zu erkaufen. Er wurde der wahre Ueberall und Nirgends, und bewegte sich in den verschiedensten Kreisen, schrieb geistreiche Morgen-

billets auf kleine Briefbogen in allen erdenkbaren Formen und Farben, entsendete seinen Diener mit duftigen Blumensträußen von einer Dame zur andern, rollte von Früh bis Abend in einem eleganten Miethwagen umher, spendete mit vollen Händen theuerste Plätze in's Opernhaus und that überhaupt, was in seinen Kräften stand, den Hauptzweck der Anwesenheit in Berlin, nämlich die Besiegung des ihn drückenden Loterie-Gewinnes, möglichst schnell zu erreichen. Unsere Wege führten bald sehr weit auseinander, um so früher, weil ich in viele Gesellschaften, wo er glänzte, nicht mehr eingeladen wurde. Denn ohne meine Frau wollte man mich doch nicht invitiren, um uns nicht zu kränken, und mit ihr wollte man es auch nicht thun, weil sie Schauspielerin war. Unsere geselligen Zustände sind in diesem Falle gerade so schwankend, unsicher und inconsequent, wie in hundert andern. Wohl weiß ich mich noch sehr genau des Eindrucks zu erinnern, den diese mir ganz fremde und mich verletzende Zurücksetzung einigemal auf mich machte; doch suchte und fand ich Trost in reger Thätigkeit. Die Redaktion und Korrektur meiner „Schlesischen Gedichte," welche in einer artigen kleinen Ausgabe bei unsern Freunde Joseephy (Haude-Spenersche Buchhandlung) erschien, machte mir viel zu thun. Daneben schrieb ich die dramatische Legende „Robert der Teufel" für die Königstadt. Ich befand mich in der glücklichen Epoche des Lebens, wo es dem Manne vergönnt ist, Tage lang, ununterbrochen am Schreibtisch zu verweilen, ohne sich körperlich oder geistig ermattet zu fühlen und wo die frisch aus dem Innersten quellende

Produktionslust vor keiner Anstrengung zurückweicht. Solche Tage sind selige! Und sey, was man schafft und hervorbringt, eben nicht's Bedeutendes, — dem Fleißigen bedeutet es doch unendlich viel, denn es macht ihm Freude und belohnt durch sich selbst. Unzählige neue Entwürfe lagen mir vor. Für zwanzig Jahre hätt' ich Stoff gehabt, wenn ich in Ruhe geblieben wäre. Aber diese sollte mir auf Erden nicht vergönnt seyn. Zunächst war es der Tod, der wieder einmal an unsere Thür pochte.

Mein Schwiegervater ein origineller, wunderlicher Mann, hatte schon lange mit einem bedenklichen Brustübel kämpfend, seinen eigentlichen Zustand vor uns zu verbergen gewußt; wie er denn überhaupt in sich verschlossen, ziemlich wortlos und untheilnehmend, gern zurückgezogen lebte, in seine Bücher-, Kupferstich- und Raritäten-Sammlungen vergraben, und nur dann mittheilend und theilnehmend, wenn es dem einzigen, ihm über Alles theuren Kinde galt. Praktisch und geschickt in jeder häuslichen Anordnung, war er es zunächst gewesen, der unsere hübsche neue Einrichtung besorgt und dabei mochte er sich wohl über Gebühr bemüht und gequält haben. Er litt sichtlich. Aber wir sollten es nicht bemerken, am Wenigsten Julie. Deshalb that er sich Gewalt, setzte mit eisernem Willen die Verheimlichung des immer wachsenden Leidens durch, ja zwang sich sogar, mit scheinbarer Lust zu essen, was mir oft Besorgniß erregte. Besonders auffallend war mir an einem Abend die unruhige Hast und Angst mit der er die Speisen verschlang und ich konnte mich nicht enthalten, ihn

aufmerksam zu machen, daß diese Art zu essen, schädlich seyn müsse. Er hörte augenblicklich auf und sah mich mit einem eigenthümlich-wehmüthigen Blicke an. Bald darauf wünschten wir uns gute Nacht und gingen auseinander: Julie in ihr Gemach, ich in mein Arbeitszimmer, wo ich noch einige Stunden aufzubleiben Willens war. Nun geschah mir etwas Erstaunliches. Ohne mich auf fabelhafte Ausschmückungen einzulassen, will ich nur die schlichte Wahrheit erzählen. Ich stand vor einem Schreibpulte, um die Korrektur eines der letzteren Bogen meiner Schlesischen Gedichte zu beginnen. Da sah ich, — zum Ersten- und Letzenmale im Leben, daß ich eine Vision hatte! — sah ich vor mir, oder glaubte zu sehen, wie Juliens Vater in einem Lehnstuhl saß, vielmehr lag, mit seinem gelben Rocke, auf dem eine große Menge Blutflecke röchtlich leuchteten, zugedeckt und das brechende Auge flehend nach mir gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur von Grauen dabei, sondern fragte mich, so vollkommen ruhig und besonnen, wie ich es jetzt bin, wo ich nach fünfzehn Jahren diese Zeilen niederschreibe: Was ist denn das für ein sonderbares Bild, das Dir da in den Sinn kommt? Wobei doch gewiß bemerkenswerth bleibt, daß ich mich gar nicht wunderte, eben jenes Bild, nicht wie man öfters thut in meinen Gedanken, sondern vielmehr, wirklich wie außer mir aufsteigen und mir als etwas Fremdes entgegentreten zu sehen!? Ich ließ mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit. Nun glaubte ich unten im Hofraume, über den Vorflur hinweg, ein banges, jammervolles Gestöhn' zu vernehmen. Ich ging denn

auch, nachdem ich es erst überhören gewollt, doch nicht gekonnt, auf den Flur hinaus, blieb ein Weilchen lauschend stehen, vernahm nichts mehr, dachte mich getäuscht zu haben und kehrte in mein Arbeitszimmer zurück. Die Thür, welche zu den Gemächern meiner Frau führte, war, als ich hinausging, fest eingeklinkt gewesen, das wußt' ich gewiß; jetzt stand sie weit auf, und ich sah, daß alle Thüren der fünf in einer Reihe liegenden Zimmer bis zum Schlafgemach der Schwiegereltern, aus dem ein matter Nachtlampen-Schein blickte, geöffnet waren. Ich trat in die nächste Stube, aus der eine Seitenthür zu unserem Schlaf-Kabinet führte und fand dort Julien im Begriff aufzustehen und sich flüchtig anzukleiden, weil, wie sie sagte, Mutter eiligst und Hilfe rufend an meiner Thür' gewesen wäre. Nun drang ich weiter vor, bis in die Küche, wo ich Stimmen vernahm und dort lag, von seiner Frau und den Mädchen gehalten, mein Schwiegervater, wie ein Sterbender am Boden. Natürlich eilt' ich ohne weiter mit Fragen Zeit zu verschwenden in meine Stube, kleidete mich wieder an, erzählte Julien, die mir in Todesangst Stück um Stück reichte, welch' eine Erscheinung ich gehabt und stürzte, auf der Stiege erst den Rock völlig anziehend, nach einem Arzte! Es mochte nicht weit von Mitternacht seyn. Gesellen, die aus einem Bierhause heimkehrten, wiesen mir in der Nähe die Wohnung eines Arztes nach; diesen pochte ich, da mein bisheriger Arzt Dr. Busse zu weit von unserer Gegend wohnte, heraus, setzte ihn, während er sich bereitete mir zu folgen, so weit ich vermochte in Kenntniß vom Zustande des Kranken, sah wie er sogleich meh-

rere chirurgische Instrumente zu sich steckte, und zog ihn fort. Unterweges gab er mir einige Aufträge zu nothwendigen Hülfsmitteln, und ich eilte, nachdem ich ihm unsre Wohnung genau bezeichnet, nach der Apotheke. Als ich nun heim kam und in den Saal trat, wohin man den Vater unterdessen gebracht, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl, lang ausgestreckt; der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet und das reichlich fließende Blut, hatte jenen gelben Rock, mit dem sie den fast Unbekleideten zugedeckt, über und über bespritzt. Jetzt erst erschreckte mich die prophetische Vision, die ich mir gern weggeleugnet haben möchte, wenn ich sie nicht noch vor ihrer Erfüllung meiner Frau mitgetheilt hätte. Auch sah mich der Kranke, indem er mir mit den Worten: ohne Sie war es aus mit mir! für die schnelle Herbeischaffung des Arztes dankte, gerade so an, wie mich die Erscheinung angesehen, mit demselben halbgebrochenen Auge. Ich wiederhole, daß ich nie wieder ähnliches Gaukelspiel der Fantasie erlebte und will mich ausdrücklich gegen jede sich daran knüpfende Folgerung verwahrt wissen.

Leider hatte der Aderlaß nur augenblickliche Linderung gewähren können, die heftigsten Anfälle kehrten in rascher Steigerung wieder und gar bald hatten wir in unsrer neuen Haushaltung eine Leiche. Es darf wohl als eine günstige Fügung bezeichnet werden, daß dieser Todesfall erst nach Juliens Verheirathung eintrat, weil ohne mich und meinen Beistand, Mutter und Tochter in diesen Tagen der Trübsal vollkommen rath- und hülflos gewesen seyn würden. Mitten in die Zerstörung,

die solchem Ereigniß, sammt ihren lästigen Anstalten zum Begräbniß, zu folgen pflegt, gelangte an mich ein Auftrag ganz entgegensetzter Art, dem ich mich unmöglich entziehen konnte, weil er der Feier einer unvergleichlichen Künstlerin galt. Henriette Sontag hatte, schon vermählt und eben im Begriff, die Bühne für immer zu verlassen und einen andern Namen öffentlich anzunehmen, noch vorher eine Reihe von Gastvorstellungen auf dem Königl. Hoftheater gegeben. Der letzte Abend wo sie vor dem Publikum erscheinen sollte, war ausersehen, ihr eine Huldigung zu bereiten, welche in ihrer Art eben so einzig, als die Sängerin es in der ihrigen genannt werden durfte. Baurath Krahmer, ein alter Theaterfreund und Gardist — (denn die Berliner alte Theatergarde, im Gegensatz zur Napoleonischen, sagte von sich: elle ne meurt pas, mais elle se rend, = das heißt, einer neuen Herrscherin!) — kam, im Namen des Generalintendanten Grafen Redern, Lied und Wort bei mir zu bestellen, in welchem Bader und Amalie Wolff, als Repräsentanten der Oper und des Drama's, ihre holdseeligste Schwester besingen sollten. Daß ich die verlangten Strofen, passend und erträglich genug, an der Bahre meines Schwiegervaters und umgeben von weinenden Weibern, binnen einigen Minuten und während Krahmer darauf wartete, zu Stande bringen konnte, erfüllte diesen mit unsäglicher Hochachtung vor dem Metier eines Gelegenheitsdichters. Und ich muß gestehen, es thut mir sehr leid, jene Verse nicht mehr zu besitzen, weil ich wohl durch eigene Anschauung heute zu erfahren wünschte, in welcher Form ich damals

die Blühend-Lebende aus dem Todtenkämmerlein angesungen!?

Und so trugen wir denn unsern Verstorbenen hinaus auf den sandigen Kirchhof; ein Weg, den ich in diesem Büchlein noch manchmal machen werde!

Daheim aber war es recht öde, als er uns fehlte. Nicht gerade, daß er und ich besonders sympathisirt hätten; im Gegentheile: wir waren uns innerlichst fremd und mußten es unserm Wesen nach bleiben. Aber wir vereinigten uns zunächst in Einem: in der liebenden Anerkennung von Juliens Werth, und das ließ uns, trotz aller Verschiedenheit der Lebensansichten, Freunde werden. Dann, was für unser Zusammenseyn noch wichtiger blieb, es bildete die Eigenthümlichkeit des Vaters, ein Gegengewicht für jene der Mutter, wonach folglich, so lang' er lebte, jedes Mißverständniß, wie es in derlei Doppel-Haushalt zwischen Eltern und Kindern unvermeidlich scheint, sich zwischen Vater und Mutter durchkämpfte, ohne mich oder die Tochter zu berühren. Mochten Beide gegen ihren Herrn Schwiegersohn, den Poeten, aus ihrem Standtpunkte beurtheilt, noch so Vielerlei einzuwenden haben, — der Vater in seiner unbedingten Verehrung für die Tochter, gab niemals zu, daß sie ein Wort der Klage vernehme, und durch diese Fürsorge ward auch ich geschützt. Jetzt, wo er fehlte, gestalteten sich die Dinge anders und von bittern Andeutungen gelangten wir zeitig genug zu offenen Vorwürfen! — Wozu das schildern? Ist es nicht das alte Lied, wiederklingend wo es Schwiegersöhne giebt, im Palast wie in der Lehmhütte? Nur noch dunkel ent-

sinn' ich mich jener Leiden, weil ich die lobenswerthe Eigenschaft habe, dergleichen gern und fröhlich zu vergessen. Doch muß ich mich schwer gedrückt gefühlt haben, wie aus mehreren Antwortschreiben auf meine Briefe hervorgeht. Eines derselben will ich mittheilen, nicht nur weil es meine Stimmung wie ein Echo bezeichnet, sondern auch weil es von dem Erscheinen meiner schon erwähnten Gedichte in niederschlesischer Mundart handelt. Frau von Göthe schreibt:

„Ich habe mein gewöhnliches Geschäft, wenn ich Ihnen schreibe, — nämlich, Ihnen zu danken. Und ich thu' es von ganzem Herzen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich oft eine Art von Sehnsucht nach Ihren schlesischen Liedern befiel, und ich Sie nächstens um ein Paar gebeten hätte, wären sie nicht im Druck erschienen. Ich möchte, Sie hätten gehört, was der Vater (ihm, Göthe'n, sind sie zugeeignet!) Gutes und Gemüthliches darüber gesagt! Doch so ist es in der Welt; die guten Worte verklingen in der Ferne und die glücklichsten Stunden haben mehr wie Flügel.

Von August sind Briefe aus Lausanne da. Bis jetzt scheint er mir nur noch mit den Augen zu sehen, ohne daß die Gegenstände auch wirklich in sein Gemüth dringen; und doch ist ihm diese Zerstreuung gerade so nöthig, denn Sie können sich nicht denken, in welchem Zustand' er war. — Also, Sie wollen nächsten Sommer nicht mit Ihrer Frau zu uns kommen? Das ist nicht Recht; ich habe mich herzlich darauf gefreut. Doch, was eben so Unrecht ist, daß Sie krank und verstimmt sind. Ich möchte Sie tüchtig

darüber schelten. Verstimmt, wenn man eben erst verheirathet!? — Schämen Sie sich! Ich hoffe überhaupt, daß das Heirathen gänzlich abkommen wird, denn für eine göttliche Einrichtung halt' ich es schon lange nicht mehr, da es unmöglich, daß der Himmel ein Bündniß billige, wo der eine Theil Alles giebt und duldet und der Andere jedes Opfer annimmt, als sey es von Rechtswegen, ohne es zu erwiedern. Sie werden mir sagen, daß es ja nicht Ihre Frau ist, über die Sie verstimmt sind!? Doch ich erwiedre Ihnen, daß dies keine Antwort ist, denn in diesem Moment müßte diese wenigstens einen so glücklichen Einfluß auf Sie ausüben, daß gar Niemand im Stande wäre, Sie zu verstimmen!"

Gewiß, es hätte so seyn sollen! Aber es war nicht so. Wir beide, Julie wie ich, fühlten uns unbehaglich im Hause — und im Theater konnte ihr wahrhaftig auch nicht wohl seyn. Da schlug denn, wie der Funke in's Pulverfaß ein Küstnerscher Brief, welcher anhub: „Sie werden gelesen haben, daß der Großherzog von Darmstadt gestorben ist; der Thronfolger hat Alles was Theaterangelegenheit heißt, Seiner Gemahlin überlassen, diese hat mich augenblicklich nach D. berufen und ich berufe mich nun auf unsere in Leipzig getroffene Verabredung." Diesem Eingange folgten denn zwei volle Briefbogen, auf denen die Verhältnisse höchst reizend geschildert, die himmlische Bergstraße mit ihren blühenden Mandelbäumen nicht vergessen, mir wie Julien ein reicher Wirkungskreis geöffnet, eine ansehnliche Gage geboten und lebenslängliche Versorgungen gesichert wur-

den. Man kann denken, wie wir diese Anerbietungen empfingen, mit welchem Jubel wir sie begrüßten. Doch konnte nichts Entschiedenes von unserer Seite geschehen, kein sicherer Entschluß gefaßt werden, bevor Julie, des Königlichen Wortes gedenk, diesen neuen Antrag in die Ferne, nicht dem Allerhöchsten Gönner vorgelegt und eine Bestimmung empfangen hatte, in wiefern sie auf eine Zukunft in Berlin rechnen dürfe? Diese Bestimmung aber blieb aus und statt ihrer empfingen wir ein Schreiben des Herrn Geheimkämmerers, in welchem „zu dem höchst annehmbaren Darmstädter Antrage alles Glück" gewünscht wurde.

Ich hatte fast gefürchtet, die Gnade des Herrschers für Julien werde mir's zur Pflicht machen, in Berlin zu bleiben! Diese Furcht war ungegründet. Niemand hinderte die Abreise meiner Frau, oder suchte sie zu hindern, — außer dem Direktor des Königstädter Theaters, welcher seinen mit ihr abgeschlossenen mehrjährigen Contrakt entgegenhielt. Dieser Contrakt, den ein unverheirathetes Mädchen unterschrieben, mußte jedoch vor den Pflichten der Gattin und den Rechten ihres Mannes den Kürzeren ziehen; auch von dieser Seite gab es keine Hinderung. Es wurden also die Anstalten mit ungeduldiger Hast betrieben. Das Wichtigste war das Schicksal meiner beiden Kinder erster Ehe. Heinrich bei dem alten würdigen Pastor Woite in Obernigk, Marie bei unserem treuen Freunde, dem Breslauer Arzte Dr. Küstner, — (wenn mich nicht Alles täuscht, ein Verwandter unsres neuen Darmstädter Intendanten!?) — in Pension, konnten doch, wie gut und sicher

beide immer aufgehoben seyn mochten, dort nicht zurückbleiben, wenn wir hundert Meilen weit in ein anderes Land übersiedelten. Julie sprach mit frohem Herzen den Wunsch und Willen aus, ihnen Mutter zu werden und — die Kinder wurden „verschrieben!“ Dr. Küstner hatte sie unter schützende Begleitung einer zuverlässigen Dienerin gestellt und mit dieser traten sie, Heinrich im neunten, Marie im achten Jahre ihres Alters, Hand in Hand und sehr verlegen ganz unerwartet in's Speisezimmer, wo wir uns eben an den Tisch gesetzt hatten. Heinrich brüllte in die zärtlichen Umarmungen seiner jugendlichen Stiefmutter ein Obernigker Jammerlied, Marie aber wußte mit weiblicher Gewandheit ihrer neuen Situation augenblicklich eine angenehme Seite abzugewinnen und schmiegte sich schmeichelnd in die willkommenen Liebkosungen.

Es wiederholte sich nun in Berlin, was sich bei mir, nur in beschränkteren Verhältnissen, in Breslau zugetragen hatte, als ich mit meiner ersten Frau, eine kaum errungene und theuer bezahlte Einrichtung verschleudern mußte, um in die Welt zu gehen. Freilich waren wir jetzt in sofern besser daran, als nicht stürmische Kämpfe uns aus der Heimath in's Ungewisse vertrieben; aber nicht minder empfindlich wirkte der Gedanke, all' jene zierlichen und bereits liebgewonnenen Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus zurücklassen zu sollen. Wir entschlossen uns daher, wenigstens einen Theil derselben, nach Darmstadt folgen zu lassen. Am Liebsten hätt' ich auch unsere schöne, geräumige Wohnung einem Spediteur verdingen und mit zur Fracht geben wollen.

Jedesmal wenn ich mein Arbeitszimmer betrat, flüsterte mir eine dumpfe Ahnung zu: so wirst Du's nicht wieder bekommen. Das Erstaunen unter unsern Freunden, ich möchte sagen: die Bestürzung war allgemein, als die Nachricht vom nah bevorstehenden Aufbruch sich bestätigte. Niemand hatte geglaubt, daß wir ernstlich scheiden könnten; niemand, daß man uns scheiden lassen würde, da die Versprechungen, in Folge deren Julie den Ruf zum Hoftheater früher aufgegeben, bekannt genug waren. Wir beide durften gewissermaßen wie Berliner Stadtfiguren betrachtet werden. Ich finde unter den Papieren aus jener Zeit, ein Briefchen von Wilhelm Neumann, worin es unter Anderm heißt:

„Sehr betrübt mich die Aussicht auf Ihren nahen Verlust, den ich um so schmerzlicher empfinden würde, als ich das Unrecht fühle, das Berlin sich selbst thut, wenn es Sie scheiden läßt, da Sie ja doch in jedem Sinne hierher gehören."

Ach ja, kein Mensch konnte die Wahrheit dieser letzten Worte tiefer empfinden, als ich, und ich suchte mich nur im Rausche der Erwartung auf einen neuen Wirkungskreis darüber zu täuschen.

Auf daß mir's aber recht schmerzlich klar werden möge, was ich aufgab, veranstaltete Hitzig in der Literaria ein großes Abschiedsfest, woran Alle, Männer wie Frauen, Theil nahmen, die uns lieb hatten. Einige Lieder, die bei diesem traurigen Feste gesungen wurden, liegen mir vor; indem ich sie durchlese, blickt mich aus ihren Scherzen und den frohen Hoffnungen, die sie für mich anregen wollen, doch in jeder Zeile die Wehmuth noch heute an,

die mich am Abende des **14.** Juni **1830**, während des Gesanges, erfüllte. In einem Gedichte von Zeune kommt die Strofe vor:

„Nun so leb' Du großer Leser,
Und der Bühne Reichsverweser
In der Königsstadt fürwahr!
Ach, sie ist versenkt in Trauern, —
Bald verläßt nun diese Mauern
Ein geliebtes Künstlerpaar!"

Ich habe keinen Ausdruck für die Betrübniß die mich jetzt noch durchdringt, während ich diese Strofe abschreibe. Ich hätte Lust zu sagen, daß mir jedes einzelne Wort wie ein verlorenes Jahr meines Lebens, jede Zeile wie eine begrabene Hoffnung vorkommt, — wenn sich so etwas überhaupt sagen ließe.

Je dringender und eiliger meinerseits die Anstalten zur Abreise nach Darmstadt betrieben wurden, desto schwieriger schien sich der Geldpunkt gestalten zu wollen. Unbezahlte Rechnungen hinterlassen, war mir stets furchtbar und wo ich dergleichen vermeiden konnte, vermied ich's gewiß. Ich schlug mich mit manchem Opfer denn doch so weit durch, daß ich in Berlin flott wurde; aber nun war ich auch vollkommen ausgebeutelt und erwartete mit Ungeduld das stipulirte Reisegeld, sammt den noch nicht ausgefertigten Contrakten aus Darmstadt. Beides wurde mir auf einen bestimmten Datum versprochen und ich regelte nach diesem den Tag unserer Abreise, miethete Kutsche und Pferde und ordnete die Verpackung der nicht zu verkaufenden Mobilien, die uns nachgesendet werden sollten, auf festgesetzte Stunden an. Ich that, wie ein Feldherr, der hinter sich die Brücken

verbrennen läßt, um sich die Möglichkeit der Rückkehr, oder des Verweilens abzuschneiden. Ueber die nun einmal bestimmte Frist konnten wir in Berlin uns nicht mehr aufhalten, dafür war nun gesorgt. Abschiedsbesuche waren gemacht. Wir standen mit einem Fuße schon im Wagen. Auch das Königsstädter Theater besuchten wir nicht mehr. Ich hatte meine letzte Arbeit: „Robert der Teufel" eingereicht, sie war zur Aufführung angenommen und dieser Teufel sollte den Scheidenden vertreten. Wer es schon durchgelebt hat, und aus Erfahrung weiß, in welch' unruhiger Aufregung man sich kurz vor Antritt einer solchen Trennung vom heimischen Wohnort befindet, und wie man Stunden und Minuten zählt, um nur endlich mit entschlossenem Willen die tausend Fäden und Bänder zu zerreißen, die das pochende Herz noch immer halten wollen, — der kann sich meinen Schrecken vorstellen, als anstatt der erwarteten Contrakte und Reisegelder ein Küstner'scher Brief einging, mit der Kunde: „die Ausfertigung habe Verzögerungen erlitten, die Sendung könne erst später abgehen und es habe ja mit unserm Aufbruch keine solche Eil', da ja doch noch zwei Monate Frist bis zur Wiedereröffnung der großherzogl. Bühne vergönnt wären. Es käme nicht darauf an, ob wir acht Tage später in D. einträfen!" Jetzt noch müßig, heimathlos, harrend in Berlin zu verweilen und mich, wie ein schon Entfremdeter umherzutreiben, wo ich nicht mehr zu Hause seyn durfte, — das dünkte mich entsetzlich. Unter jeder Bedingung wollte, mußte ich fort! Daß ich die Contrakte noch nicht in Händen hielt, die unser Geschick sichern

sollten, schien mir für den Augenblick höchst gleichgültig; daran dacht' ich gar nicht. Ich dachte nur an's Fortkommen. Aber das Reisegeld? — Alsogleich begab ich mich auf den Weg, Küstner's Brief als Zeugniß mit mir nehmend. Vergebens! Niemand wollte mir Geld leihen; Alle zu denen ich kam, suchten Ausflüchte, und ich, mit dem Bewußtseyn redlichen Willens im Herzen, war zu stolz, um zu bitten, trotzte wohl gar und verdarb es mit Allen. In dem Maaße, wie mir die Aussicht schwand, eine Summe von dreihundert Thalern, — darum handelte sich's, — zu erschwingen, stieg meine Ungeduld, meine Reisewuth. Mir war als müßt' ich sterben, wenn ich noch vierzehn Tage in Berlin bliebe. In dieser Angst und Qual setzt' ich, halb unzurechnungsfähig, ein Gesuch an den König auf, worin ich diesem die Lage der Dinge vorstellte, und mir jene dreihundert Thaler von Seiner Gnade als ein Darlehn erbat, welches ich möglichst bald zurückzuzahlen verspräche; auch deutete ich an, daß meiner noch eine kleine Erbschaft von einem bereits sehr alten und kranken Oheim — (der aus den ersten Bänden wohlbekannte „Baron Riedel") — harre! — Solche Suplik reichte ich bei'm Portier ein und schon nach etlichen Stunden ward ich zum Herrn Geheimkämmerer beschieden. Diese Vokation ließ keinen Zweifel aufkommen, daß meine Bitte erhört sey; ich sagte im Vorübergehen einem Freunde, der mir hilfreich seyn wollte, er brauche sich weiter keine Mühe zu geben, das Geld wäre da und somit eilte ich, pünktlich zur Erhebung desselben einzutreffen. Der Geheimkämmerer ließ mich Platz nehmen, war sehr

freundlich, plauderte von Diesem und Jenem, von Berlin und Darmstadt, von All' und Jedem, — nur mein Geld kam nicht an die Reihe. Ein Stündchen verging, —was blieb mir übrig, als, da ich doch nicht schicklicher Weise von meinem kecken Gesuch zu reden beginnen durfte, nach dem Hute zu greifen und mich zu erheben, als wollt' ich mich entfernen, — was sie auf dem französischen Theater „fausse sortie“ nennen. Jetzt, sagt' ich zu mir selbst, muß der Hase aus dem Busch kommen! Und er kam. „Sie haben da auch, hub der Geheimkämmerer an, dem Könige wegen eines Darlehns geschrieben — aber — (o Gott und Herr: aber?) — Se. Majestät wollen Sich darauf nicht einlassen. Sehen Sie, mein Bester, dergleichen Bitten kommen zu häufig und es sind ihrer schon unglaublich viele gewährt worden. Was war die Folge? Wenn die Menschen einmal das Geld hatten, dachten sie nicht mehr an ihr heiliges Versprechen, es wieder zu erstatten. Und der König, das werden Sie begreifen, kann doch nicht als Kläger wegen einer Schuldforderung auftreten? Um so weniger, da die Schuldner gewöhnlich nichts haben. Und da hat Er sich denn vorgenommen, ein Ende zu machen, denn zuletzt wird es doch zu Viel!“

Gewiß, stammelte ich; aber ich kann beschwören, daß ich den festen Willen habe, das Vertrauen eines Königlichen Gläubigers nicht zu täuschen. „Davon bin ich überzeugt! Doch wenn Sie's nicht haben? Bei'm Theaterleben sind die Finanzen schwer in Ordnung zu halten. Mit dem besten Willen könnten Sie wortbrüchig werden müssen.“

— Ich habe mir ja die Freiheit genommen, darauf hinzuweisen, daß die Erbschaft meines Onkels —

„Ja, mein lieber Herr von Holtei, das hat der König wohl gelesen. Aber Er sagte auch gleich: wenn nun der Holtei früher stirbt, als der Baron Riedel, wer bezahlt denn nachher?"

Indem der Geheimkämmerer dies sagte, mußte er wider Willen lächeln und auch ich, so niedergeschlagen ich eigentlich war, konnte nicht umhin, laut aufzulachen. So trennten wir uns heiter genug und erst als ich aus dem Vorzimmer, wo ich so oft in Königstädter Theater-angelegenheiten, der Königlichen Befehle (die Seinem Willen zu Folge stets nur als unmaßgebliche Wünsche betrachtet werden durften), harrend, mich aufgehalten hatte, auf den Flur trat, wurd' ich wieder traurig; wahrlich nicht, weil ich ohne Geld weg gehen, sondern weil ich daran denken mußte, daß ich nie mehr dort verweilen sollte und daß jene heit're Blüthezeit unsres Theaters unwiederbringlich dahin sey!

Derselbe Freund, dessen Hilfe ich vor einer Stunde so schnöde abgewiesen, wurde nun wieder aufgeboten und ihm gelang es auch wirklich mir für morgen eine bestimmte Zusage zu verschaffen, so daß unsre Abreise auf übermorgen fest bleiben konnte.

Ich kleidete mich am nächsten Tage eben an, um zur gerichtlichen Aufnahme der geforderten Schuldverschreibung einen Notar aufzusuchen, als Marie'chen mir einen Herrn in Jäger-Uniform anmeldete, der mich dringend zu sprechen verlange. Ich ließ ihn eintreten und erkannte in ihm einen Königlichen Feldjäger, der mir ein

Schreiben des Geheimkämmerer's und ein Geschenk des Königes, bestehend in Hundert Stück Dukaten überbrachte. Dies Geschenk war zugleich, auf eine zarte Weise mit meiner kurz vorher erfolgten Ueberreichung der „Schlesischen Gedichte" in Verbindung gebracht, damit es das Ansehn gewinne, als wär' es von meinem Gesuch um ein Darlehn, völlig unabhängig. Auch war dem Briefe eine Nachschrift beigefügt, welche mich stutzig machte: sie enthielt den Befehl, genau in Ziffern anzugeben, wie hoch die Gage sey die meine Frau und ich, jedes einzeln, in Darmstadt erhielten? Diese Anfrage konnte nicht anders, als in uns die Vermuthung erregen, daß sich eine, für unsere Zukunft bedeutende Absicht daran knüpfe; weshalb sich denn auch in die Empfindungen meiner aufrichtigsten Dankbarkeit eine gewisse Unruhe und schon ein leises Bedauern mischte, dem Darmstädter Rufe zu bereitwillig Folge geleistet zu haben. Hätte ich mindestens die Contrakte abgewartet. Aber an Geduld war ja bei mir eben so wenig zu denken, als an Vorsicht. Blind vertrauend, drängte mich neugierige Erwartung dem neuen Leben entgegen, und jetzt, wo ich Reisegeld führte, konnte keine vernünftige Ueberlegung mich zurückhalten. Zur festgesetzten Stunde rollten wir, bei'm Grauen des Morgens, die Leipziger Straße entlang und erst, als wir bei dem Hause vorbeifuhren, wo Julie seit frühster Kindheit bis zu ihrer Verheirathung mit ihren Eltern gewohnt, traten dem guten Berliner Kinde Thränen in die Augen.

Heinrich und Marie theilten sich, sammt einem grünen Papagey und einem kleinen Kakadu, in die angenehme

Pflicht, uns während der langweiligen Fahrt, von starken aber bedächtig wandelnden Lohnpferden gezogen, die Zeit zu vertreiben. Beide Kinder, auf die weder ich noch Julie, in den letzten Tagen des Berliner Trubel's und der Reise-Unruhe, zu achten Zeit gewonnen, traten jetzt erst in ihrer Eigenthümlichkeit hervor und entwickelten, neben einander sitzend, auch wie ächte Geschwister sich sehr ähnlich, eine überraschende Verschiedenheit ihrer natürlichen Anlagen und Richtungen. Ich will nicht läugnen, daß während Marie an alle sanften und lieblichen Eigenschaften ihrer verstorbenen Mutter mahnend, einen höchst erfreulichen Eindruck hervorbrachte, der Knabe, trotz seines vorleuchtenden Geistes, mich schon damals erschreckte und mir, in vielen einzelnen Unarten und Aeußerungen, wie mein eigenes Gespenst aus der Kinderzeit erschien. In allem Tadelnswerthen, was ich an ihm bemerkte, glaubte ich mich und meine Erinnerungen aus früh'ster Jugend wiederzufinden.

In Weimar machten wir Halt, um einige Tage zu verweilen. Ich hatte Julien versprochen, daß sie Göthe sehen solle! Dies Versprechen ging denn auch am Morgen nach unserer Ankunft in Erfüllung, wo er uns gestattete ihn zu besuchen und sehr freundlich war. Leider überfiel ihn noch an demselben Tage eine Unpäßlichkeit, die wie er sich selbst darüber ausgedrückt, der Seekrankheit vergleichbar schien, indem nur eine horizontale Lage erträglich war. Dadurch wurde nun jede Aussicht auf ein weiteres Beisammenseyn abgeschnitten und er hatte, gleich als er sich hinlegte zu Herrn von Müller geäußert: „Das trifft sich recht übel; nun kann

der guten kleinen Frau nicht einmal etwas Angenehmes erwiesen werden!" Diese Störung sowohl, als die Abwesenheit August's und meiner Freundin Schopenhauer, zeigten mir das theure Weimar in einem minder hellen Lichte, wie früher; obgleich Frau von Göthe und mein gütiger Landsmann Hofrath Vogel uns vollständige, herzliche Gastfreundschaft vergönnten. Ich kam mir fremd in Weimar vor. Und frag' ich mich heute recht ernstlich, woran das eigentlich lag, so ertapp' ich mich auf einer Schwäche, die zwar ganz menschlich, aber darum doch höchst tadelnswerth ist. Es war ein Gefühl des Drucks, dem ich als Ehemann dort unterlag, wo ich zuvor in voller ungebundener Freiheit mein Wesen getrieben und, auf mich allein gestellt, Befriedigung so mancher kleinen Eitelkeit gefunden. Daß ich als öffentliche Person dort aufgetreten und in meinen Vorträgen zu denen Eintrittskarten verkauft wurden, dem Publikum als solche gegenüber getreten war, hatt' ich im Stolze gütig anerkannter Künstlerschaft, mit meiner geselligen Stellung vereinen zu können geglaubt; daß ich aber jetzt als Mann einer Schauspielerin auftreten sollte, das genirte mich und machte mich befangen. Was im großen Berlin, wo mir die Zuflucht meines Arbeitszimmers blieb, wenig aufgefallen war, das belästigte mich im kleinen Weimar. Zu dieser Last gesellte sich noch eine unheimliche Vorahnung, an dem Orte meiner neuen Bestimmung, möge nicht Alles den Geist der Freude und des Friedens athmen, auf den ich, einem der Welt und ihrem Treiben entfremdeten, unerfahrenen Jüngling ähnlich, zuversichtlich gerechnet hatte: Mir fiel ein Blatt

des Nürnberger Correspondenten in die Hände, welches in einem Artikel aus Darmstadt die neuen Theaterverhältnisse besprach, auch meines Engagements Erwähnung that und dieses, so wie Küstner's Regierungsantritt, gleichsam entschuldigend bevorwortete. Aus dem Tone dieses Aufsatzes sprach mich eine nicht wegzuleugnende Besorgniß an; zwischen seinen Zeilen las ich die Befürchtung, daß eine mächtige, festbegründete Gegen-Partei den Ankömmlingen drohe; und da ich, meine Frau nicht zu beunruhigen, diese Muthmaßungen in mich verschließen mußte, war mein freudiger Muth schon auf halbem Wege gebrochen.

Leider bestätigte sich, was ich Schlimmes gefürchtet, nur allzusehr und der erste Tag in Darmstadt reichte hin, mich einen Blick in die unversöhnlichen Widersprüche thun zu lassen, zwischen denen meine neue Laufbahn beginnen sollte.

Während unserer langwierigen, durch den Aufenthalt in Weimar noch verzögerten Lohnkutscherfahrt hatte das Paket mit Reisegeld und Contrakten den Weg nach Berlin angetreten, wo ich natürlich auf dem Postamte hinterlassen, daß man mir jene Sendung gleich nach ihrer Ankunft zurücksenden möge. Sie langte folglich bald nach uns in Darmstadt an. Ein rasches Ueberfliegen der übrigens nach vorhergeschlossener Uebereinkunft treulichst abgefaßten Contrakte, zeigte nun, daß der Hauptpunkt darin fehlte; der Hauptpunkt, um deswillen einzig und allein wir uns entschließen können und mögen, Berlin mit Darmstadt zu vertauschen; der Punkt den wir Sr. Majestät als den wichtigsten,

entschiedensten vorgestellt; um deswillen all' unsre Gönner und Freunde, die Trennung von der Königstadt für begründet hielten: der Punkt einer lebenslänglichen Versorgung. Davon stand nicht ein Buchstabe in den Contrakten, ja nicht einmal eine Andeutung dieser Art war zu finden und lediglich auf dem von Herrn Geh. Hofr. Küstner an die Frau Großherzogin über unser Engagement gemachten Raporte, welcher diese unsere Forderung enthielt, war von der Hand Ihrer Königl. Hoheit an den Rand geschrieben, daß die Entscheidung darüber späterer Bestimmung vorbehalten bleiben müsse.

Hätte ich diese Kontrakte noch in Berlin abgewartet, so wären wir in keinem Falle aufgebrochen; wir hätten entweder, durch unser Ausbleiben, den fraglichen Paragraphen nachträglich ertrotzt, — oder wir wären in Berlin verblieben, woran wir wahrlich nicht übel gethan. Jetzt blieb mir nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sah' ich doch zu klar und hört' ich es doch aus jeder Aeußerung um uns her deutlich heraus, daß Küstner's Wirksamkeit vielfachen Hemmungen begegnete und daß der Einfluß, den er zu üben verhofft, keinesweges so entschieden seyn konnte, als er sich vorher geschmeichelt. Die ganze Sache war in der Anlage verdorben. Als der alte Großherzog, berühmt wegen seiner Vorliebe für die große Oper, die er nicht nur mit aller Pracht auszustatten, die er auch persönlich einzuüben und in den Proben zu leiten pflegte, seine Augen geschlossen hatte, durfte sich die Schwiegertochter des Verstorbenen, als unumschränkte Herrin

des Theaters betrachten, um welches sich ihr Gemahl der neue regierende Großherzog durchaus nicht bekümmerte, noch bekümmern wollte. Sie hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als sogleich an Küstner zu schreiben und ihr demselben früher schon gegebenes Wort in Erfüllung gehen zu lassen. Erst nachdem dies geschehen war, fand zwischen dem fürstlichen Ehepaar eine ausführliche Unterredung wegen der Bühnenangelegenheiten Statt und in dieser Unterredung erklärte der Großherzog seiner Gemahlin, daß er ihr in diesen Dingen vollkommenste Freiheit lasse, sich in gar nichts mischen werde und nur auf Einem bestehen müsse: daß der bisherige General-Intendant, Herr Geheimerath von T. auf diesem Posten verbleibe, als worauf er demselben schon vor Besteigung des Thrones sein fürstliches Wort gegeben habe. Und so waren denn, durch zwei nicht mehr zurückzunehmende Worte, zwei Intendanten ernannt; so war der Keim zur Zwietracht, Kabale und Feindschaft für Direktion, Personale und Publikum gelegt. Und dieser Keim ging in der Sonne strahlender Hofgunst, in dem wechselnden Wetter kleinstädtischer Klatschereien so üppig auf, daß er die besten Absichten, den redlichsten Willen hoch überwuchs. Alles was vom alten Stamme bei'm Theater geblieben war, gehörte zu Küstner's Gegnern und hing an Herrn von T. Diese Leute waren durch langjährigen Aufenthalt in Darmstadt mit dem tonangebenden Publikum völlig verwachsen und hetzten im Voraus gegen „die Neuen" auf. An der Spitze dieser Schaar stand die erste Sängerin, Madame Krüger-Aschenbrenner, welche früher sehr gut

gewesen seyn soll, im Jahre Dreißig aber wirklich schon völlig verblüht war und sich wie den Hörer, oft mit schneidenden Tönen quälen mußte. In den Fesseln dieser wohlhabenden Dame schmachtete der General-Intendant, wie man behaupten wollte, hoffnungslos, doch darum nicht minder schwärmerisch und anhänglich; vor ihr beugten sich alle Mitglieder der Bühne, bei ihr fanden, in pflichtschuldigst beobachteten Besuchsstunden, förmliche Berathungen Statt, in denen Alles niedergelegt wurde, was nur irgend zu Sachen contra Küstner und dessen Anhang gehörte und von dort ging die Parole für sämmtliche Junker und Fähnrich's aus, jede strategische Operation im Publikum vorher bestimmend.

Gott soll mich schützen, daß ich Zeit und Papier mit ausführlichen Schilderungen jener für uns so traurigen Tage verderbe! Wen könnte der Jammer interessiren? Wo es hinaus will sieht Jeder auf den ersten Blick! Und da es nicht in meinem Wesen lag, mich unter diejenigen zu mischen, in deren Hände Wohl und Wehe des theatralischen Erfolges gegeben war und da die Bekannten und Freunde, die wir uns gewannen nicht geneigt waren, ihre Stimmen in das Gebrüll der streitenden Menge zu mengen, so blieb für Julien wenig zu hoffen, und schon vor Wiedereröffnung des großen, prachtvollen Hauses, ließ sich voraussehen, daß ihr in Berlin einstimmig anerkanntes Talent, in Darmstadt nicht aufkommen werde.

Ende Juni waren wir eingetroffen und bis zum ersten September war der Beginn der theatralischen Vorstellungen hinausgeschoben. Das war eine lange, bange

Zeit, wo ich die Wetterwolken von allen Seiten sich um uns her zusammenziehen sah. Jeder Tag brachte neue trübe Wahrnehmungen; eine Stunde um die andere riß den Hoffnungs-Schwingen, die uns an den Rhein getragen, eine bunte Feder aus. Wie aber überall und stets im Leben, mocht' es noch so traurig und finster um mich her aussehen, die Huld und Freundschaft der Besseren, der Besten, mich getröstet und beglückt hat, so wollte Gott auch nicht, daß ich an Muthlosigkeit und innerer Trauer in Darmstadt ganz untergehen sollte. Durch Küstner wurden wir zuerst in das Haus des Geheimerath Halwachs eingeführt. An diese Bekanntschaft knüpften sich andere, in gleichem Sinne und ich darf nur die Namen: Georg Heumann, Höpfner, von Dalwigk, Jaup, Hut, Gottfried Weber nennen, um anzudeuten, in welchen Kreisen wir Liebe und Anerkennung fanden. Das konnte aber, wie sich von selbst versteht, nicht das Ergebniß der ersten Wochen und Monate seyn. Diese waren vielmehr öde, leer und unerquicklich. Auch unsere Wohnung, die einzige, welche bald zu haben war, eignete sich durchaus nicht für Leute, die wünschen, daß ihnen zu Hause am Wohlsten seyn solle und die es lieben, ihren kleinen, sauber eingerichteten Räumen jenen Charakter von Häuslichkeit zu geben, der den Heimkehrenden immer mit einem Gefühle von Behaglichkeit durchströmt. Die Thüren sämmtlicher Zimmer und Gemächer, Küche mit eingeschlossen vereinigten sich auf einem kleinen Vorflur, und dieser war nur durch ein Gitter von der Treppe getrennt, so daß Jeder, der sich die Mühe geben wollte, fünf Minuten an

der Gitterthür zu lauschen, mit Gewißheit angeben konnte, in welchem Zimmer und was in demselben gesprochen würde? Zum Ueberfluß gab es auch zwischen einigen Zimmern keine innere Verbindung, so daß ich, um aus meinem kleinen Gebiete in jenes meiner Frau zu gelangen, über den Flur wandern mußte. Es wurde folglich unmöglich, jemals nicht zu Hause zu seyn, wenn man zu Hause war und eine Existenz dieser Art muß schon an für sich Demjenigen unerträglich scheinen, der daran gewöhnt ist, sich bisweilen zu isoliren und ungestört sich selbst zu leben. Auf einen Zufluchtsort, in welchem ich gesichert war vor unwillkommenen Besuchen — (denn es giebt Stimmungen und Gemüthsverfassungen, wo man auch die liebsten Freunde nicht zu sehen wünscht), — hab' ich immer gehalten, mochte mir's im Leben noch so schlecht gehen und wenn ich nur eine Zelle hatte, wohin ich, und wär's erst am späten Abend gewesen, flüchten und einige Stunden zubringen konnte, ohne Andere zu hören, oder von Andern gehört zu werden, so fand ich Beruhigung und Glück in meiner Einsamkeit. Das war in Darmstadt schlechterdings unmöglich; am Tage wohnten wir nicht viel anders, als auf der offenen Gasse und des Nachts hört' ich das Schnarchen der Dienstboten, deren Gemach nur eine dünne Wand von meinem sogenannten Arbeitszimmer trennte. Und was mir die Freude an unsern Stuben, auch nachdem sie mit allen aus Berlin glücklich nachfolgenden Meublen recht hübsch ausgeputzt schienen, vollends verleidete, waren — mag man mich verlachen! — die in jener Gegend gebräuchlichen Fenster, die sich

fast bis auf den Fußboden öffnen und mir immer die Empfindung machten, als sollte ich sammt Allem was um mich her stand, hinaus fallen. Eine durch ihren Umfang in Anspruch nehmende, folglich von hypochondrischen Grübeleien ableitende amtliche Thätigkeit, ward mir für's Erste noch nicht auferlegt und was von mir gefordert ward, beschränkte sich zunächst darauf, mit meinem Chef im Verein, den neuen Bühnenkodex, das Strafgesetzbuch zu redigiren, das heißt: an Sommernachmittagen, deren Schwüle mir noch in den Gliedern steckt, wenn ich daran denke, die Theatergesetze aller möglichen und unmöglichen Städte vor Augen, auszurechnen und festzustellen: wie viel Kreuzer für jede Verspätung oder anderweitige Vernachlässigung entrichtet werden müssen. Bei der fast pedantischen Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Sorgfalt, welche mein Intendant — (mit dem Herrn General-Intendanten kam ich außer den Conferenzen selten oder nie zusammen) — auf alle Details zu wenden pflegt, war dies eine langsam vorschreitende Arbeit; die Ungeduld die ich dabei an den Tag legte, setzte mich manchem Tadel aus; doch fehlt' es auch nicht an lustigen Unterbrechungen, die „Fido" ein großer und in großen Gnaden stehender Pudelhund verursachte, indem er meine, von Hitze und Langerweile hervorgerufenen Seufzer, durch Töne begleitete, an denen nicht nur die Gehör-, sondern auch die Geruch-Werkzeuge sich laben konnten und durch welche mein verehrter Chef, seinem mühsam fest gehaltenen Amts-Ernste zum Trotz, nicht selten aufgefordert wurde,

in das Gelächter über die Seufzer des Hundes einzustimmen, mit welchem ich meine Seufzer vertauschte.

Wie tief die düstern Vorahnungen, denen ich anheimfiel, mich darniedergebeugt, wie schwer sie meinen Lebensmuth gedrückt haben müssen, geht wohl am deutlichsten aus dem geringen Eindruck hervor, den die in ganz Europa nachhallenden Donnerschläge der Juli-Revolution auf mich machten. Nur, als ob Andere mir davon erzählt hätten, schwebt mir noch dunkel vor, daß rings um mich her lauter Jubel ertönte, daß man in Gasthäusern die Zeitungen vorlas, daß man aus den zwei Namen: Lafitte und Lafayette einen bildete und die Gesundheit Beider, nicht im üblichen Rheinwein, sondern in Bordeaux ausbrachte, den man mit dem neu zusammengestellten Worte: „Lafiyette" benannte. Doch weiß ich, daß mancherlei, später erfolgende, unheildrohende Regungen zusammengelaufener Menschen im Odenwalde der Residenz Besorgnisse einflößten, daß unter Commando des Prinzen Emil von Hessen sich die Truppen in Bewegung setzten, daß von Bildung einer städtischen Nationalgarde, für die Sicherheit der Einwohner die Rede war und daß auch ich mich zu diesem Zwecke einschreiben ließ.

Aber wenn ich versuche, mir jene einzelne Bilder jetzt wieder klar zu machen, so verschwinden sie im grauen Nebel und ich erblicke mich immer nur in peinlicher Erwartung der Unannehmlichkeiten, die das Theater bringen soll!

Dieses wurde denn am ersten September mit „Egmont" worin Julie das Klärchen gab, eröffnet. Küstner,

der es herzlich gut mit meiner Frau meinte, und dem auch schon, weil er sie nach Darmstadt berufen hatte, ihr Heil am Herzen liegen mußte, täuschte sich nach diesem ersten Auftritt noch über den günstigen Erfolg, und es war möglich sich zu täuschen, weil an jenem Eröffnungs-Abende, wo man die Höchsten Herrschaften mit Beifalls-bezeigungen empfangen, für unschicklich befunden worden war, dergleichen noch an die Darsteller zu verschwenden, weshalb denn gar kein Applaus fiel und Niemand be-rechnen konnte, wie sich das Publikum benommen haben würde, wenn es anders gewesen wäre? Ich täuschte mich nicht. Ich erkannte mit sicherm Blick (doch zu spät, denn ich hätt' es längst wissen sollen), daß Julie zur hohen Tragödie nicht berufen war, daß die Mittel, welche zur erfolgreichen Mitwirkung in einem König-städter Melodrama genügten, sie nicht auf die Stufe heben würden, die hier eingenommen werden solle und daß, wenn auch alle geistigen und gemüthlichen Fond's vorhanden waren, dennoch die nach Außen wirkende drastische Kraft fehle, ohne welche auch dem sinnigsten Studium, der innersten Poesie des Herzens, niemals die Anerkennung der Masse zu Theil werden kann. Desto sicherer rechnete ich nun auf das Lustspiel und freute mich nicht wenig, daß sie schon beim zweiten Auftritt Gele-genheit finden sollte, in einer ihrer besten, zierlichsten Rollen, „als Franziska in Minna von Barnhelm" zu glänzen. Hier aber zeigte sich deutlich, und auf eine für unsern Aufenthalt in Darmstadt völlig vernichtende Art, wie allgemein die Ansicht, daß Küstner's Reich nicht von dieser Welt und Julien's Engagement ein ungern gese-

henes sey, im größeren Publikum verbreitet war. Nicht ein beifälliges Gemurmel der Theilnahme, nicht ein Lächeln, nicht ein Ton gab sich kund. An der Eiseskälte der Versammlung, erkältete auch der Humor der armen Frau; die letzten Akte spielte sie schon ganz matt, und mußte, während neben ihr, das Rohe, Verfehlte, Uebertriebene stürmisch beklatscht wurde, ohne ein kleines armes Zeichen der Anerkennung den Schauplatz verlassen; sie, welche gerade in ähnlichen Rollen, den lauten Enthusiasmus der Berliner zu erregen, gewöhnt war.

An diesem Abend hatte die Aermste gleich nach dem Schauspiel die doppelt schweren Pflichten der aufmerksamen Hausfrau zu üben. Börne, auf seiner ersten Reise nach Paris, wohnte der Vorstellung bei und besuchte uns nachher. Verschlossener, tauber und mißmüthiger als je, blieb er jedem Gespräch fast unzugänglich und klagte über die Langeweile, die ihm unsere matte Aufführung des Lessing'schen Lustspiels verursacht, so rücksichtslos, daß ich wirklich Gott dankte, als er sich empfahl und daß ich ihn, bei all' meiner Hochachtung, sehr gern scheiden sah. Mit diesem Abende schließt denn auch Juliens Theaterleben für Darmstadt ab. Was sie auch ferner gespielt, worin wir es auch mit ihr versuchten, niemals gelang es ihr, nur die geringste Aeußerung des Wohlwollens zu erkämpfen; und als nun erst gar bekannt wurde, daß die Großherzogin mit ihr zufrieden war; als diese geistreiche Frau sie zu sich entbieten ließ, um es ihr zu sagen, und sie durch huldvolle Versicherungen über die offen-kundige Partheilichkeit der Tonangeber zu trösten, da richtete sich die

Opposition, welche überhaupt gegen jene unpopulaire, für stolz und prachtliebend gehaltene Fürstin vorherrschte, mit doppelter Heftigkeit auf die arme Julie. Ja, es ging so weit, daß ihr einmal, wo sie in dem Liederspiel: „Wiener in Berlin" die kleine Rolle der Berliner Dienstmagd gab, (ein Genre den sie eigentlich für Berlin geschaffen, und worin ihre Meisterschaft dort anerkannt war,) von den Großherzoglich-Hessischen jugendlichen Helden nachgezischt wurde! Diese Art der Mißhandlung machte aber auf uns einen beruhigenden und fast angenehmen Eindruck. Denn sie stellte die Absicht in's voll'ste Licht und ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß nicht einmal die Täuschung, wie sie durch blinde Partheilichkeit oft hervorgerufen wird, sondern lediglich böser Wille vorwalte, der durch nichts mehr zu beschwichtigen sey. Sobald erst jede Hoffnung verstummt, sobald erst entschiedene Resignation eintritt, folgt auch die Ruhe nach; und im Umgange mit gebildeten, anerkennenden Freunden suchten und fanden wir Entschädigung.

Die Großherzogin dehnte die Beweise ihrer Huld nicht nur auf Julien aus; sie gönnte auch mir Gelegenheit, vor ihr an den Tag zu legen, daß ich zu etwas Besserem berufen sey, als den **souffre douleur** zwischen zwei feindseeligen Intendanten, einer mißvergnügten Truppe und einem feindseelig aufgeregten Theaterpublikum abzugeben. Ihr Hofhalt war klein und anspruchslos. Ihr gegenüber hab' ich niemals empfunden, daß sie, wie man ihr nachsagen wollte, eine stolze, ihrer Erdenmacht sich überhebende Fürstin sey. Aber sie schien

zu wissen, daß sie nicht beliebt war und dadurch bekam ihr ganzes Wesen eine unverkennbare Bitterkeit, welche noch vermehrt wurde durch die Unruhen, die als kleinliche Nachahmungen der großartigen Ereignisse in Paris, manche Regierungen in Deutschland belästigten, und welche auch im Hessischen, hauptsächlich gegen den vor Kurzem abgeschlossenen Beitritt zum Zollvereine sich richten wollten. Wie ich denn überhaupt einen seltsamen Groll gegen Preußen, besonders bei Denjenigen wahrzunehmen meinte, die, wenn auch der jugendlichen Gegenwart angehörig, doch durch militairische Kameradschaft in jene Vergangenheit eingeweiht waren, wo Deutsche wider Deutsche siegreich zu fechten, unter einem unbesiegten Feldherrn gelernt hatten.

Wenn nun aber das Darmstädter Publikum mit dem Großherzoglichen Hoftheater, wie es zu unserer Zeit bestand, unzufrieden war, so lag der Grund nicht allein in Partheiungen und Kabalen, nicht allein im Zwiespalt zweier Intendanten und ihrer sich gegenseitig befeindenden Anhänger. Ich habe der Wahrheit gemäß meine gerechten Klagen gegen die Unbill erhoben, die meiner armen, ungerecht angefeindeten Frau widerfuhr. Ich muß nun auch, soll ich nicht aus dem Tone fallen, der diesem Buche den Werth der Aufrichtigkeit verleiht, die Sache von der andern Seite beleuchten. Zunächst was meine Frau betrifft, hatten wir uns, Küstner wie ich, entschieden getäuscht, als wir deren tragische Mittel überschätzten und geistige Intelligenz für drastische Kraft hielten. In diesem Irrthum befangen, hatten wir eine schon vorhandene junge Schauspielerin, Dlle. Lauber,

— (jetzt als Mad. Versing in Petersburg), — übersehen zu dürfen geglaubt, die uns durch ihr Aeußeres nicht vortheilhaft begabt schien. Allerdings war sie nicht hübsch; auch stand sie meiner Frau in jeder Beziehung an Bildung und Fähigkeit tieferen Verständnisses, richtiger Auffassung, weit nach. Aber sie besaß lebhaften Instinkt der Darstellungsgabe, der auf der Bühne über viele Mängel hinweghilft, und sie besaß, was meiner Frau versagt war, die wohlklingende Fülle eines umfassenden, kräftigen und dennoch zum Herzen dringenden Sprechorgans. Mehr bedurft' es nicht, um die öffentliche Meinung ihr gänzlich zuzuwenden; wer fragte nach einem falschen Accent, nach einer nicht begriffenen Phrase, wenn nur das Ganze klang und tönte? Eben so schlimm stand es mit mir als Regisseur. Wäre ich auch im Stande gewesen, durch meine Einwirkung einem poetischen Drama, einem feinen Lustspiel, manche Vollkommenheiten der Darstellung zu geben, die man vor mir nicht gekannt hatte, so kam es darauf gar nicht an und die Menge, die sich ja nirgend darum bekümmert, war in Darmstadt am allerwenigsten geneigt, danach zu fragen. Ihr galt die Oper! Und das war so natürlich. Die Oper war das Schooskind des verstorbenen Großherzogs gewesen, in ihr waren seine späteren Lebensjahre völlig aufgegangen, an sie hatte seine Prachtliebe unglaubliche Summen gewendet. Und wenn auch die Stände des Landes dazu den Kopf schütteln wollen, den Bewohnern der Residenzstadt war diese Richtung höchst willkommen und einträglich gewesen. Ein großer, herrlicher Saal, groß genug für eine Stadt von Hundert-

oder Zweihundert=Tausend Einwohnern; eine kolossale Bühne, mit Nebenräumen, Garderoben, Statisten=Hallen, Versammlungszimmern, Maschinen=Wesen, Dekorationsprunk, wie kein Hoftheater sonst aufzuweisen hat; eine zahlreiche, vortreffliche, von Virtuosen gezierte Kapelle; ein starker, tüchtiger Chor; eine Prachtfülle der Costüme, die zu hunderten mit Courierpferden aus Paris herbeigeschafft wurden; und über All' diesem in der Person des Herrn Grüner, ein Regisseur, der mit grandiosem Ueberblick, lebhafter Phantasie und unumschränkter, vom Souverain persönlich unterstützter Autorität, all' jene überreichen Mittel, für gewaltige Bilder, sinnige Gruppen, große Effekte zu benützen verstand!! War es ein Wunder, daß aus Hanau, Mainz, Offenbach, Frankfurt, aus Städten und Flecken der Umgegend ganze Caravanen Schaulustiger anrückten, um der Aufführung einer Prachtoper beizuwohnen, deren Ausstattung viele Tausend Gulden gekostet und von der Grüner und sein Fürst mehr als Vierzig Theaterproben gehalten? An solchen Tagen wurde das menschenleere, oft öde Darmstadt von Fremden überfüllt und nicht blos die Kassen der Gastwirthe, auch viele andere Bürger zogen davon erkleckliche Vortheile. Dies Alles war mit dem alten Großherzog gestorben. Ein Ersparungssystem sollte eingeführt werden! die Oper sollte nicht mehr auf Kosten des rezitirenden Drama's glänzen und das lebendige Wort, der Geist sollte vorherrschen, — weil er wohlfeiler war. Grüner wurde entlassen. Vielerlei Anklagen lasteten auf ihm. Er hatte seine Macht mißbraucht, sagte man; der junge Hof war ihm

nicht günstig. Die nothwendige Regeneration mußte mit ihm beginnen! — Gut und schön! Aber, dann hätte man uns auch ein kleines, behagliches Theaterchen geben müssen. Im ungeheuren Opernhause waren unsere Reduktionen übel angebracht. Kein Fremder fand sich mehr ein, um zu prüfen, in wiefern die Ersparungen gelingen möchten, und als den bisherigen Achthundert Inhabern von Freibillets, Mancherlei gegen ihre Vorrechte eingewendet und ihre Zahl herabgesetzt war, spielten wir oft vor leerem Hause. Ist das nicht ganz natürlich? Konnt' es anders seyn?

Die neue Unternehmung war todt, bevor sie noch ins Leben trat. Nur in einem kleinen, dem kleinen Theater-Publikum Darmstadt's entsprechenden Gebäude, konnte ein poetisches Dasein für sie erblühen. Meine Vorschläge in dem noch vorhandenen, alten Theaterchen*) zu spielen, fanden keinen Anklang und wurden, als armseelig, zurückgewiesen.

Ich gelangte sehr bald zu der Einsicht, daß mir, für die Leitung der Opernregie, in einem Raume, der um ihn nur leidlich zu füllen, noch immer ein Heer von Statisten brauchte, nicht mehr als Alles fehle und legte höhern Orts dic dringende Bitte vor, mich dieser Pflicht

---

*) Es überfällt mich während des Schreibeus auf einmal die Besorgniß, mein Gedächtniß könnte mich täuschen, ich könnte irgend eine Verwechslung mit einer audern Stadt machen und jenes kleine „vorhandene Theater" könnte am Ende gar nicht vorhanden seyn? Ich muß wiederholen, daß die Erinnerungen an das dortige Bühnenleben, die unklarsten sind, die ich mir bewahrt habe, und daß Manches aus jener Zeit, mir total entschwunden ist.

zu entbinden. Sie wurde mir gewährt. Der bisherige Inspizient, der schon an Grüner's Seite gearbeitet und zum Theil dessen Scenarien besaß, übernahm, gegen Empfang eines entsprechenden Antheils von meiner Gage, dieses schwierige Amt. Er hatte nichts zu fürchten, denn er gehörte zum alten, beliebten Regime.

So waren wir denn eigentlich schon abgethan, Julie wie ich. Außer der persönlichen Huld der Großherzogin, dem durch peinliche Rücksichten nach Außen beschränkten Wohlwollen Küstner's, blieb uns nichts, als die täglich wachsende Ueberzeugung, daß hier unsers Bleibens nicht sey und daß wir eine schöne, liebe Heimath aufgeopfert hatten, um nach vielen Verlusten, unsäglichen Kränkungen muthlos und eingeschüchtert, den Wanderstab zu ergreifen. Denn, daß jetzt nicht mehr erwartet werden konnte, jenes in Aussicht gestellte Versprechen lebenslänglicher Versorgung, solle wieder angeregt werden, war eben so klar, als es mir unmöglich und mit der Rücksicht für Julien unverträglich gewesen wäre, ein fortdauerndes Engagement anzunehmen, wenn man wirklich großmüthig genug gedacht hätte, es mit uns abschließen zu wollen. Im Gegentheil: ich hatte nichts im Sinne, als möglichst-baldige Entfernung vom Schauplatz unsrer Leiden, weshalb ich Küstner'n mit Bitten bestürmte, — da es doch undankbar gewesen wäre, die Güte der Fürstin direkt durch ähnliche Aeußerungen zu erwiedern. Von ihm aber wurde ich für's Erste immer noch zur Geduld ermahnt. —

Nahe bei Darmstadt liegt ein ziemlich großer Nadelholzwald, „die Tanne,“ wo man außer wilden Kanin-

chen selten einem lebenden Wesen begegnet. Dort wandelte ich halbe Tage lang einsam umher und grämte mich im Stillen ab. Das waren die blühenden Mandelhaine, das die Bergstraße mit ihrem südlichen Hauch, auf die ich mich gefreut hatte, wenn ich dem sandigen Berlin nicht zeitig genug entfliehen zu können wähnte!

Doch will ich nicht ungerecht gegen jene „Tanne“ seyn, die nach unserm Sprachgebrauch besser „die Kiefer“ geheißen hätte. In ihrem Sande, unter immer grünen, rauschenden Zweigen umherirrend, glaubte ich mich in meine niederschlesischen Wälder versetzt und oft sucht' ich mir einzubilden, das wäre Obernigker Forst, ich wäre siebzehn Jahr alt, die Welt meiner kindlichen Wünsche läge noch vor mir, ich hätte nicht für Weib und Kind zu sorgen, ich dürfte mein Bündel schnüren und das Weite suchen! Was Wunder wenn ich auf diesen Wegen, die ich auch im Winterschnee mir zu bahnen wußte (und wo mir wahrhaftig weniger kalt war, als in meiner Wohnung, in welcher die verwünschten eisernen Oefen keine dauernde Wärme hervorbrachten), unversehens wieder dahin gelangte, von wo ich vor so viel Jahren ausgegangen war? Dahin, wohin mich verzweifelnder Unmuth treiben wollte, als ich in Grafenort's Buchengängen um Julie weinte? — Ja, ich wendete mich, da ich sonst rathlos und ohne Plan für's Leben war, abermals dem Gedanken zu, wieder die Bühne zu betreten. Ermuntert und mit Selbstvertrauen beseelt, fühlt' ich mich zu diesem Vorsatze durch den Beifall, den ich in Frankfurt fand, wo ich einigemale in den Akademieen des Kapellmeister Guhr im Theatergebäude

mitzuwirken eingeladen wurde und wo ich auch im „Museum" Auszeichnung und Dank erndtete.

Bevor ich jetzt erzähle, durch welche Wendung des Geschicks diesmal noch die Ausführung meiner Absicht hinaus geschoben wurde, muß ich einiger in Darmstadt empfangener Besuche gedenken, deren erster sich eben an meinen ersten Auftritt im Guhr'schen Konzert knüpft. Ich darf dies um so weniger unterlassen, weil ich versäumt habe, den Namen, welcher hier folgen wird, da zu nennen, wo er in meinen Schilderungen seinen Platz hätte finden sollen. Wer hätte diesen Namen nicht mindestens gehört? Wer wüßte nicht von Nicolo Paganini? Als er in Berlin Konzerte gab, gelang es mir für meine in diesem Grade noch nie erlebte Begeisterung treffende Worte, und für solche Worte eine poetische Form zu finden. Ich ließ dies Gedicht*), welches beginnt:

„Du düst'rer Mann, in Mährchen eingehüllt"

durch den Druck vervielfältigt, damals in Berlin vertheilen; so gelangt' es, von Prof. Valentini in's Italienische übertragen, auch in Paganinis Hände; und als ich letzteren dann bei einem wunderschönen Feste, welches

---

*) Siehe: „Gedichte" (1844) pag. 78. Das Gedicht war auch in Göthe's Hände gekommen und dieser ließ mir ausdrücklich schreiben, daß er „sehr damit zufrieden sey." Es ist das Einzigemal, daß er sich gegen mich, über mich ausgelassen. — Paganini hatte in Weimar gespielt und auch dort, auf seinen vier elenden Saiten wimmernd, den Menschen die Herzen im Leibe umgerührt. Sage man was man wolle, von seinen Vorgängern, seinen Nachfolgern, seinen Mängeln und Fehlern!! — Seit ich ihn gehört, läßt mich jedes Virtuosenthum kalt.

Meyerbeer ihm gab, kennen lernte und ihm als Verfasser bezeichnet wurde, fand ich einen Platz in seinem sonst nicht leicht zugänglichen Herzen. Er lud mich zu seinen Proben ein, er empfing mich gern bei sich, er überhäufte mich mit Freibillets (mit denen, wie bekannt, er gar nicht freigebig war), die ich mich zu empfangen weigerte und die er mir dann „pour mes amis!“ aufdrang; ja er schenkte mir sein Bildniß, mit der von seiner Hand geschriebenen Widmung: „Grato all' amico Holtei!“ welches heute noch eine Zierde meines Albums, zur Zeit an den Wänden meiner Tochter bildet.

Daß Paganini in Frankfurt a. M. seit Monaten sich aufhalte, war mir wohl zu Ohren gekommen. Doch als ich zum ersten Guhr'schen Konzert hinüber fuhr, hatt' ich, mit meiner Deklamation und ihrem Succesſe beschäftigt, fast darauf vergessen. Wie ich nun geendet und mich in die Garderobe begeben hatte, um meine Kleidung zu wechseln, stand der lange, schwarze Dämon der weltbeherrschende Zauberer und Herenmeister so unerwartet vor mir, daß ich fast erschrack. „Ich habe, sagt' er mir, Ihre Worte nicht verstehen können, weil ich nicht deutsch weiß, aber ich habe sie begriffen, durch Ihren Vortrag und ich fühle mich sehr glücklich, de pouvoir vous rendre les claques, que vous m'avez données à Berlin.“ Ich mußte ihn am nächsten Morgen in seinem Hôtel besuchen und konnte nicht hindern, daß er ein dejeuner mit Champagner serviren ließ. (Dabei begegnete noch der unglaubliche Spaß, daß, wie ich fortging, ein Kellner, mir folgend, mich um meinen Namen bat. Als ich ihn fragte, was ihn dazu veranlassen

könne, erwiederte er ganz offen: Sehen Sie, Herr Paganini wohnt schon so lange bei uns und hat noch keiner Seele einen Tropfen vorgesetzt. Nun möcht' ich doch gar zu gern wissen, wie der Mensch heißt, den er mit Champagner traktirt?) Während dieses Frühstücks wurde verabredet, daß Paganini mich in Darmstadt heimsuchen solle, was er denn auch, aber ohne sich vorher anzumelden, wirklich that. Seine unerwartete Ankunft setzte meine Frau in große Verlegenheit, weil sie zu kurz vor Mittag erfolgte, um noch häusliche Anstalten zu einem splendiden Empfange an häuslicher Tafel zu treffen. Ich verschob also die Zusammenkunft bei uns für den Abend, führte meinen Gast, sammt einigen Darmstädter Genossen in das vortreffliche Hôtel zur „Traube" und setzte ihn dann, da ich eine Abend-Probe der Jungfrau von Orleans abzuhalten hatte, während dieser in eine Theaterloge, wo er bon gré malgré bis um neun Uhr aushalten und Schiller'sche Verse mit anhören mußte.

Zum Souper hatt' ich nun Gönner und Freunde zusammen geladen, die sämmtlich darauf brannten, den fabelhaften „Nur ein Geiger" von Angesicht zu sehen. Bei'm Sehen blieb es denn auch; auf's Reden ließ er sich wenig oder gar nicht ein und erwiederte alle an ihn gerichteten Begrüßungen, durch stumme Verneigung und jedesmaliges Austrinken seines Glases, welches immer wieder mit perlendem „oeil de perdrix" zu füllen, die Sorge meiner Frau war. Wir saßen bis tief in die Nacht am Tische. Gottfried Weber bestand darauf, wir sollten ihn einladen, in Darmstadt Konzert zu zu geben. Ich stritt dagegen und wendete ein, daß die

von ihm beliebten Preise für den Ort zu hoch wären. Andere schlugen vor, ihm zuzureden, daß er den Eintrittspreis auf einen Laubthaler stelle. Einige meinten wieder, gerade der ungewöhnlich hohe Preis würde Viele anlocken und er müsse auf einem Kronthaler bestehen. Während nun hinüber und herüber gestritten wurde und Niemand daran dachte, daß Paganini dem Gespräch zu folgen im Stande sey, erhob er plötzlich seine Stimme und rief: „si si **Messieurs**, große Thaler!“ Da brach der liebenswürdige Medizinalrath H., dieser ächte Deutsche von edelster Gesinnung, in die Worte aus: „Schinnoos, stäubiges! das vom große Thaler hat er all's verstande!“ Das Gelächter war allgemein und wollte nicht enden. Paganini lachte mit. Aber er hatte es doch übel vermerkt, denn er wollte von späteren Unterhandlungen nichts mehr hören und hat auch wirklich jene Gegend verlassen, ohne in Darmstadt gespielt zu haben.

Ein zweiter Besuch, der mich überraschte und ehrte war A. W. v. Schlegel. Dieser ausgezeichnete Mann hatte von Baurath Moller, bei welchem er auf der Durchreise einsprach, erfahren, daß ich mich in Darmstadt niedergelassen und mir von Berlin her ein so gütiges Andenken bewahrt, daß er seine Weiterreise auf den andern Tag verschob, um mir den Abend zu gönnen. Als ich davon in Kenntniß gesetzt wurde, gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, denn gerade für diesen Abend waren wir zu dem alten würdigen Generallieutenant v. Dalwigk eingeladen, wo ich, vor einer großen Gesellschaft meine in Darmstadt noch unbekannte „Lenore“ zum Besten geben sollte. Dort wegbleiben, schien un-

möglich, weil die Gesellschaft auf mich berechnet war. Ich erbat mir also von Schlegel die Erlaubniß, ihn anzumelden und erbat mir dann von Frau von Dalwigk (Schwester des hochverehrten, herrlichen, erst kürzlich verstorbenen [1845] Juristen Höpffner, eines Mannes an dessen originelle Liebenswürdigkeit ich mit Begeisterung zurück denke!) die Erlaubniß, den berühmten Gast bei ihr einführen zu dürfen? Als wir Schlegel abholten, hatte dieser seine Toilette nicht gänzlich beendet, und wir sahen, meine Frau und ich, wie er nur halb von uns abgewendet, den längst verblühten Wangen einen jugendlichen Rosenschimmer aufzustreichen sich noch beeilte. Meine Frau, die sich einen Gelehrten von Schlegel's Bedeutung überhaupt nur mit der Feder hinter'm Ohr und in Folianten vergraben, denken mochte und die man ihrerseits um keinen Preis dazu gebracht haben würde, außer der Bühne sich zu schminken, war nicht weit von einem lauten Schrei des Entsetzens entfernt und ich mußte sie ernstlich in den Arm kneipen, um ihr Schweigen aufzuerlegen. — Schlegels Erscheinen in dem großen, meist aus Vornehmen zusammengesetzten Kreise, machte Aufsehen und stellte mich, der ohne ihn der Mittelpunkt des Abends gewesen seyn würde, natürlich bedeutend in den Schatten. Doch ließ ich mich durch diese Entthronung in meiner Freude über seine Anwesenheit nicht irre machen, trug vielmehr, um ihn nach schwachen Kräften zu feiern, als Einleitung für's Vorlesen seinen reizenden, nie veraltenden „Arion" vor. Dieser nicht erwartete Vortrag veranlaßte einen jener Auftritte, bei denen die Zuhörer vor Verlegenheit ihren Geist aufgeben

möchten: ein Graf, dicht neben dem Dichter sitzend, unterbrach nach Beendigung des Gedichtes, die allgemein gehaltene Verehrungs-Pause, während welcher alle übrigen Personen in stummer Andacht sich gegen Schlegel hinwendeten, mit den unglaublichen aber sehr heiter klingenden Worten: „Von wem ist denn diese Romanze?“

Schlegel, eine unermeßliche Prise nehmend, sagte mit sanftem Lächeln: sie stammt aus einer frühern Zeit, wo ich mich mit dergleichen Kleinigkeiten noch befaßte.“

Ich aber ließ rasch und ohne Aufschub meine alten Husaren auftreten, um die Todesangst der edlen Hausfrau, durch Dazwischenkunft des siebenjährigen Krieges zu beenden. Nachdem Lenore ihr junges Leben auf dem beschneiten Grabe ausgeweint und die Gesellschaft sich erhob, nahm Schlegel das Wort und mit glühendem Feuer, woran der Verfasser des großen Werkes über dramatische Poesie kenntlich wurde, ließ er sich in eine völlige Kritik meiner schwachen Arbeit aus. Er tadelte unverhohlen*); er lobte herzlich. Mit wahrem Eifer

*) Einige Monate später empfing ich einen Brief von der Schopenhauer, die, nachdem sie Weimar verlassen, ihren Wintersitz in Bonn genommen. In diesem Briefe find' ich jetzt eben, vergangner Jahre Last und Freude durchblätternd, folgende Zeilen: — — „ꝛc. desto mehr aber hat Schlegel mir von Ihnen erzählt, auf den ich, unerachtet seiner Eitelkeit und mancherlei Schwächen, doch viel halte. Durch die Art, wie er bei jeder Gelegenheit Ihrer erwähnt, hat er mein Herz vollends erobert. Neulich noch nahm er gegen eine sehr schöne Frau, in die er obenein nach seiner Art verliebt ist, Sie eifrig in Schutz, als diese meinte, Ihre Lenore sey dummes Zeug. Ueber-

ging er auf mein Bestreben ein, dem materiellen Spuk der in die Ballade gehört, auf der Bühne aber stören würde, auszuweichen und als er dabei Bürger's Namen aussprach, den Namen des unsterblichen Sängers, der ihn, den jungen August Wilhelm, als „königlichen, den Druck der Wolken überwindenden Aar" vorherverkündigt, — als er jene Strofen der Bürger'schen Lenore, aus denen ich den dritten Akt zu bilden versucht, rezitirte, — da verklärten sich seine Züge, und ich vergaß, ich konnte vergessen, daß er sie durch Schminke entweiht.

Er behauptete, am nächsten Tage abreisen zu müssen, und verweigerte deshalb die Bitte meiner Frau, die ihn zum Mittagsessen einladen wollte; dagegen nahm er ein Frühstück an, unter der Bedingung, daß es um zwei Uhr, als zu welcher Stunde sein Diener die Postpferde vor unsere Thüre bestellen sollte, beendet sey! Schlag Zwölf versammelte sich denn bei mir, was zu uns in Geist und Herz gehörte und er war so natürlich, unbefangen und froh, daß sein Beispiel uns Alle zu gleich-geselligem Frohsinn ermunterte. Auf diese Weise aber dehnte sich das Frühstück bis weit in den Abend hinein und unser armer Gast, hatte dreifache Postrechnung zu bezahlen,

haupt ist Holtei, sprach er — doch ich will Ihre Bescheidenheit schonen. Er sagte nur die Wahrheit, aber diese so ausgesprochen und von ihm so zu hören, that mir unendlich wohl!" — Ist es nun nicht sträfliche Eitelkeit, daß ich dies hier abdrucken lasse? Meinetwegen! Wer so aufrichtig über sich selbst redet, als ich es thue, und wer seine Stellung so demüthig erkennt, als ich die meinige, der hat auch ein Recht, manchmal in's Horn zu stoßen.

weil die Pferde, nach vergeblichem Warten, mehreremale weggeführt und wieder geholt worden waren. —

Darmstadt ist gewissermaaßen wie ein Durchgangs-Punkt für Reisende zu betrachten. Seiner Lage verdankten wir also unaufhörliche Besuche: Berliner, Breslauer und Dresd'ner Freunde und Bekannte, Sänger und Schauspieler jeder Gattung. Die erstgenannten richteten sich gewöhnlich auf's Uebernachten ein, um uns zu sehen und mit uns zu plaudern; die letzteren fielen mir, dem Regisseur, anheim, weil die beiden Intendanten, beide unvermählt, kein Haus machten. So verging fast keine Woche, wo meine Frau nicht mindestens zwei- dreimal zu bewirthen hatte und dazu reichten, wenn auch in Darmstadt im Ganzen alle Lebensmittel und die heimischen Weine — (französische sind desto theurer) — wohlfeil seyn mögen, doch unsere Einnahmen nicht aus. Wir setzten also zu; die letzten Reste meines kleinen Vermögens erschöpften sich. Unsere Küche war ganz gut. Abgesehen davon, daß die Köchin, welche nebenbei stahl wie ein Rabe, sich regelmäßig betrank*), blieb sie doch

*) Als die Schröder-Devrient, während ihres Gastspiels in Frankfurt, bei uns einige Rollen sang und wir, ihr zu Ehren, nach einer Aufführung des Freischützen Gesellschaft erwarteten, lag unsre Köchin noch um 6 Uhr, total besoffen, wie eine Todte in der Küche, unter'm Heerde; ihre Einkäufe, auch die noch lebendigen Bestandtheile derselben, wie Fisch und Geflügel, in buntem Gemisch um sie her. Nichts desto weniger konnten wir um 10 Uhr uns zu Tische setzen und waren ganz anständig bedient. Sie wußte genau, wie lange sie brauchte, um ihren Rausch auszuschlafen, und arbeitete, sobald dies geschehen war, für Drei, wie sie für Drei trank.

immer auf dem Platze und machte der Hausfrau keine Schande. —

Ehe wir vom Jahre **1830** gänzlich Abschied nehmen, hab' ich noch die traurige, Verpflichtung, eines Briefes zu gedenken, der aus Weimar unter'm **12.** Novbr. von der Hand eines dem Götheschen Hause nahe befreundeten Mannes mir zukam:

„Mit Wehmuth und kaum fähig einen Gedanken zu fassen, ergreife ich die Feder, Ihnen unseres August Tod zu melden. Er starb am **28.** Okt. früh **2** Uhr in Rom, in Folge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes, was sein Ende schnell, ja augenblicklich herbeiführte. Wir erhielten die Nachricht vorgestern durch den Hanövrischen Gesandten, der ihn am **27.** erst spät Abends verlassen hatte, wo er schon das Zimmer hüten mußte, weil nach dem Urtheil des Arztes ein Scharlachfieber im Ausbruch war. Sie können denken, welchen Eindruck diese Nachricht auf den zwei- und achtzigjährigen Vater, auf die schwächliche Frau gemacht hat. Letztere läßt Sie, Ihrer innigsten Theilnahme versichert, freundlich grüßen. Der Vater hält sich, äußerem Anscheine nach, aufrecht. Es darf ihm Niemand das Wort Tod aussprechen. Allein was in seinem Innern vorgeht, welche Folgen dieser Schlag auf seine Gesundheit im Laufe des Winters üben wird, darüber wagt Niemand zur Zeit ein Urtheil. August hatte sich nach allen brieflichen Mittheilungen (insbesondere seinem gediegenen Tagebuch) so außerordentlich wohl befunden, so herrliche Genüsse in sich aufgefaßt, daß wir uns Alle, vor Allen sein Vater, der

Rückkehr freuten und die schöne Hoffnung hegten, Kunst und Alterthum würden ihn mit dem gewöhnlichen Leben, welches ihm mannigfachen Ekel erregte, versöhnt haben, namentlich aber noch ein neues Band zwischen ihm und seinem großen Vater knüpfen. Dies Alles ist nun dahin!

Wir hatten brieflich verabredet, daß er über Frankfurt heimkehren und ich ihn dort abholen wollte, daß wir Sie in Darmstadt überraschen und einige Tage mit Ihnen verleben würden! Es hat nicht seyn sollen." —

Ruhe sanft, mein armer kranker Freund, unter Deiner Pyramide! —

Es liegt in der Natur des Menschen, und manches Menschen ganz besonders, daß er, dem Esel gleich, die Last, welche der Himmel durch die Hand anderer Menschen ihm aufbürden zu lassen für zweckmäßig findet, trotz ihrer wachsenden Schwere fortschleppt, ohne ernstliche Anstalten zu einer wünschenswerthen Erleichterung zu treffen, mit Stöhnen sich begnügend. Das geht denn so ein ganzes Weilchen fort, bis endlich ein Anstoß von Außen kommt, der den Entmuthigten über sein Elend erhebt, und zum Vater rascher, dann oft zu rascher Entschließungen wird. Einen solchen Anstoß gab mir das neue Jahr (1831). Ich erklärte Küstner'n, daß ich es nicht mehr mit ansehen könne, meine Frau theatralisch verkümmern zu lassen, daß ich selbst nicht bei der Darm-

städter Bühne versauern wolle und daß er Mittel finden müsse, uns frei zu machen. Zu meinem Erstaunen ging er diesmal auf unsere Wünsche ein, gestand mir zu, daß auch er die Hoffnung, Julie könne sich hier noch durchkämpfen, aufgegeben habe, und versprach das Nöthige einzuleiten. Ernster als bisher ward ich durch diese Erwiederung aufgefordert, der nächsten Zukunft zu gedenken, für sie thätig zu seyn. Ich entwickelte folglich, im Zwiegespräch mit meiner Frau, die Absichten, welche ich auf eine neuzubeginnende Laufbahn als Schauspieler gefaßt und suchte ihr darzustellen, daß es das Klügste sey, Hand in Hand eine Reise anzutreten, wie nur wandernde Komödianten auf gutes Glück sie unternehmen mögen! Ich war fest überzeugt, daß sie, der es niemals an Muth fehlte, wo es galt ihr Schicksal an das meine zu knüpfen, lächelnd einstimmen werde. Wie sehr mußt' ich also erstaunen, sie zum Erstenmale meine Gegnerin zu finden! Von Berlin aus, sagte sie, und zwar im entschiedensten Tone, wär' ich zu Allem bereit gewesen, möcht' es noch so toll erschienen seyn, denn ich trug in mir die Ueberzeugung meines Berufes, das Vertrauen auf mein Talent. Dies ist dahin. Nach Allem was ich hier erlebt, kann ich nur an mir zweifeln, muß ich befürchten, daß meine Berliner Gönner in Irrthum befangen waren und werde niemals wagen, in dieser trostlosen Stimmung eine Kunstreise zu machen.

Es blieb also nichts übrig, als zu versuchen, ob es möglich sey, für Julien einen, wenn auch noch so beschei-

denen Platz am Berliner Hoftheater zu finden? Ich eröffnete zu diesem Zwecke eine vielseitige Correspondenz, richtete aber die nächsten und dringend'sten Bitten an Raupach, von welchem ich wohl wußte, wie viel er bei der General-Intendanz galt. Aus seinen Briefen, die ich noch besitze, geht seine mir wohlwollende Gesinnung und der beste Wille hervor. Auch schien es einigemale, als ob das Brett im Seesturm erreicht werden könnte; doch entzog es sich wieder den Händen der Hilfe Suchenden. In Raupach's letztem Schreiben les' ich die Worte:

„Ich weiß nicht, ob Sie schon die Antwort der General-Intendanz empfingen? Es ist dies nun freilich einerlei, da Sie bereits von einer andern Seite her, einen kategorischen Bescheid erhalten haben. Diesen, offenherzig gesagt, haben Sie sich selbst zugezogen, indem Sie Ihren Wünschen noch auf einer andern Seite Fürsprache verschaffen wollten, wodurch Sie uns gestört und der Sache geschadet haben. Was haben Sie nun für Pläne? Ich würde rathen, wo irgend möglich, Ihre Frau wieder bei der Königstädtischen Bühne zu engagiren: denn einmal scheint Man dies da, woher Ihr Bescheid gekommen ist, zu wünschen. Und dann würde, wären Sie nur einmal hier, sich Manches thun lassen. Es thut mir leid, daß unsere Verhandlungen zu keinem besserem Ergebnisse geführt haben; ich habe gewiß keine Mühe gespart, wie ich sie niemals sparen würde, wenn ich Ihnen irgend einen andern Dienst leisten könnte."

Raupach hatte vollkommen Recht. Die Ansicht, daß Julie auf die Königstädter, nicht auf die Hof-Bühne

gehöre, wurde uns, eben von jener „andern Seite her," deren R. gedenkt, auch ausgesprochen; und wenn gleich, aus jenen halb-offiziellen Kundmachungen heraus zu lesen war, daß des Königs Majestät die einmal begangene Felonie und Abtrennung von Berlin nicht leicht vergessen mochte, so wurde doch auch zu verstehen gegeben, daß eine mit Herrn Cerf angeknüpfte Unterhandlung gewichtiges Fürwort finden würde.

Was blieb mir übrig? Nur in Berlin wollte die arme Julie noch einen Versuch wagen, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben. Und ich — wenn ich an Berlin dachte, — an meine Freunde, — an so manchen Erfolg, — an künftige Versuche! — Geschehen mußte nun etwas, und bald, denn unsere Kündigung in Darmstadt war mittlerweile angenommen worden. Ja, was noch mehr ist, sie war mit Freuden angenommen worden. Sie gewährte dem Großherzoglichen Hofe eine Beruhigung. Denn derselbe hatte, gedrängt von verschiedenen politischen Rücksichten, aufgefordert zu bedeutenden Ersparungen, den Entschluß gefaßt, das Hoftheater für's Erste gänzlich eingehen zu lassen! Eben so fest, als ich überzeugt bin, daß unsere Gönnerin, die Frau Großherzogin, uns (auch ohne contraktlich-bindendes Wort) auf Küstners briefliches Versprechen hin, unter die Reihe der mit Pension zu Entlassenden gestellt haben würde, wenn das Anflösungs-Dekret vor unserm Entlassungs-Gesuch erschienen wäre, — eben so sicher ist anzunehmen, daß sie sich nun, wo wir gekündiget hatten, von einer Last befreit sah und sich unsrer Ungeduld freute.

Im ersten Augenblicke war ich geneigt, Küstner'n an-

zuklagen, weil er mir keinen Wink gegeben; — später, bei ruhiger Betrachtung seiner Verhältnisse, konnt' ich ihn darüber nicht tadeln, denn das Interesse der Fürstin, deren Diener er war, mußte ihm näher liegen, als mein Vortheil.

Genug, man war uns los, — und wir boten uns dem Königstädter Theater wieder an. Die fast umgehend einlaufende Entscheidung der dortigen Direktion zeigte deutlich, daß meinem Anerbieten von mächtiger Hand schon im Voraus der Weg geebnet war. Leider nur, daß die pekuniairen Bedingungen des neuen Kontrakts weit zurückstanden hinter jenen, welche den früheren, thörig zerrissenen und aufgegebenen, gebildet hatten. Ich habe für Zahlen ein schlechtes Gedächtniß, doch glaub' ich der Unterschied betrug mehr als ein Drittheil. Und wenn er mehr als die Hälfte betragen hätte: Es blieb keine Wahl.

Aber auch aus diesem, unserer Noth abgedrungenem Vertrage, blühte Lebenshoffnung und Heiterkeit, und seitdem ich wußte, daß wir es zum Frühjahr verlassen würden, fing es erst an, mir in Darmstadt, das heißt: in der Stadt, im Verkehr mit unsern Freunden (nicht etwa bei'm Theater) recht zu gefallen. Was von jenen gebildeten, klugen, empfänglichen Familien, die uns ihre Häuser geöffnet und uns ihren Umgang gönnten, Alles geschehen ist, um uns mit dem trüben Geschick zu versöhnen, welches ohne unsre Schuld, lediglich durch den Drang der Umstände, über uns verhängt ward, das kann ich weder ausführlich schildern, noch vermag ich es genugsam zu preisen.

„Ja, noch im Tode will ich Eurer denken!
Den tief'sten Gram habt Ihr zum Glück geweiht,
Und wenn sie mich in kühlen Boden senken*),
Versinken nie darf meine Dankbarkeit.“

Hatten diese seltenen Menschen uns vorher schon mit Achtung, Liebe und Anerkennung behandelt, so war es jetzt, wo unser Abgang gewiß geworden, als ob sie uns noch vor dem Scheiden mit Beweisen der Gunst überhäufen, als ob sie uns die Trennung von Darmstadt, auf die wir uns freuten, schwer und schmerzlich machen wollten. Ach, und in wie vollem Maaße gelang ihnen dies! Während der letztern Wochen unserer Anwesenheit gingen wir förmlich von einer Hand in die andere; sogar unsern Kindern wurden kleine Gesellschaften gegeben, und wohin wir auch kamen, überall trat uns reine, unverstellte Herzlichkeit entgegen. Julie insbesondere, wurde in diesen Kreisen eben so verehrt und geliebt, als sie auf der Bühne von Vielen aus dem Publikum mißachtet worden war. Und es ist auch nicht zu läugnen, daß diese herrliche Frau Jedem, der sie näher kennen lernte, einen Eindruck machen mußte, welcher die Bedeutung der Schauspielerin, auch in ihren besten Rollen, weit hinter sich zurück ließ. Sittsam, natürlich, unterrichtet, wohlwollend, klug und ehrlich: so gab sie sich, weil sie nicht anders war. Vorwurfsfrei ging sie, in Anmuth und Schönheit, von dem schlechten Rufe und der üblen Nachrede oft schmutziger Umgebung unangefochten, durch's Leben; aber indem sie gegen sich als

*) Siehe die „Zueignung“ zu meinen Liedern.

strengste Richterin auftrat, blieb sie nachsichtig und mild gegen Andere, stimmte niemals in das Verdammungsurtheil gegen andere Frauen und Mädchen, vertheidigte vielmehr mit genialer Freiheit diejenigen, über welche der Stab gebrochen werden sollte. Auch spielte sie nicht die Tugendhafte oder Prüde, im Umgange mit solchen. Sie pflegte dann zu sagen: „Ich bin, wie ich bin, weil mir so um's Herz ist; wenn ich Werth darauf legen wollte, würde mein Betragen seinen Werth verlieren; mögen Andere anders seyn, und es mit sich abmachen, deshalb kann ich sie doch lieb haben und mit ihnen umgehen, wenn sie sonst umgänglich und liebenswürdig sind." Die kindliche Unterwerfung, die wahrhaft großartige, nur mit wehmüthigem Erstaunen gepaarte Heiterkeit, die sie dem üblen Willen des Darmstädter Theaterpublikums entgegengestellt, hatten ihr in der Meinung der Familien mit denen wir lebten und verkehrten, so zu sagen eine Märtyrerkrone geflochten, und weil man aus ihrem Munde nie eine bittre Klage vernommen, weil man sie, ihren häuslichen Pflichten getreu, stets nur lächeln und fröhlich dulden sah, war sie zum Gegenstande unverstellter Bewunderung geworden. Von mir konnte nun freilich dasselbe nicht behauptet werden. Noch immer in unüberlegter Offenherzigkeit dem Augenblick unterthan, redete ich nicht selten unnütze Dinge durcheinander und hätte gar oft, Viel darum gegeben, meine Worte, wenn sie heraus waren, wieder zurücknehmen zu können. Ich habe müssen durch eine lange Schule des Lebens wandern, um nur einigermaßen schweigen zu lernen. Auch in Darmstadt, im Kreise der

besten Freunde, verdarb ich mir, wie ihnen, manche schöne Stunde, durch heftige Aeußerungen über die Verhältnisse, die doch einmal nicht zu ändern waren und deren schonungslose Erwähnung die Bewohner dieser Stadt, mochten sie noch so entschieden zu unserer Parthei gehören, dennoch kränken mußte. Dies gab man mir auch bisweilen zu verstehen; aber, Dank sey es den Gütigen, ihre Vorliebe für mich wurde dadurch nicht geschwächt und sie erhielt sich lebendig, bis zum letzten Augenblick. Zu einem Abschied'sfeste versammelten sich unsere Gönner mit ihren Damen im Karlshofe (dessen Wirth den für Literatoren gewichtigen Namen „Gervinus" führte) und es war Alles geschehen, diese Stunden zur feierlichen, erhebenden für uns zu machen. Meine Frau und ich saßen mit den Kindern in Mitten der großen Tafel. Wohin wir blickten — befreundete Personen; Küstner unter ihnen. Jeder Platz rings umher, war durch ein Motto bezeichnet, welches eine geistreiche Gönnerin meinen Dichtungen entnommen hatte. Es ertönte ein Lied, — leider besitz' ich es nicht mehr; es ist mir auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen, was ich als großen Verlust betrachte, weil es einen der ernstesten Abschnitte im Leben für mich bezeichnet, — aus dem mir die Worte noch nachklingen:

„Nur einmal saht Ihr blühen,
Die Rosen hier am Rhein!"

und dessen Verfasser, Buchner, so ganz den Ton getroffen hatte, dem ein gerührtes Herz sich willig hingiebt. Julie ward mit dem Trinkspruch begrüßt:

„Höre nicht der Feindschaft Stimme,
Achte nicht die trüben Blicke,
Von dem Vorurtheil geblendet!
Mögen sie zur Erde sinken!
Wer Dich lichten Geistes schauet,
Dir mit offner Seele lauschet,
Sieht, daß Dich die Muse führt,
Sieht, daß sie Dir Kränze bietet,
Hört, daß Du die Göttin hörst.
O wie blickt Dein tiefes Auge
Und wie strahlst Du, reizumflossen,
Grazie, an der Hand der Muse!"

Mir ward ein schöner silberner reich=vergoldeter Pokal überreicht, auf dem, in Erinnerung manches durch mich belebten Abend's, eingegraben stand:

„Trinke Dichter, edler Sprecher,
Trinke bis zum tiefen Grund.
Lieder quellen aus dem Becher:
Singe, singe gold'ner Mund!"

Die Namen sämmtlicher Festgeber zieren diesen Becher, der mir, wenn ich ihn jetzt betrachte, wie ein Leidenskelch vorkommt; das Schicksal legte mir auf, ihn bis zur Hefe zu leeren und als ich an den Boden kam, fand ich das Gold reiner, unerkauflicher, nur von Herz zu Herz, von Geist zu Geist erwerblicher Liebe, welches seiner Schwere, seines Werthes halber, nicht auf der Oberfläche umher schwimmen konnte, welches den Grund zieren mußte. Der bittre Trank ist getrunken — und bis auf den Nachschmack schier vergessen. Das Gold bleibt und gehört unter die auf Erden erworbenen Schätze, die uns in's Grab, — ja, will's Gott, über's Grab hinaus, mitgegeben werden! — Der Hofbuch=

drucker Becker, ein gefälliger, freundlicher Mann, hatte sich unsern Freunden angeschlossen und einen buntverzierten, anmuthigen Prachtdruck geliefert, auf dem herzliche Abschiedsworte prangten, und dessen Ornamente mit den Titeln der von mir in D. gelesenen oder aufgeführten Stücke und der von Julie gespielten Rollen erfüllt waren. Der Gedanke: wie wenig Anklang unsere Bestrebungen im größeren Publikum gefunden, gab diesem Beweise der Theilnahme etwas so Wehmüthiges, daß wir uns kaum darüber freuen konnten.

Nach dem Festmale, wo die Gesellschaft zusammenblieb um uns zu erwarten und noch den Abend im Vereine zu verleben, fuhren Julie und ich zur Stadt, der Großherzogin Lebewohl zu sagen und Dank zu bringen. Sie beschenkte Julien mit einem zierlichen, einfachen Schmucke, dem sie durch sinnige, auf unsre Lage passende Worte vielfachen Werth verlieh und entließ uns eben so wohlwollend und huldreich, wie sie uns immer behandelt hatten.

Und so schlug denn die Stunde der Trennung von einem Orte an dem wir unendlich viel gelitten, an dem wir aber noch mehr Gutes empfangen. Eine Versteigerung der aus Berlin mitgebrachten Mobilien wurde nothwendig, um uns die Mittel zur Rückreise zu geben, — und sie wurde einträglich, weil unsre Freunde dabei thätig waren.

So schieden wir, an Hoffnung, Muth, Zuversicht, Geld und Besitz viel, viel ärmer, als wir vor einem Jahre eingetroffen waren. Ich hatte in dieser ganzen Frist nichts gefördert, als eine neue und erweiterte, durch

Polens Insurektion und nahe bevorstehenden Fall veranlaßte, Umarbeitung des „alten Feldherrn;" meine Frau war künstlerisch offenbar zurückgegangen und hatte, was noch schlimmer, das Vertrauen auf sich selbst verloren; die Stellung, die uns in Berlin erwartete, konnte nur so seyn, wie sie Leuten zu Theil wird, die sich nach trotzigem Scheiden, wieder anbieten und anbitten, und von denen man weiß, daß sie nicht reussirt haben; das ließ sich voraussehen.

Aber der Mai blühte und von seinen Lüften und Düften umweht, zogen wir hinaus!

„Stets von heut auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in fremden
Himmelsstrich; doch tauscht er indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus!“

Platen.

Dem stehe Gott bei, dessen Herz je sich ändert mit der Welt, wie eine alte Wohnung, wenn sie zur Schenke wird.

Votz.

Et puis il y a sur les pièces de théatre une destinée bizarre qui trompe la prévoyance de presque tous les jugemens, qu'on porte avant la représentation.

Voltaire.

Wir hatten, eingedenk der unerträglichen Lohnkutscherfahrt nach Darmstadt, bei der wir täglich sechs bis sieben, höchstens acht Meilen zurücklegten, beschlossen, unsere Rückreise, die wahrlich kein Triumphzug genannt werden durfte, mindestens dadurch heiterer zu machen, daß wir sie verkürzten, und ich hatte deshalb einen, wenn auch gebrauchten, doch sehr bequemen und leichten Reisewagen gekauft, auf dem wir gern mit zwei Postpferden fortgeschafft wurden, da unser schweres Gepäck ja doch erst nachfolgen konnte. Es ist unglaublich, und ich würde, hätt' ich's nicht häufig an mir selbst beobachtet, mir gar nicht vorstellen können, welchen Unterschied in unserer Stimmung auf Reisen die Art wie wir reisen, hervorzubringen vermag. Ich möchte behaupten, daß Julie so wie ich mit jeder zurückgelegten Meile heit'rer

wurden, freier athmeten, die Berliner Zukunft in günstigerem Lichte schau'ten. Warum? Weil wir rasch und ohne uns an einem groben Landkutscher ärgern zu dürfen, auf gutem Wege dahin rollten!

In Weimar wurde natürlich wieder halt gemacht. Ich konnte mir's nicht versagen, Göthe nach dem Tode seines Sohnes zu sehen. Er hatte unterdessen eine Todeskrankheit durchgemacht, und von dieser erstanden, an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geschrieben: „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße gestellt.“ In diesem Briefe sprach er sich ferner darüber aus, „wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen suche. Seine glücklich überstandene Krankheit sey die Folge davon gewesen. Jetzt wolle er also Alles thun, um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von Neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußern Umständen.“

All' diese bedeutenden, männlich-festen Aeußerungen, paßten mir durchaus nicht zu den Warnungsstimmen, die mir in Weimar zuflüsterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur um Gotteswillen nicht von August reden, das sey streng verpönt, er wolle den Tod und die Todten nicht erwähnen hören. Eine so feige Nachgiebigkeit wäre mir unmöglich gewesen und um es kurz zu machen, fing ich, gleich nach meinem Eintritt, gerade mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf

ein. Er versuchte von andern Dingen zu reden, und auch das gelang uns nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Conversation zu Stande. Nach zehn Minuten empfahl ich mich und er entließ mich: „auf Wiedersehen!“ Aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein und — Göthe speisete auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.

Als wir in Berlin einfuhren, strömten heftige Regengüsse und die Leder am Wagen waren fest zugezogen. Mein Sohn konnte dem Anreiz nicht widerstehen die Straßen der sehnlich erwarteten großen Stadt zu sehen; er wendete alle erdenkliche Mühe an, seinem Kopfe eine Oeffnung zu bohren und da ihm dieses sein Bestreben mit Erfolg gekrönt wurde, gerade in dem Augenblicke, als wir die Leipzigerstraße entlang an dem Hause vorbeifuhren, wo Robert's wohnten, und da diese mit Schall, welcher immer noch in Berlin verweilte, eben am Fenster lagen, so erkannten sie den Jungen an einem rothen Kappel, welches er schon im vergangenen Jahre getragen, und riefen uns durch den rauschenden Regen ein lautes „Willkommen“ herab. Wir nahmen diesen ersten Gruß von drei nahe befreundeten Personen, für ein günstiges Zeichen.

In dem Journal, welches Julie über die von ihr gespielten Rollen geführt, sehe ich, daß sie am 18. Mai

1831 ihr neues Engagement in Berlin mit „Pfeffer-rösel" angetreten. Ich weiß mich dieses Abend's noch sehr wohl zu erinnern. Man begrüßte sie mit lebhaftem Beifall, als ein Kind des Hauses, aus besserer Zeit. Den Worten, mit denen das Rösel beginnt: „das war ein weiter Weg!" fügte sie hinzu: „Gott sey Dank, daß ich wieder hier bin!" Wohl niemals mag ein Extempore inniger aus dem Herzen gedrungen und wenige dürften von den Zuschauern herzlicher aufgenommen worden seyn. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Eine Schauspielerin, nicht ohne Verdienst, das muß ich eingestehen, aber längst über die Jugend hinaus, wußte solch entschiedenen Einfluß auf die Direktion zu gewinnen, daß es ihr gelang, sich aller guten und dankbaren Rollen zu bemächtigen. Sie befestigte sich in ihrer Stellung theils durch schlaues Benehmen gegen den, eitlen und niedern Schmeicheleien leicht zugänglichen Direktor, dem meine Frau immer nur kalte Höflichkeit zu erweisen vermochte; theils auch durch die Bedeutung, die ihr Gatte, an Talent und Bühnenerfahrung reich, sich und ihr erwarb. Hätte sich die Gute begnügt, in einem oder nur in einigen Fächern zu glänzen, oder wäre meine Frau, da wo ihr die muntern und naiven Rollen entgingen, ganz unbeschäftigt geblieben, so hätte sich diese Ungerechtigkeit leicht ertragen lassen. Das Unglück aber war, daß Mad. L. nicht zufrieden, aus allen Fächern das Beste für sich hervorzusuchen, auch noch darauf bestand, meine Frau für Parthieen verwendet zu sehen, für welche diese am wenigsten paßte. Heitere und naive Mädchen wurden der Mad. L., sentimentale und win-

selnde Liebhaberinnen, oder gar Prinzessinnen mit langen Schleppen in Ritterkomödien wurden der armen Julie zugetheilt. Dafür hatte sie nun schon gar nicht das Zeug; der Ton ihrer Stimme wirkte dann unangenehm; sie gefiel sich nicht, und mir nicht; — wie konnte sie Andern gefallen? Ihr Credit im Publikum begann zu sinken, und weil sie nur selten und dann bei alten Wiederholungen nur vor leeren Häusern Gelegenheit fand ihr Gedächtniß aus besserer Zeit aufzufrischen, weil sie bei allen neuen Aufführungen sorglich in's zweite Treffen, oder auf Plätze geschoben wurde, die sie nicht ausfüllte, so sagten die Leute, die eben nur von dem urtheilen, was sich ihnen als Effekt oder Nicht-Effekt aufdrängt, und die nicht tiefer in's Wesen der Sache einzudringen vermögen: die Holtei hat sich in Darmstadt verschlechtert. Und etwas Wahres mag auch daran gewesen seyn. Denn wo die inn're Zuversicht des Gelingens einmal schwankend geworden ist, wird sogar das nicht mehr recht wirken, was noch gelingt. „Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben!" Das paßt auf den Schauspieler und die Ausübung seiner Kunst mehr als auf alle andern Menschen, weil seine Gewalt nur im Augenblicke liegt, in der rasch vorüberziehenden Gegenwart.

Wir hatten gleich nach unserer Ankunft in Berlin das reizende Scribe'sche Vaudeville: „la lune de miel" von den Franzosen aufführen sehen. Schall, der mit uns im Theater war, redete mir zu, dies Stück für Julien einzurichten. Ich that dies und machte mir's nicht etwa leicht. Alle couplet's trug ich sorgfältig, fast alle mit

ihren ursprünglichen Melodieen, in's Deutsche über und suchte die Pointen zu retten, oder, wenn sie all zu französisch waren, zu ersetzen. Wer etwas von solcher Arbeit versteht, wird wissen, was das heißt und daß dergleichen nicht mit dem sogenannten „frei nach dem Französischen" zu verwechseln ist. Das Stück wurde, eben so rasch als ich's vollendet, einstudirt und gegeben. Es gefiel. Beckmann machte Furore. Diejenige aber, für die ich's zubereitet, ging fast leer aus. Ich selbst mußte mir sagen, daß sie auf falschen Wegen war. Ein gewisses Drücken, Ziehen, Dehnen, ein unleidliches Betonen und Herausheben einzelner Worte und Silben, das ich schon früher bemerkt, nahm jetzt immer mehr überhand. Die Darstellerin war vortrefflich; die Rednerin verdarb sich's.

Hier wäre denn der Ort, einzugestehen, daß diese Unart, die bei einer so scharfsinnigen, fein beobachtenden Frau fast ganz unerklärlich geblieben, einen tieferen Grund, ihren Ursprung in einer früheren Periode hatte. Bald nachdem ihre Eltern Julien dem Theater gewidmet, war sie Schülerin einer sehr berühmten Schauspielerin geworden, einer Künstlerin von anerkanntem Werth, vor der auch ich den größten Respekt habe, bei der aber eben jenes Drücken, Ziehen, Dehnen und Betonen stets vorherrschte, bei der es nur durch die tragische Gewalt ihrer Mittel, — und doch auch nicht immer! — verdeckt wurde, und die deshalb durchaus nicht zur Lehrerin berufen war. Schon vor unserer Verheirathung hatte Julie auf meinen Rath sich an Madame Wolff

gewendet, — aber es war zu spät. Jene Manier konnte nicht mehr ausgerottet werden, nur in der Posse, im leichten Lustspiel ließ sie sich besiegen; so wie der Ernst anklang, machte sie sich wieder geltend. Ich stellte mir nun die Aufgabe, eine Rolle für Julie zu schreiben, wo es ihr ganz unmöglich sey, jenes Register aufzuziehen, weil sie durch äußere, strenge Grenzen im Gebiete der Natürlichkeit festgehalten würde, wo aber doch Spielraum zur Entfaltung der poetischen Kräfte bliebe, die ihr Talent darbot. Diese Aufgabe trug ich lange mit mir herum. Wir werden bald erfahren, in wie fern mir ihre Lösung gerade in einem Zeitpunkt gelang, in welchem Juliens Stellung bei'm Königstädter Theater fast so traurig zu werden drohte, wie sie's in Darmstadt gewesen war.

Ich muß, um nicht der Zeit vorzugreifen, in meiner Erzählung wieder zurückgehen.

Hitzig, als Stifter und Leiter der immer noch blühenden literarischen Gesellschaft, ließ sich's nicht nehmen, seinem getreuen Adjutanten, dem er das Abschiedsfest veranstaltet, auch ein frohes Anschiedsfest zu geben. Diesem neuerfundenen Worte, welches auf dem Circulare viel scherzhafte Bemerkungen hervorgebracht, widmete Karl Simrock ein allerliebstes Gedicht:

Der Anschied.

Sie haben viel' Lieder gesungen,
Wie bitter das Scheiden sey,
Da sind viel' Saiten gesprungen,
Viel' Herzen brachen entzwei:

„Das Scheiden und das Meiden,
    Wer hat doch die Beiden erdacht?
Er hat in Kummer und Leiden,
    Manch' zärtliches Pärchen gebracht."

Wir selber haben's ermessen,
    (Als wir, nun wird es ein Jahr,
Hier feiernd zusammen gesessen),
    Wie bitter das Scheiden war.

Es zog ein Freund in die Weite,
    Beliebt durch Wort und Gesang;
Wir gaben ihm das Geleite
    Mit trauerndem Gläserklang.

Nun bringen die kehrenden Stunden
    Uns heut' ein Anschiedsfest:
Der Freund ist wieder gefunden,
    Der uns nicht mehr verläßt.

Was hat's bei diesem Scheiden
    Für Noth und Herzenspein?
Und müssen wir wieder uns scheiden,
    So soll es ein Anschied seyn.

Wer hat dies Fest doch ersonnen?
    Er meint' es bieder und gut.
Uns glänzen die Frauen, wie Sonnen,
    Uns ist so fröhlich zu Muth.

Dies Scheiden ohne Meiden,
    Freund Hitzig hat es erdacht,
Ihm sey für dies seelige Scheiden
    Ein fröhliches Vivat gebracht!"

Auch der alte ehrliche Zeune, der uns gerührt entlassen, empfing uns freudig:

„Von uns entfernt, in Odins heil'gem Haine,
Wo Siegfried fiel durch der Verwandten Neid,
Wo Eginhard nach dem Geräusch der Welt
Im stillen Kloster sich die Zuflucht baute,
Dort an der Straße, die am Berge zieht,
Wo milder'n Himmels schon die Mandel blüht,
Wo an dem Strom die goldne Traube glüht,
Dort in dem heitern, schönen, rhein'schen Lande,
Gedachtest Du der Freunde hier im Sande.

Voll süßer Wehmuth sandtest Du ein Lied,
Das uns erfreute, weil es Freundschaft sang,
Das uns betrübte, weil es Klage klang.
Du sehntest Dich zurück in unsre Mitte,
Nicht munden wollte fürder nun Dir mehr
Der Glaspokal*) voll lieber Frauen Milch,
Der Holzpokal voll lieber Frauen Huld.
Du lenktest wieder nordwärts Deine Schritte.

Jetzt bist Du wieder hier. Dein tönend Wort
Wird uns noch oft in diesem Kreis' ergötzen. —
Die beiden Becher sind auch hier am Ort:
Der eine wird auch hier Dir edlen Wein,
Der and're holde Frauenminne spenden:
D'rum sey gegrüßt von uns, Du alter deutscher Becher,
Mit Dir gegrüßt zugleich Dein lieber hölzerner Becher.

Chamisso gab einen Trinkspruch bei diesem Feste, den ich leider auch nicht mehr besitze, und von dem ich nicht weiß, ob er in die letzteren Ausgaben sei-

*) Ich habe vergessen zu erwähnen, daß beim Abschiede von Berlin, die Gesellschaft ihrem treuen Mitgliede einen schönen geschliffenen Glasbecher, mit ehrenvollen Inschriften geweiht. Dieser ist bei der lieben Frau Milch, bei der Huld aber meine Frau selbst gemeint, welche eine geborene „Holzbecher" war.

ner Werke aufgenommen ist? Schall hatte vor einem Jahre das Abschieds-, so heuer das Anschiedslied gesungen. In letzterem, welches mit

„Gaudeamus igitur:
Holtei's kehrten wieder!"

anhub, kam die vielbelachte Strofe vor:

„Ging es auch den Guten gut
Seit sie von uns gingen,
Wurde doch den Lieben Darmstadt,
Durch gar manchen Harm zur Harmstadt,
Wollen's nicht besingen."

Er selbst, der arme Schall, war bei'm Feste nicht gegenwärtig; das Lied hatte ihm Hitzig's Monitorium abgedrungen. — Sein Zweck war bereits erreicht: der Breslauer Loterie-Gewinn längst in Berlin verschwendet, ohne Zweck und Sinn; alte Schulden unbezahlt, neue dazu gemacht; die Freunde in Berlin, die ihn ein Jahr lang für einen Crösus gehalten, enttäuscht, und nun der alte, mir aus meiner Jugend bekannte Jammer wieder im vollstem Gange. Diesmal jedoch mit größerem Anrecht auf theilnehmendes Mitleid, als zehn Jahre früher in Breslau. Seine Brustkrämpfe, die sonst in längeren Intervallen, vielleicht von einem Monat zum andern nur wiederkehrten, begannen jetzt sich allwöchentlich, bald noch öfter einzustellen und die riesenhafte Constitution des übrigens kerngesunden Kolosses innerlich aufzureiben. Seine kleinlichen Geldsorgen abgerechnet, durch die er oft genöthigt wurde bei allen seinen Freunden umher zu fahren, und von jedem Einzelnen, nachdem er ihn durch größere Summen erschöpft, kleinere

Darleihungen zu erpressen, und dann wieder einen Tag in gewohnter Weise Blumensträuße, Morgengedichte, Spielereien und Theaterbillets zu versenden; — diese Sorgen (welche für uns zu Qualen wurden) abgerechnet, erschien er in männlicher Ertragung seiner namenlosen Leiden wirklich großartig. Von einer Nacht im Bette, oder auch nur von Stundenlangem Schlaf bei ausgestreckter Lage, war längst nicht mehr die Rede. Er saß auf einem Lehnstuhl und schlummerte nur wenige Stunden, stets darauf gefaßt, daß die gräßlichen Brustkrämpfe ihn erwecken würden. Man muß gesehen haben, was und wie er es litt, um ihn genügend zu bewundern. Er vermied es, wo irgend möglich, Zeugen seiner Martern zuzulassen und verschloß sich, wenn er die Annäherung derselben verspürte, sogar vor seinem Bedienten. Ich hatte also, trotz unserer vieljährigen Bekanntschaft und langem vertrautem Umgang, niemals den erschütternden Anblick gehabt und wähnte, ehrlich gestanden, daß er bei Schilderung dieser Zustände, ein wenig übertreibe, um seinen Heroismus mehr hervorzuheben. Bald nach der Rückkehr von Darmstadt fuhr ich mit ihm spazieren, wie er gewünscht, ohne andere Begleitung, weil er beabsichtigte mir den neu=umgearbeiteten Plan seines längst im Sinne gehabten Lustspiels „der Weiberfeind" mitzutheilen. Wir saßen denn auch kaum im Wagen, als er mit großer Lebendigkeit und klarem Verständniß das Scenarium zu entwickeln begann. Wer eine solche Entwickelung von ihm mündlich vortragen hörte, mußte glauben, das würde ein Meisterwerk werden. Aber die schriftliche Ausarbeitung blieb dann

immer weit hinter dem Entwurfe zurück. Wir fuhren, er sprach, ich hörte und fühlte mich auf's Lebendigste angezogen. Als wir an dem Vergnügungsorte, den wir, weil er an Wochentagen menschenleer zu seyn pflegte, vorgezogen, anlangten, stiegen wir aus dem Wagen und gingen, ohne daß Schall seinen Vortrag unterbrochen hätte, in den Gartenanlagen umher. Plötzlich stockte seine Stimme, der Athem wurde ihm kurz, eine dunkle Röthe überlief sein Gesicht. Mit der linken Hand hielt er sich an einem Baume fest, mit der rechten griff er krampfhaft nach mir, krallte sich förmlich in den Kragen meines Rockes und mit halbvorgebogenem Oberkörper begann er nun zu keuchen und zu stöhnen, daß es Steine in der Erde hätte erbarmen mögen. Sichtbarlich rang er mit dem Ersticken; der Tod war ihm näher als das Leben. Ich wollte Hilfe herbeirufen. Aber Kutscher und Diener waren weit von uns entfernt und die Kellnerinnen des benachbarten Gasthauses liefen auf meinen Ruf laut lachend und spottend davon, weil sie einen Trunkenbold zu sehen meinten, der an den Folgen viehischer Unmäßigkeit litte. So brachten wir eine peinliche Viertelstunde zu. Ich glaubte nicht, daß er den Platz lebendig verlassen würde und konnte mich, von der Wucht seines schweren Leibes fast zu Boden gerissen, kaum auf den Füßen erhalten. Sein Gesicht war blau, die Augen standen ihm weit heraus, Schaum hing an den weißen Lippen. Glücklicherweise war dieser Anfall, vielleicht gerade seiner intensiven Heftigkeit wegen, von kürzerer Dauer. Wie nach einem Sturme fingen die Erregungen, die seine Brust erschüttert, langsamer zu wogen an,

nach und nach kehrte Leben in sein Antlitz, die Augen gewannen wieder menschlichen Ausdruck, er vermochte sich empor zu richten; ja während ich angstvoll die Blicke hin und her sandte, und ausklügelte auf welchem Wege ich am schnellsten zu Menschen gelangen könnte, um sie herbeizuholen und den halb Sterbenden zum Wagen zu geleiten, hatte seine Hand mich losgelassen, ein Tuch aus der Tasche gezogen, womit er sich den kalten Schweiß von der Stirn wischte, und eh' ich noch ein Wort finden mochte, ihn theilnehmend anzureden, begann er: „Der siebente Auftritt des zweiten Aktes fängt also" — und so weiter. Wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, setzte dieser unbegreifliche Mann das Scenarium seines Stückes genau an derselben Stelle fort, wo der furchtbarste Anfall ihn unterbrochen und litt um keinen Preis, daß ich auch nur noch mit einer Silbe dessen erwähnte, was ich schaudernd mit angesehen.

Ein Andermal wollt' ich ihn besuchen, fand die vorderen Thüren seiner Wohnung verschlossen, ging durch die Küche, wo der Diener schlafend in einer Ecke saß und gelangte so, von Schall unbemerkt in sein Wohnzimmer. Mit beiden Händen auf einen Tisch gestützt, stand er vor dem großen Wandspiegel und starrte hinein. Sein Anblick war noch fürchterlicher als damals im Park von Schönhausen. Hätten nicht die grausenhaften Athemzüge des fast Erstickten Kunde von seinem Leben gewährt, so hätt' ich einen aufrecht stehenden Leichnam zu sehen geglaubt. Ich zog mich wieder zurück, weckte den Diener und redete ihm zu, sich hinein zu seinem Herrn zu begeben. Das darf ich nicht, erwiederte dieser, er

hat seine Krämpfe schon seit ein paar Stunden, da leidet er mich nicht drinn. Nach einem Weilchen, rief der Kranke, der mich gehört hatte, meinen Namen. Diesmal hatt' es ihn doch mürbe gemacht; er saß wie gerädert im Lehnstuhl. Auf meine Frage, warum er die seltsame und unbequeme Stellung vor dem Spiegel eingenommen, entgegnete er, lächelnd und fast heiter: „Weil es heute gar so arg war, glaubt' ich es ginge zum Abschnappen" (!) und da wollt' ich doch sehen, was ich bei'm Sterben für ein Gesicht machen würde?"

In's Bett, wie gesagt, oder auch nur auf den Sofa um sich zu legen, kam er nicht mehr. Seinen Lehnstuhl ließ er sich gegen Abend, wenn das Wetter dies nur irgend gestatten wollte, an's offne Fenster schieben; dort verbracht' er die finstersten Stunden der Nacht, stets einige Bücher zur Hand, um sich bei'm ersten Strahle des Lichts gleich beschäftigen zu können. Er bewohnte ein hohes Parterre, in der Charlottenstraße, unweit der Linde, gegenüber der Kavallerie-Wache. Da war denn in einer schönen Sommernacht, ein auf nützliche Beschäftigung ausgehender Dieb, an dem offenen Fenster vorbeigeschlichen, hatte ihn schnarchen hören, — (sein Schnarchen war dem Tone der dicksten Pfeifen einer ganz großen Orgel vergleichbar; wenn er mich in Obernigk in meinem kleinen Häuschen besuchte, so dröhnte, während seines Schlafes das Gebäude bis in den Grund!) — war eingestiegen und hatte ihm, was von Kleidungsstücken und Büchern umherlag, zunächst aber ein Paar nagelneuer, feintuchener Hosen glücklich entwendet. Ein Schall'sches Beinkleid war immer ein

Gegenstand, und da sich diesmal der Umfang mit dem Werthe verband, so hielt es der Bestohlene der Mühe werth, der Polizeibehörde Anzeige davon zu machen. Nach etlichen Tagen trat ein junger ganz netter Mensch in sein Wohnzimmer, der sich vorher als Polizeibeamter melden lassen. Schall empfing ihn sehr artig und der junge Mann erklärte ihm, daß er dem Diebe, wie den entwendeten Gegenständen auf der Spur sey; er betrachtete mit großem Interesse das Fenster, deutete auf den Vorsprung unter demselben, auf dem der Dieb sich wahrscheinlich emporgeschwungen habe, ließ sich in Klagen über die Frechheit dieses Gesindels aus, und gab endlich zu verstehen, daß er die Sachen wohl herbeischaffen könne, wenn er dem Gegenstande nur Zeit genug widmen dürfe. Schall glaubte aus seinen Zügen eine Absicht zu errathen und da ihm an den, ich glaube gar aus einer Königl. Bibliothek entnommenen Büchern auch sehr viel lag, so entschloß er sich, die Thätigkeit des jungen Polizeibeamten durch ein Geschenk von einigen Thalern aufzumuntern, nach deren Empfang sich dieser eiligst entfernte, um thätig an's Werk zu gehen. Als Schall mir diese Geschichte erzählte und auf meine Frage noch beifügte, daß der Fremde keine Uniform getragen, konnt' ich mich nicht enthalten mit dem Kopfe zu schütteln und meinen Zweifel darüber auszusprechen über diese kecke Art der Gelderpressung, die einem Berliner Polizeibeamten durchaus nicht ähnlich sehe. Noch war ich darüber her, diese Zweifel weiter auszuführen, als ein dienstthuender Sergeant erschien, im Auftrage seines Kommissairs nähere Erkundigungen über Schalls schrift-

liche Anzeige einzuholen. Kaum erfuhr dieser Mann, was vorgegangen und kaum war ihm die Erscheinung seines Pseudo-Vorgängers einigermaßen beschrieben, als er die von mehreren „Donnerwettern" begleitete Versicherung ertheilte, daß gerade dieser hoffnungsvolle Jüngling der Dieb sey. Die Sache war ganz einfach. Er gehörte zu den unter Aufsicht stehenden Verbrechern, die zugleich als Spione gebraucht werden, — (ein trauriges Mittel, ohne welches aber in größeren Städten geradezu keine Möglichkeit vorhanden seyn würde, wichtige Entdeckungen in solchem Gebiete zu machen)! — Solchen Spionen wird denn wohl, wenn sie sonst brauchbar sind, eine kleine Veruntreuung, sollte sie bekannt werden, nachgesehen. Ein Diebstahl jedoch, durch Einsteigen ausgeführt, mußte strenge Ahnung nach sich ziehen. Da nun der Bursche gemerkt hatte, daß man seiner That auf der Spur und für ihn jetzt in Berlin keine Sicherheit mehr sey, so wollt' er sich doch nicht aus der großen Welt zurückziehen, ohne vorher noch das Geschäft möglichst zu seinem Vortheil ausgearbeitet zu haben.

Die Bücher so viel ich weiß, bekam Schall zurück. Die Kleidungsstücke aber blieben rettungslos verloren, namentlich die Hosen. Die letzteren waren, nachdem sie durch viele Hände gegangen, bis in einen Mützenladen verfolgt worden, wo sie nun in Gestalt von unzähligen Kopfbedeckungen zum Kaufe aushingen. Wir gaben uns lange Zeit, Einer dem Andern, als Räthsel auf: Wie viel Mützen können aus einem Paar Schallscher Hosen geschnitten werden? Und wer unglücklich

genug war, uns mit einer dunkel=braunen Tuchmütze zu begegnen, konnte sicher seyn, den Nachruf zu hören: „da geht auch Einer, der ein Stück von Schalls Beinkleidern auf dem Kopfe trägt!"

Schall war in jenen für ihn so traurigen Tagen, sobald er nur nicht total der Bürde seiner Krankheit unterlag, eigentlich liebenswürdiger als je. Durch stete Leiden war das Thier in ihm, welches sonst so oft vorherrschte, fast gebändiget und auch die nichtige Eitelkeit machte mildem Ernste Platz, — ohne daß der Humor verloren gegangen wäre. Auch stellte sein neuerwachter Fleiß ein wohlthätiges Gleichgewicht in ihm her. Er begann auf's Papier zu bringen, wovon er seinen Freunden seit zwanzig Jahren vorerzählt. Wenn auch immer in seiner oft baroken Art, gelangen ihm doch die Gelegenheitsgedichtchen, deren er viele spendete, gerade damals am Besten, weil sie gleichsam Blüthen waren, die eine sanfte Stimmung in schmerzlosen Momenten hervorrief. Mein Freund Kahlert in Breslau hat es sich, in seinem schlesisch=treuen Herzen, zur Pflicht gemacht, jene kleinen lyrischen Originale des originellen Verstorbenen zu sammeln; er beschäftigt sich seit vielen Jahren damit und es wäre sehr zu wünschen, daß Diejenigen, welche noch dergleichen in Händen haben, unsern Sammler damit bedächten. Kauft auch kein Mensch in Deutschland eine solche Sammlung, ausgenommen diejenigen, welche Schall noch kannten und mit ihm lebten, so lohnt doch die Herausgabe des Büchlein's schon der Mühe. Ich gebe zu, daß nur für Solche Schalls

Verse einen Reiz haben können; aber für diese dann auch einen um so größeren.

Wer, der sich seiner erinnert, könnte nachstehende Zeilen, die er meiner Frau, mit Blumen und einem Bande zum Geburtstag schickte, wohl lesen, ohne ihn, sammt seinen Lastern und Tugenden, lebendig vor Augen zu haben?

An Julia.

(Am 29. Juli 1831.)

Ein Blumen-Strauß und -Gruß schmück' Deinen Festaltar
Am Sommertag, der Dich, Du Blume selbst, gebar.
Ein Selam ist der Strauß, in ihm spricht manche Blüthe
Von Deinem Reiz und Geist, von Deiner Huld und Güte,
Und wünscht im Leben Dir, wie in dem Reich der Kunst,
Fortuna's, Publikum's und der Camönen Gunst.
Ein Bänderangebind' o bella, buona, fara,
In Lila *) preis' es Dich als hold'ste cosa rara!
Und zu dem Wunsch und Preis gesellt die Bitte sich:
In Deiner Freunde Zahl zähl' sehr mich — und auf mich.

Eine eben so liebenswürdige als kluge Frau, eine Robert'sche Nichte, die jetzt auch verstorbene Gattin des Doktor Caspar, gehörte zu Schall's wohlmeinendsten Gönnerinnen und war denn auch, gleich uns, ernstlich bekümmert über die ihn aufreibenden Martern, die aber bei all' ihrer Gewalt, dennoch nicht vermochten, seinen Lichtsinn bei Geldangelegenheiten zu verscheuchen. Sie

*) Lila, oder: cosa rara, eine alte ital. Oper, in Berlin durch die Sontag wieder aufgefrischt.

hatte, ihren Kindern zu Liebe, in jener abgelegenen Gegend Berlin's, wo wir diesmal hauseten, einen Garten gemiethet und kam deshalb öfter als sonst mit meiner Frau zusammen, wobei denn auch Schall gewöhnlich nicht fehlte, der dann des Abends, wenn die Bewohnerinnen der Behrenstraße, des Berliner faubourg **St. Germain**, zu ihrem Gatten und Vater heimkehrten, bei uns in der „Holzmarktstraße" zu verweilen pflegte, bis eine verspätete Droschke seinen müden, doch ruhlosen Leichnam, — (ich ersuche den Herrn Setzer, nicht „ruchlos" zu lesen!) — nach der Friedrichsstadt zurückführte.

Diese unsre Wohnung in der Holzmarktstraße verdient ein Wort dankbaren Angedenkens. Sie war weder elegant noch prächtig; aber sie war eigenthümlich, bequem und dabei, was in einer großen Residenz unschätzbar ist, in Berlin aber bald gar nicht mehr zu finden seyn wird, weil die Bauwuth täglich mehr um sich greift: ländlich. Ein niedriges Häuschen, welches wir allein inne hatten, von keinem andern Miether gestört; fünf größere und fünf kleine Zimmer, einige der letzteren freilich so klein, daß ihrer drei zusammen kaum genügten, meinen Arbeitstisch, meine Bücher und mich zu beherbergen. Unmittelbar hinter dem Hause ein großer, grüner Platz mit schönen alten Nuß- und andern Bäumen; über den Platz hinweg die Spree, dieser oft bespöttelte Fluß, der allerdings kein Orinoko ist, der aber vor vielen größeren Strömen, namentlich vor der Oder meines lieben schlesischen Vaterlandes, den Vorzug hat, auch im heißesten Sommer wasserreich und frisch zu fließen. Ich sah aus den Fenstern meiner stillen häus-

lichen Dreieinigkeit auf Gras, Bäume und Wasser. Welchen Werth eine solche Wohnung für Kinder hat, ist gar nicht zu schildern. Auch machte sich unser Heinrich — (eigentlich hieß er Henrich, nach seines Taufpathens Steffens norwegischem Vorbild) — Alles sehr zu Nutze und dehnte die ländliche Freiheit so weit aus, daß er zu unterschiedlichen Malen aus der Spree herausgefischt werden mußte.

Daß wir gar so weit von den Haupt- und Glanzpunkten der Stadt wohnten, schützte uns vor Besuchen, welche nur Langeweile oder Müssiggang herbeizuführen pflegen. Diejenigen aber, welchen es Ernst war uns aufzusuchen, wußten uns auch in der freiwilligen Verbannung aufzufinden. Niemals war unser Umgang lebhafter und bestand niemals aus interessanteren und bedeutenderen Personen, als gerade dort. Wobei nur zu bedauern blieb, daß ich nicht umhin konnte, auch hier schon wieder unsern Etat zu überschreiten und mehr auszugeben, als mir zustand.

Ein Gast war uns damals angemeldet worden, vor dem Berlin zitterte und dem besonders meine arme Frau, wie er sich langsamen, aber sichern Ganges näherte, jeden seiner Schritte verfolgend, ängstlich entgegen bebte: ich meine die Cholera. Vielleicht trugen die zum Theil widersinnigen Voranstalten, über die man schon lange vorher deliberiren hörte und die, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, größeres Unglück über die Bevölkerung der Residenz gebracht haben dürften, als der gefürchtete Todfeind selbst, mehr zu der unruhigen Auf-

regung bei, als die beunruhigenden Berichte, die ihm den Weg bahnten. Ich, für meine Person, von Natur aus gar nicht geneigt, mich um mein liebes Selbst zu ängstigen, wurde doch durch einige abergläubische Andeutungen erschreckt. Gerade in die Tage wo die Furcht vor der Cholera, durch eine entschiedene Wendung ihrer unregelmäßigen Laufbahn, in Berlin zur höchsten Höhe gesteigert war, fiel das Begräbniß des nicht lange nach unserer Ankunft aus Darmstadt, verstorbenen Schauspielers Wegener. Dieser junge Mann hatte als geschätztes Mitglied des Königstädtischen Theaters in vielen meiner Stücke zum Gelingen derselben beigetragen: „der Dichter im Versammlungszimmer,“ — „Lenore,“ — „Erinnerung,“ — „Faust,“ — „die Majoratsherren,“ — und besonders der während meiner Abwesenheit aufgeführte „Robert der Teufel“ waren durch ihn gehoben oder gehalten worden; ja, bei der letzten höchst anstrengenden Rolle, hatte der unermüdlich-fleißige Mensch, die noch übrigen Kräfte seines schon erlöschenden Lebens aufgeboten und sich dabei den Rest gegeben. Seine Collegen wünschten, daß ich ihm die letzte Ehre erweisen und an seinem Grabe reden möge, wozu sie bereits die erforderliche Erlaubniß der Behörden und des Predigers eingeholt. Ich konnte diesen Antrag unmöglich von mir weisen. Während ich beschäftigt war, eine Rede für diesen Zweck auszuarbeiten, trat meine Frau, Thränen im Auge, zu mir. Sie hatte im Theater vernommen, welches Amt die Herren mir zugedacht, und bat mich nun um Alles in der Welt, davon zurückzutreten. Sie führte an, wie sich in Berlin der alte Aber-

glaube forterhalten habe, daß Jeder, der ohne berufen zu seyn, am Grabe spricht, binnen Jahresfrist dem Begrabenen folgen müsse. Nun gebe sie zwar nichts auf solche Mährchen, aber weil die Cholera vor der Thür, sey sie doch ängstlich; auch wär' es doch immer seltsam, daß der Verstorbene, Wegener, gerade vor einem Jahre, dem damals verstorbenen Schauspieler Haas auch die Leichenrede gehalten habe! — Dieser letzte Umstand war mir unbekannt und — warum soll ich's leugnen? — ich stutzte, und schwankte einen Augenblick. Doch sagt' ich mir bald, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich mich abschrecken ließe. Ich tröstete meine Frau mit allen auf der Hand liegenden Vernunftgründen, wobei ich, wie oft in ähnlichen Fällen, hören mußte, daß ihr dieselben eben so geläufig waren wie mir, daß sie mir durchaus Recht gab, schlüßlich aber dennoch ihre Bitte wiederholte. Dennoch ging die Sache vor sich. Als wir Leidtragende am Begräbnißtage paarweise und in langem Zuge hinter dem Sarge herzogen, hörte man vor und neben und hinter sich nur von der Cholera flüstern; wo sie wieder ausgebrochen, wie viel Opfer gleich am ersten Tage gefallen, und wie viel näher sie uns wieder gerückt sey! Und dergleichen Süßigkeiten mehr. Auf diesem Wege überkam mich zuerst ein Gefühl der ängstlichen Besorgniß, welches mir eine Art von Herzklopfen zuzog, wie ich es sonst nie empfunden. Doch wich es bald der Spannung, welche wohl niemals ausbleibt, wenn man vor einer großen Versammlung, sey es nun, vor einem Soufleurkasten, sey es vor einem offenen Grabe, auftreten und reden soll. Die fungiren=

den Leichendiener wiesen mir meinen Platz auf einem der um das Grab liegenden Bretter an. Kaum hatt' ich ihn eingenommen, kaum einen Blick auf die umgebende Menge geworfen, kaum die erste Silbe auf meine Lippen gebracht, als der lockere Sandboden zu weichen begann, und das Brett, welches mich tragen sollte, mit mir hinabglitt, so daß ich versank, bis an die Achseln im Grabe verschwand, und eben nur noch zur Noth von meinen nächsten Nachbarn emporgezogen werden konnte. Als ich wieder Grund gefaßt und mich sicher auf den Füßen fühlte, vernahm ich rings umher ein dumpfes Gemurmel. Doch ließ ich mich nicht aus der Fassung bringen, sondern haspelte meine Rede rüstig ab, wie ein wirklicher Leichenprediger. — Daß unter den Opfern, welche die Cholera in Berlin fordern würde, sich auch meine Wenigkeit befinden müsse, darüber konnte nun wohl kein Zweifel mehr obwalten. Einigermaßen war ich auch von dieser Meinung berührt, und sah der Ankunft des höllischen Legaten nicht ohne besorgliche Erwartung entgegen.

Viele Bewohner Berlin's, unter diesen auch einige unserer nähern Bekannten, entflohen und suchten Schutz vor der Seuche in fernen Gegenden. Merkwürdig! Drei Familien, deren ich mich jetzt eben erinnere, fanden am Rhein den Tod, den sie in Berlin vermeiden wollten. Eine Mutter verlor ihre schöne, blühende Tochter, ein Elternpaar seinen einzigen Sohn, Ludwig Robert und seine Frau aber starben beide selbst. Alle diese fielen dort, wo sie Schutz gesucht, als Opfer des Nervenfiebers,

während von unseren Freunden und näheren Bekannten in Berlin, Niemand der Cholera unterlag!

Am 28. August feierte die literarische Gesellschaft, wie gewöhnlich, Göthe's Geburtstag, in größerem Kreise, mit Gästen und Damen. Auch ich hatte deren eingeladen, unter ihnen Casper's; doch das spät beginnende Souper nahte fast schon seinem Ende, als er, verstört und zerstreut sich erst einfand. Er hatte in seiner Eigenschaft als Geheimer-Medizinalrath amtliche Abhaltungen gehabt und das erste Wort welches er mir in's Ohr sagte war: die Cholera ist ausgebrochen. Kaum hatte ich diese Meldung vernommen, als mich die Reihe traf, mein Festlied anzuheben. Dies Lied an und für sich schon düster gehalten, weil es mehr der Vergangenheit wie der Gegenwart galt, und in seinem Refrain:

„Er steht mit seinem Glück und Ruhm allein",

den greisen König unsres Festes eher beklagte, als besang, bewegte mich, so zum feierlichen Ernste vorbereitet, selbst ganz gewaltig und machte folglich, durch meinen wehmüthigen Vortrag auch einen tieferen Eindruck; — wie ihn Gelegenheitsgedichte sonst selten hervorbringen.

Die ganze große Versammlung befand sich in todesahnender Stimmung und von Ohr zu Ohr schlich das leise weiter gegebene Wort: sie ist da!

Schon in den nächsten Tagen bestätigten einzelne Fälle ganz in unserer Nähe die ärztliche Anzeige und weil man immer noch nicht sicher war, ob Rust in seiner Eigenschaft als passer rusticus (Haus-Sperrling), mit seiner Ansicht bei'm König durchdringen werde, so suchten wir auf unserer Halbinsel uns so gut als möglich

zu verproviantiren, indem wir Vorräthe jeder Gattung aus Specerei-Handlung, Kramladen, Viktualien-Keller und Apotheke zusammenkauften. Um nun das Schöne dem Nützlichen zu vereinen, traf ich eilige Anstalten zur Vervollständigung des Personal-Bestandes für ein Policinell-Theater, mit dem ich, wenn wir wirklich auf längere Zeit vom Verkehr mit andern Menschen abgeschnitten werden sollten, im Stande seyn würde, uns wie den Kindern die langen Herbstabende zu verkürzen. Dann rief ich unsere Dienstboten, die, wie alle Leute dieses Schlages, Todesangst vor den öffentlichen Krankenhäusern hegten, feierlichst zusammen und indem ich ihnen das Versprechen gab, im Fall einer Erkrankung Niemand fortbringen, sondern mich lieber mit absperren zu lassen und sie zu pflegen, ließ ich mir von ihnen geloben, daß sie auch uns nicht verlassen wollten. Nachdem dies Alles geschehen war, fühlt' ich mich vollkommen beruhigt und vergaß, sehr bald an das Rumpeln des verhängnißvollen nächtlichen Leichenwagens gewöhnt, sogar meinen ominösen Grabsturz. Minder wollte dies meiner Frau gelingen; es brauchte mehrere Monate, bis sie mit dem Gedanken an die Anwesenheit der Cholera sich befreunden konnte.

Was ich zu jener Zeit schon bedauerte, worüber ich mich heute noch nicht zufrieden geben kann, ist daß Jean Paul die Cholera und die Verwirrung, welche dadurch hervorgebracht worden, nicht mehr erlebt hat! Welche Ausbeute für ihn! Welch' reicher Stoff zu einem Büchlein à la Katzenberger! War es doch wirklich, als ob auch die zartesten, verschämtesten Jungfrauen ihre

zierliche Schüchternheit abgestreift und sich, von Besorgniß getrieben, der unverhüllteſten Natur in die Arme geworfen hätten. Gegenstände, welche sonst in Damengesellschaft nur anzudeuten ein Verbrechen gegen Schicklichkeit und Anstand gewesen wäre, wurden jetzt mit unverstellter Aufrichtigkeit detaillirt und waren den prüdesten Frauen geläufig. Man durfte ohne Gefahr von flanellnen Leibbinden, von Pflastern auf der Magengegend, von Klystierspritzen und Stuhlgängen reden und sicher seyn, daß ähnliche Gespräche, waren sie nur einigermaßen instruktiv und gaben sie nur entfernte Aussicht auf Hilfe oder Schutz, unbezweifelten Wiederklang fanden. Es trat während den ersten Schreckenswochen völlig jener Zustand in der Gesellschaft ein, der uns im Krankenzimmer eines hoffnungslos-aufgegebenen Familienvaters entgegentritt, wo Mutter und Töchter, in Gegenwart fremder Zuschauer, ihrem aus dem Herzen dringenden Pflichtgefühl folgend, Alles thun, was zur Pflege des Leidenden gehört, rücksichtslos gegen die anwesenden Zeugen. Was dort aufopfernde Hingebung wird, wurde hier Besorgniß um das eigene Selbst und der mächtige Trieb zum Leben fand in Unterhaltungen über Präservative und Hilfsmittel momentanen Trost. Für mich bot jene Zeit häufige Gelegenheit dar, tiefere Blicke in das sonst künstlich gemachte, oft verlogene Wesen verschiedener Personen zu thun. Die Cholera hat mir manchen feigen Egoisten gezeigt, dem ich bis dahin geglaubt hatte, wenn er es verstand, sich als edelgesinnten Menschenfreund zu präsentiren.

Der einzige Einfluß, den die Herrschaft der Cholera auf mein Daseyn ausübte, gab sich in noch größerer Enthaltsamkeit von Trank und Speise, wie sie mir sonst schon immer eigen und in angestrengterem Fleiße kund, welcher letztere nicht ausbleiben kann, sobald eine öffentliche Niedergeschlagenheit die Zahl und Auswahl verlokkender Zerstreuungen mindert. Die „Erzählungen" die unter meinem Namen späterhin (1833) bei Meyer in Braunschweig, leider von Druckfehlern wimmelnd, erschienen sind, als „Bella," „der Raubschütz," „die letzte Ehre" stammen (wenigstens die letzteren) aus jener Zeit. Auch schrieb ich das Schauspiel „der dumme Peter" und reichte dieses, wohl zunächst um in annähernde Verbindung mit der General-Intendanz zu kommen, beim Königl. Hoftheater ein. Für die Königstädter Bühne hätte sich's nicht geeignet, weil diese keinen eigentlichen Charakter-Darsteller besaß. Ludwig Devrient war nun freilich auch schon die Ruine seines eigenen, großen Namens und jener Krankheit, die ihn dem Grabe näher brachte, schier unterliegend, immer nur in kurzen Zwischenräumen aufzutreten fähig. Dennoch stimmte Hofrath Esperstedt, sobald er mein günstig aufgenommenes Manuscript gelesen, mit mir überein, daß Devrient den Peter spielen müsse. Ich machte dem berühmten Künstler die unvermeidliche Autorvisite, wo ich ihn, nach langer Zeit zum Erstenmale wieder sah. Zu meiner größten Freude fand ich ihn für mein Schauspiel auf's Günstigste eingenommen und namentlich von seiner Rolle völlig erfüllt und durchdrungen, so zwar, daß er auf meine Aeußerung: ich sey bereit, dem Wunsche der Regie

gemäß, bedeutend zu streichen! mit Heftigkeit entgegnete: „Possen; wüßt' ich doch nicht, was da zu streichen wäre! Können sie's schon wieder einmal nicht kurz genug haben, um hinter her noch eine Stunde tanzen und springen zu lassen!" — Ach, und trotz dieser für mich so ehrenvollen Entgegnung, wär' es doch für alle Betheiligten nützlich gewesen, recht viel zu streichen, denn unser lieber Devrient hatte die Fähigkeit fest zu lernen, — die übrigens nie, auch in seiner Glanz-Periode nicht, zu seinen glänzenden Eigenschaften gehörte, — fast gänzlich verloren und vermochte nur noch in abgerissenen Sätzen nachzusagen, was ihm der Soufleur überlieferte. Ich habe in dem kurzen Vorwort, wie ich dergleichen bei der Ausgabe meiner dramatischen Versuche jedem Stücke beifügte, schon erzählt, was hierher gehört: da in der Rolle des Peter eigentlich auf wirksame Volubilität der Zunge, die ohne festes Lernen nicht gedacht werden kann, gerechnet ist, so hegte Devrient, seine Schwäche wohl kennend, selbst einige Besorgniß. Er fragte meinen gütigen Freund, den Regisseur Weiß, ob er wohl glaube, daß Holtei unter die Theater-Dichter gehöre, die sich viel aus den Worten machen? Und als Weiß ihm in seiner humoristischen Art darauf entgegnete: Lieber Devrient, dann hätt' er die Rolle nicht für Dich geschrieben! fühlte Devrient sich sehr erleichtert. In diesem Sinne hat er sie denn nun auch gespielt. So manche Wendung des Gedankens, so manches kleine pikante Wort, worauf der Autor nicht übel Lust hatte eitel zu seyn, ging auf dem Wege aus dem Munde des Soufleurs bis in Devrients Ohr verloren, fiel auf den Boden und ward unter die

Füße getreten. Dagegen verlieh er manchen Scenen und Momenten durch seine siegreich mimische Gewalt, eine Wirkung, die der arme Verfasser auch nicht von Fern geahnet. Das Stück erhielt sich bis zu Devrients Tode auf dem Repertoir und behauptet seinen Platz in der Geschichte des deutschen Theaters dadurch, daß der „dumme Peter" die letzte neue Rolle gewesen ist, die „Ludwig Devrient" einstudirt und gegeben hat.

In den letzten Tagen des Oktober 1831 empfing ich aus Obernigk die Nachricht, der alte Baron Riedel, unser guter Freund aus den ersten Bänden, sey am 24. d. M. gestorben und meine Gegenwart, sowohl der Grundherrschaft, wie dem Gerichtsamt wünschenswerth! Die beifolgende Abschrift des Testamentes bestätigte, daß ich, mit meinen Kindern in gleichen Theilen, zum Erben des kleinen Vermögens, welches dem guten, ehrlichen Onkel noch verblieben war, ernannt sey.

Jede, auch die unbedeutendste Reise war zur Cholerazeit mit Schwierigkeiten verknüpft, die bei Lichte betrachtet, Denjenigen durch welche sie veranlaßt wurden, weder Schutz noch Sicherheit gewährten, weil am Ende doch keine konsequente Durchführung der getroffenen Maaßregeln aufrecht zu halten war, während diese den Reisenden sehr belästigten. Ein ärztlich und polizeilich bestätigtes Attest mußte zuvörderst die Erlaubniß, reisen zu dürfen, begründen; dann aber durfte der Reisende in den Städten und Städtchen, welche noch intakt geblieben, nicht aus dem Wagen steigen, wenn die Ortsbehörden, von ihrem Vorrechte für diesen Fall Gebrauch machen wollten. Zu welchen Widersprüchen diese leere Förm-

lichkeit führte, ist leicht einzusehen. So begegnete mir in einer kleinen Stadt, wo ich Pferde wechselte, daß ein mit verrostetem Säbel umgürteter Bürgersmann mir untersagte auszusteigen und im Passagierzimmer zu frühstücken, daß er aber den Diener des Hauses nicht abhielt, mir Lebensmittel an den Wagen zu bringen und die Bezahlung aus meiner Hand in Empfang zu nehmen. In einem andern Ort, wo ich gerade um die Stunde anlangte, als die Kinder aus der Schule kamen und mich anstarrten, als ob ich Cholera Morbus in Person selbst wäre, rief ich einen über den Platz hüpfenden Barbier herbei, den ich befragte, ob er mich in seiner Wohnung rasiren könne? Das ist mir, fall's Sie aus einer „cholerischen" Stadt zu kommen belieben, streng verboten: ich darf Sie, bevor Sie desinfizirt sind, nicht bei mir aufnehmen. — Aber in den Wagen zu mir dürfen Sie steigen? — Dawider lautet kein Gesetz! —

Und er kam in den Wagen, seifte mich ein, rasirte mich — Alles bei hellem Licht einer leidlich warmen November-Sonne, zum Entzücken der uns umgebenden Schuljugend.

Schriftlicher Vormeldung gemäß nahm ich meinen Weg über Trachenberg, wo ich einige Tage bei meinem alten Freunde Schwarz zubringen sollte und wollte, um dann diesen Bevollmächtigten der Obernigker Themis, an den eigentlichen Ort meiner Bestimmung zu geleiten. Auch Trachenberg hatte sich abgesperrt. Zwei mit Spießen bewaffnete Nationalgardisten traten mir an der von Winzig hereinführenden Straße entgegen, um den Weg zu verlegen. Mein Winziger Postillon,

— ich hätte mich ganz ruhig unterworfen und jeder Anordnung Folge geleistet: — sah darin eine Kränkung seiner Ehre.

„Ach tummes Zeug," rief er aus, „bei uns ha'n bir noch nich' den kollrigen Morbs!" Darauf trieb er die Pferde an, stieß in's Horn und forcirte glücklich die Wache. Er brachte mich auch ohne Aufenthalt vor's Stadtgericht, wo Schwarz wohnt. Dieser mit dem Bürgermeister von einem Spaziergange heimkehrend, erblickte den Reisewagen und stürzte sich, sammt seinem Begleiter, — Beide erschreckt über die Unzuverlässigkeit ihrer Wachen, — mir entgegen, den Eintritt in sein Haus verhindernd. Ich mußte mit ihnen zurück gehen, in das für diesen Zweck eingerichtete Gebäude vor dem Thor, wo ein eigens dazu bestellter und bestallter Polizeiarzt mich nach allen Regeln der Kunst einräucherte um den Ansteckungsstoff auszuräuchern.

Erst nachdem dies Werk vollbracht und ich, unerstickt, aus dem Chlorqualm hervorgetreten war, durft' ich die Herren mit Hand und Mund begrüßen, ward ich willkommen geheißen, und verlebte frohe Stunden bei den Freunden. Als wir dann in Obernigk anlangten, war ich erstaunt, mein Herz wehmüthig gestimmt zu finden über die Abwesenheit des verstorbenen alten Oheims. Ich will es nicht leugnen, daß die Nachricht von seinem Tode mich nicht im Geringsten traurig berührte, nein, daß sie vielmehr durch den unwillkührlichen Gedanken an manche aus der kleinen Erbschaft hervorgehende Erleichterung meiner Lage mir angenehm gewesen war.

Jetzt, wo das alte stumme Bild beschränkter Gutmüthigkeit am Tische fehlte, wo sein Platz am Ofen leer stand, wachte ein Heimweh nach der Kinderzeit in mir auf und ich ließ mir von seinem getreuen Diener gern die letzten Tage des harmlosen Greises schildern. Fand auch Gelegenheit, ihm zu vergelten, was er mit aufopfernder Anhänglichkeit, die sich durch eine lange Reihe von Jahren in Glück und Unglück bis zum letzten Athemzug bewährte, an dem geliebten Herren gethan. Leider sind Geschäfte, für deren Erledigung die Gerichte thätig seyn müssen, bei'm besten Willen von beiden Seiten, selten oder nie auf einmal zu beendigen: schon jetzt zeigte sich, daß meine Gegenwart in Schlesien zum Sommer wiederholt nöthig werden dürfte, weil wir so manche Verwickelung auf frischer That nicht zu lösen vermochten. Was mich, den Gesetz-Unkundigen, am Unangenehmsten überraschte, war die Entdeckung vom „höchsten Erbschaftsstempel," den ich zu zahlen haben würde, weil die Verwandschaft mit dem sogenannten Onkel eine gar zu schlesische gewesen, an der auch kein Tröpfchen eigenen Blutes klebte. Man redete mir zu, ich möchte, nach Berlin zurückgekehrt, etwaige Protektion in Anspruch nehmen, um wo möglich den Erlaß dieser Abgabe zu bewirken; ein Versuch, dessen Ausführung mich schon bei dem bloßen Gedanken an unvermeidliche Supliken und Sollizitations-Visiten, mit Angst und Grauen erfüllte; den ich zu wagen meinen Freunden in Obernigk versprach; den ich aber schon bei'm ersten Anlauf wieder aufgab, als ich zur Audienz bei des Herrn Finanzmi-

nisters Excellenz gemeldet, eine unermeßliche Reihe gleich mir Harrender vor mir sah*).

Die Grafenorter Herrschaften brachten den Winter auf dem Lande zu; Aufforderung genug für mich, vor der Rückkehr nach Berlin, einen Flug in die schneebedeckten Berge zu unternehmen. Durch Breslau, wo die Cholera fast noch heftiger wüthete, eilte ich, ohne aus dem Wagen zu steigen. Als ich in Frankenstein Pferde wechselte, trat zufällig der Postmeister heraus und fragte, nachdem er einen Blick in den Stundenzettel gworfen, ob ich nicht meinen Bruder besuchen wollte, der hier in Garnison liege? Ich hatte diesen (meinen Halbbruder), nicht gesehen, seitdem er im Winter 1826 in Berlin zum Offizier=Examen gewesen und fühlte jetzt, bei der Frage

---

*) Dem Andenken unseres verstorbenen Königs bin ich schuldig, hier zu sagen, wie diese Sache zu Ende ging. Die Zahlung des Erbschaftsstempels, welcher die für mich höchst bedeutende Summe von 800 Rthlr. überstieg, sollte im andern Jahre endlich geleistet werden. Die Noth drängte mich und ich wendete mich an den König, dem ich vorstellte, daß es Luisens Kinder wären, deren kleines Besitzthum durch diese Abgabe geschmälert würde. Ich reichte meine Vorstellung etwa vierzehn Tage vor Weihnachten ein und war höchlichst erstaunt, fast zwei Wochen verfließen zu sehen, ohne ein Kabinetschreiben zu empfangen, weil gewöhnlich in einer sehr kurzen Frist die Königlichen Antworten zu erfolgen pflegten. Am heiligen Abend, eben um die Zeit wo man den Kindern „aufzubauen" pflegt, kam der „blaue Brief," der die vollständige Gewährung unserer Bitten enthielt, in meine Hände. Friedrich Wilhelm der Dritte hatte befohlen, daß er um diese Stunde abgegeben werden sollte! So that der König bei dem ich eigentlich in Ungnade stand.

des fremden Mannes, eine gewisse Beschämung, so unbrüderlich, den mir wohlbekannten Aufenthalt des braven Jungen vergessen zu haben. Schnell gefaßt, ersuchte ich den Herrn Postmeister, zum gütigen Vermittler werden und Jenem berichten zu wollen, daß ich genöthigt sey, nach Grafenort zu eilen, daß ich jedoch auf der Rückreise dem Bruder einige Tage widmen würde. Diese, dem Leser gewiß höchst gleichgültige Unterhaltung wird hier mitgetheilt, weil sich an sie ein wichtiger Moment meines inneren Lebens knüpft und weil die scheinbare Zufälligkeit des Zusammentreffens, einen lehrreichen Beitrag zum unerschöpflichen Kapitel von Bestimmung, — Schicksal, — Verhängniß liefert.

In Grafenort anlangend hatt' ich Mühe, mir mein kleines Zimmerchen zu retten. Denn die bevorstehende Jagd versammelte viele Gäste. Da mein städtisches Kostüm, besonders die dünnen Stiefeln, mir nicht gestatteten, mich den Jägern anzuschließen, welche durch tiefen, frischgefallenen Schnee waten sollten, so blieb ich gern hinter'm warmen Ofen und schrieb, während Sie draußen den armen Hasen Garaus machten, jene kleinen Gesänge nieder, welche unter der Firma „Grafenorter Jagdlieder" in meine Gedichtsammlung aufgenommen wurden. Ich kam mir dabei vor, wie mein Lieblings-Dichter Friedrich Rückert, der als „Freimund Reimar" während der Befreiungskriege auch nur mit seiner Feder gegen Napoleons Heere kämpfte. Gelang es mir gleich, mich bei feierlicher Ausübung einer „nobeln Passion" zurückzuziehen, so fand ich doch kein Mittel der andern zu entgehen. Nach der Tafel wurde gespielt und ich,

der in seinem Leben nichts gethan, um in dieser edlen Kunst auch nur die geringste Fertigkeit zu erreichen, verlor, lediglich aus geselliger Artigkeit, die paar hundert Thaler mit denen ich zur Rückreise nach Berlin ausgerüstet war. Unangenehm war mir dieser unerwartete Verlust zunächst nur deshalb, weil ich nicht recht wußte, wie ich meinen Wagen und meine pelzumhüllte Personage ohne Geld nach Berlin schaffen würde, da doch bekanntlich die Königl. Postanstalten keinen Credit geben.

Mein ganzer Trost war auf die nächsten Abende gerichtet: Ich hatte immer gehört, daß die eigensinnige Göttin des Spieles den Wechsel liebe und war überzeugt, daß sie sich nun für mich erklären müsse, nachdem sie mich gleich bei unserer ersten Bekanntschaft so grob von sich gewiesen. Aber ach, wo blieb meine Hoffnung! Als ich am andern Tage die Augen aufschlug, hatte sich der Schnee in Koth verwandelt, dicke Nebel rieselten hernieder und die Jagd, — auf vier Tage berechnet, — mußte bis zu wiederkehrendem Frost aufgeschoben werden. Sämmtliche Herren Gäste kehrten zu ihrer Wirthschaft heim; ich sah auch diejenigen zum Thore hinausfahren. die mein Geld in der Tasche hatten und blickte ihnen traurig nach. Wie sollt' ich jetzt flott werden? Sollt' ich den Grafen um ein Darlehn ansprechen? Das wäre mir allzuschwer angekommen. Gern hätt' ich den Wagen verkauft, aber wo fand ich im Dorfe Abnehmer? Ich erschöpfte mich den ganzen Tag über in Anschlägen, deren einer so unausführbar blieb als der andere, um endlich einzusehen, daß ich den Grafen ansprechen müßte. Des Abends, nach dem Souper, im kleinen Kreise, war-

tete ich nur den Aufbruch weniger, noch verspäteter Gäste ab, um mein Anliegen vorzubringen, als der Graf, anstatt gute Nacht zu sagen, plötzlich den Vorschlag machte, noch ein wenig zu spielen? Das war mir um so auffälliger, weil er sonst niemals ein Gelüsten dazu verspürte, und stets nur aus Rücksicht für seine Gesellschaft sich zur Theilnahme entschloß. Mußt' ich also nicht diesen Vorschlag, als einen durch Antrieb der launenhaften Göttin veranlaßten, betrachten, die ihre Härte vom vergangenen Abend bereute und mir wieder zu dem meinigen verhelfen wollte? Solches begab sich denn auch. Die günstigen Chancen flogen mir zu, wie durch Zauber und binnen einer halben Stunde besaß ich mehr, als ich Tages zuvor besessen. Ich konnte also Grafenort verlassen, ohne um Reisegeld verlegen zu seyn. Daß ich, auch nach diesem Vorfalle, mich niemals bewogen gefühlt habe, Spielgesellschaften aufzusuchen, ist wohl ein unzweifelhafter Beweis, wie mangelhaft meine Organisation in diesem Punkte bestellt ist und wie schlecht ich mich ausgenommen haben würde, wenn mir das Geschick einen Platz in der Welt angewiesen hätte, dessen Inhaber den Pflichten des Mannes von Welt genügen soll. Warum ich stets eine Abneigung vor dem eigentlichen großen Spiel, ja sogar vor dem möglicherweise damit verbundenen großen Geldgewinne empfand? das hab' ich in den vorhergehenden Bänden dieses Buches schon angedeutet. (Die herkömmliche Unterhaltung durch Kartenspiel anlangend, weiß ich meiner persönlichen Empfindung gemäß, nichts Besseres zu sagen, als was Walter Scott ausspricht: „Das Leben mit Aus-

wechslung von gemalten Stückchen Pappendeckel bei einem runden, grünen Tische für den elenden Gewinn von fünf Schillingen vergeuden, — das kann nur ein Narr, oder ein Schwachkopf.") Auch trägt, wenn ich ehrlich seyn soll, zu der täglich in mir wachsenden Geringschätzung unserer sozialen Zustände, die Beobachtung nicht wenig bei, wie derselbe Mensch, der von berechnetem Raube am Spieltisch glänzend lebt, mit allgemeiner Achtung und wenn er reich ist, mit Verehrung behandelt wird, während weder Gesetz noch öffentliche Meinung dem armen Teufel Nachsicht und Mitleid gönnen wollen, der sich als aufrichtiger Dieb ehrlich zu erkennen giebt. Wer sich ertappen läßt, wenn er ein Tuch aus der Tasche zieht, der wird vom Bestohlenen sogleich der Polizei zur Bestrafung und Besserung übergeben; auch fehlt es nicht an vortrefflichen Herren, welche unsere Gesetze gegen derlei abscheuliche Verbrecher noch immer zu mild finden und alles Ernstes die Ansicht predigen, jeder Spitzbube müßte aufgehenkt werden! Dieselben Herren jedoch unterlassen nicht, Denjenigen „Mann von Ehre," der ihnen auf die listigste Weise, im Bündniß mit feilen Spießgesellen, tausend Friedrichsd'or gestohlen, zu ihren Diner's zu laden, damit er wo möglich Gelegenheit finde, seine künstliche Operation zu wiederholen. Ein solcher „Mann von Ehre" darf thun was er will: unbescholtenen Mädchen sein Wort brechen, nachdem er sie verführt; treuherzige arme Leute um ihren Nothpfennig betrügen; falsch spielen! — Das Alles schadet seinem Rufe nichts. Wenn er nur im äußersten Falle kein Duell refüsirt, so bleibt er, was

er ist: „ein nobler Kavalier,“ und der reiche Banquier sucht seinen Umgang, seelensfroh und höchst geschmeichelt, sich von ihm ausbeuteln zu lassen.

In Frankenstein anlangend, erfuhr ich, daß mein Bruder in der Nachbarschaft auf Besuch sey. Nach kurzer Ueberlegung glaubt' ich mir sagen zu können, wo er sich befinden werde? Das Landgut einer verwandten Familie liegt anderthalb Meilen von Frankenstein entfernt. Der gegenwärtige Besitzer, mit dem ich in der Breslauer-Erziehungsanstalt vereint geschmachtet und der, von zwei Brüdern der jüngere, in die Rechte und den Besitz des früh verstorbenen älteren Bruders getreten war, hatte sich, wie ich wußte, mit der Tochter meines leiblichen Onkels Wilhelm verheirathet. Dieser, sein Schwiegervater lebte abwechselnd bei ihm, oder in Frankenstein. Diese Verhältnisse, mit denen ich durch Hörensagen bekannt war, traten mir nach und nach wieder in's Gedächtniß, als der Hausknecht, den ich nach meinem Bruder fragte, mir den Namen des Onkels nannte. Ihn und seine Tochter hatt' ich seit dem Jahre 1822 nicht gesehen, wo sie, nach dem Tode meiner alten Pflegemutter, zur Auseinandersetzung der kleinen Erbschafts-Angelegenheiten in Breslau gewesen waren.

Meine Cousine war uns, mir und meiner ersten Frau damals wie ein frisches, derbes Landmädchen erschienen, ohne weiter ein besonderes Interesse einzuflößen. Des Onkels gedachte ich wie eines heitern, lebenslustigen Mannes, der sich der Gegenwart erfreuend, diese durch Erinnerungen an eine mehr als lustige Vergangenheit

auszuschmücken verstand und dessen fantastischen Erzählungen ich als Knabe oftmals gelauscht. Ich entschloß mich nun, wenn schon nicht ohne Besorgniß: ob das unerwartete Erscheinen eines durch sein Theatertreiben gleichsam außer adeligen Cours gesetzten Verwandten, dem Gemahl meiner Cousine willkommen seyn dürfte, zur Entdeckungsreise nach L. und traf daselbst an einem Sonntags-Morgen ein. Die erste Stunde war etwas peinlich. Weder Onkel noch Bruder waren am Orte. Der Letztere befand sich bei andern Freunden in der Nachbarschaft, der Erstere aber saß ganz ruhig in Frankenstein und ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ich unter seinen Fenstern vorüber gefahren. Mein Vetter Fritz wußte eigentlich nicht recht, was er mit mir, der ich ihm doch wie ein Vagabund erscheinen mußte, in seiner Winterruhe beginnen sollte? Die Damen — seine Gattin und eine Freundin derselben — waren in der Kirche. Noch hatte mein Postillon nicht ausgespannt. Ich stand auf dem Sprunge, wieder abzufahren. Das aber wurde nicht gestattet. Unsere Unterhaltung stockte von beiden Seiten. Wie zwei Leute die eben keine Berührungspunkte finden, suchte Jeder möglichst artig zu seyn, ohne daß wir einander näher gekommen wären. Bald verstummten wir Beide und ich starrte, meine Stirn gegen die Fensterscheibe gepreßt, hinab in den Hofraum, wo bereits der Winter schon wieder seine weiße Prachtdecke ausgebreitet. Da verkündete fernher dringender Orgelklang das Ende des Gottesdienstes. Einzelne Landleute, ihrem sonntäglichen Heerde zueilend, bahnten sich schmalen Weg durch den frischge-

fallenen Schnee und bald folgte, von weißem Schleier verhüllt, die erwartete Herrin des Hauses. Ich sah, wie sie im Vorübergehen den Postillon befragte, wen er ihnen gebracht? Von seiner Antwort nicht befriedigt, wendete sie ihren Blick staunend nach dem Fenster, wo wir standen und theilte dann der Freundin ihren Zweifel mit, wer da wohl gekommen seyn möchte? Schon aus ihrem Gange, ihren Bewegungen, war sie mir wie eine Andere erschienen, als ich zu finden erwartet. Nun trat sie ein — und statt jenes vernachlässigten Naturkindes, wie ich es in Ueberfülle jugendlicher Gesundheit kennen gelernt, stand eine schöne, zarte Frau, mit reinster Anmuth geschmückt vor mir, als hätte des edelsten Meisters Hand aus kaltem Stein das Bild einer Göttin geschaffen. So vollkommen war die Täuschung, daß ich an fremdem Orte und unter andern Verhältnissen niemals in dieser Dame meine Cousine erkannt haben würde. Eben so wie ihr Benehmen dem feinsten Tone guter Gesellschaft entsprach, eben so ungezwungen und natürlich war ihr Ausdruck, als sie mich erkannte und mich herzlich willkommen hieß. Augenblicklich gewann Alles um uns her ein neues Leben. Jede Verlegenheit schien verschwunden. Wie wenn ich seit Jahren dort heimisch gewesen wäre, fand ich mich in die Persönlichkeiten der Familie, als ob ich nicht nur dem Namen, nein, als ob ich auch der Wahrheit nach dazu gehörte. Es versteht sich von selbst, daß ich noch an diesem Tage nach Frankenstein zurückkehrte, um Onkel und Bruder abzuholen und daß ich dann so lange verweilte, als mit meinen bereits weiter getroffenen Anordnungen sich vereinbaren ließ. Dieser

ländliche Aufenthalt machte auf mich einen gar nicht zu beschreibenden Eindruck. Es war, seitdem ich, der Kindheit und ihren längst entschwundenen Träumen entwachsen, mich in der fremden Welt umhertrieb, zum Erstenmale, daß ich mich unter Menschen befand, die nicht eigene Wahl und Richtung meines Lebenslaufes mit mir in Verbindung gebracht, sondern die Blutsverwandtschaft — ein Wort, dessen Bedeutung mir stets ganz fern lag, woran ich nie dachte — mir näher stellte. Vielleicht hätte dieses Zusammentreffen ohne Ida mich ziemlich kalt gelassen? Durch sie aber, durch ihre huldreiche Freundlichkeit, gewannen auch ihre Umgebungen, bis zum Geringsten der Dienerschaft, für mich eine Beziehung, die mich an diesen Hausstand zu fesseln schien; es dünkte mich, als hätt' ich nun gefunden, was ich stets entbehrt, als wäre der Bruder meines Vaters, mein Vater selbst, als hätt' ich mit meinem Bruder, dem ich mich nun erst in gleicher Verehrung und Liebe für Ida näherte, von jeher zusammengelebt, als hätt' ich die freundlichen Kinder, die bald an mir hingen, schon in der Wiege gesehen.

Unvergeßlich bleibt mir die Nacht, wo ich bei wildem Schneesturm, in die Ecke des hin und herschwankenden Wagens gedrückt, die Rückreise nach Berlin antrat. Es war eine fürchterliche Nacht. Nur mit Drohungen vermocht' ich die Postillons zur Erfüllung ihrer schweren Pflicht zu bewegen, und daß ich beim Fahren durch die Finsterniß, sonst wahrlich kein Held, mich diesmal muthiger anließ, als meine Kutscher, mag wohl nur einem innern Sturme zuzuschreiben seyn,

der gewaltig genug wirkte, um den äußeren zu übertoben. Wie wenn ich von einem lang besessenen Glück scheiden und mich in drohende Gefahren stürzen müßte, so wähnte ich mich von Allem losgerissen, was mir lieb und theuer war. Erst mit dem wieder anbrechenden Tage kehrte mir die Besinnung zurück; erst mit dem Morgen erwachte mir jenes Bewußtseyn, daß meine Heimath dort winke, wo Weib und Kind meiner harrten, daß mir nicht beschieden wäre, in ländlicher Stille, fern vom Geräusch der großen Stadt, ein bequemes, friedliches Daseyn zu führen, daß die Pflicht der Selbsterhaltung mich nöthige, gegen das Leben, für mein Leben zu kämpfen, und daß ich vor einem anderen größeren Publikum wirken müsse, als vor jenem kleinen, leicht gewinnbaren, welches sich in Ida's behaglichen Gemächern um mich her versammelt hatte, wenn ich meine Lieder sang. Gleichwohl ließ der kurze Aufenthalt in L. einen lange nachhaltigen Zwiespalt in meinem Innern zurück; ich konnte nur mit heißer Sehnsucht an Diejenigen denken, die mir von Geburt so nahe stehend, auf meiner irren Laufbahn so lange fremd geblieben waren, die ich jetzt nur kennen gelernt, um zu empfinden, daß mich mein Geschick von ihnen trenne.

In Frankfurt a. O. wo die schöne, kluge, gute Generalin von Z., mir von Berlin aus bekannt, lebte und einen Kreis Derjenigen um sich versammelte, welche man die dortige Aristokratie nennen durfte, hatte ich mich von Grafenort aus gemeldet, um daselbst, was schon früher einmal besprochen worden war, einige Tage zuzubringen. Wenn ich hier die Bezeichnung „Aristokratie" gebrauchte,

so geschah dies nicht, weil gerade die Vornehmsten und Angesehensten jenen Kreis bildeten, sondern weil diese zufällig auch die am meisten Unterrichteten, Theilnehmenden, Edelsten waren. Es giebt in meinen Augen nur eine Aristokratie, ich meine diejenige, in welcher Geist und Gemüth sich verbanden. Wer diese abläugnen will, gehört für mich zum Pöbel, sey er meinetwegen im Purpur geboren. Wo aber Rang, Geburt und Besitz sich mit ihr vereinigen, ist sie mir doppelt werth; ich bin nicht so erbärmlich egoistisch, daß ich, im Staube des Weges mühselig zu Fuße wandelnd, Diejenigen hassen sollte, die mit vier Pferden vor mir einherfahren, weil ich sie beneiden müßte. Auch glaub' ich bemerkt zu haben, daß in einer gewissen Klasse von Demagogen, Liberalen, Communisten, — oder wie man sie nun bezeichnen will, die den Unterschied der Stände demoliren möchten und fortwährend Freiheit und Gleichheit predigen, — sich sehr viele engherzige, eigennützige, eitle Mundhelden befinden, die wenn sie in Besitz und Stellung gelangten, allen Hoch- und Uebermuth entwickeln würden, über den sie jetzt so bitter klagen. Mir ist, wie ich mich viel umher getrieben und auch den Höchsten gegenüber, meine persönliche Freiheit und Ehre, oft nicht ohne Opfer, bewahrt habe, durch lange Erfahrung deutlich hervorgetreten, daß nur die Aufgeblasenheit plötzlich reich gewordener Commerzianten, und neben dieser der Bettelstolz hungernder Edelleute unerträglich ist; daß sich hingegen mit wohlhabenden Leuten, die Namen und Eigenthum zugleich ererbten und dabei nur nicht ganz ohne Bildung blieben, immer noch am Besten

auskommen läßt. Wenn daher in Frankfurt, Denen, die nur durch Geist und Wissen galten, sich auch Häuser öffneten, wo der begründete Anspruch auf Vornehmheit herrschte, so störte dies die Geselligkeit im höheren Sinne des Wortes nicht nur nicht, sondern beförderte sie veredelnd. Ich glaube mich keiner eitlen Prahlerei schuldig zu machen, wenn ich, als zur Schilderung meiner Erlebnisse gehörig, unumwunden erzähle, wie es mir gelang, mir und meinen Talenten in Frankfurt a. O. jene Geltung zu erreichen, die sich auch auf die Person überträgt, die ihr Gönner und Freunde erwirbt. Oefters bin ich dort herzlich aufgenommen worden; immer haben mich die Besten als einen Gerngesehenen willkommen geheißen und heute noch, wo die Alles zerstörende Zeit auch jenen wahrhaft seltenen Verein hochgebildeter, liebenswürdiger Menschen und Familien aufgelöset hat, beweisen mir die Zurückgebliebenen, die jetzt vereinzelt dastehen, wenn ich mich dort zeige, daß in ihrer Erinnerung an vergangene schönere Tage mein armes Bild unvergessen seinen Platz behauptet. Tadle mich Niemand, daß ich mich hier so entschieden selbst lobe!? Ich will nur ehrlich bekennen: es wird noch schlimmer kommen. Wir nahen der Epoche meines Lebens, wo ich mancherlei Gutes von mir zu sagen habe, in sofern nämlich, als Andere es von mir gesagt und gedacht haben müssen, weil sie mir sonst nicht so unzweifelhafte Beweise ihres Wohlwollens, ihrer Theilnahme gegeben haben könnten. Es hilft nun einmal nichts, ich kann auch das nicht verschweigen, eben so wenig, als ich das Ueble verschwieg, dessen ich mich so häufig anzuklagen hatte.

Oft und viel ward ich angefochten wegen meiner „Bescheidenheit,“ wie sie's nennen, und Manche behaupten mir wohl gar in's Gesicht, ich zierte mich damit. Dem ist nicht so. Ich bin gar nicht so bescheiden. Ich bin nur wahr, bin nur aufrichtig; Das werd' ich bleiben, so weit es sich thun läßt (denn Alles kann man und darf man ja, wie schon öfters gesagt, bei'm besten Willen nicht erzählen, weil es Verhältnisse und Menschen verletzen würde, die noch existiren). — In dieser aufrichtigen Wahrheit werd' ich also genöthigt seyn, mich noch oft zu loben und wenn dies nach der Meinung mancher Leser jetzt zu oft geschehen sollte, so bitt' ich dieselben: gütigst erwägen zu wollen, daß wir uns im fünften Bande der „Vierzig Jahre“ befinden, daß die vier vorhergehenden, mögen sie noch so viel Thorheiten verkünden, doch auch hier und da von einem Saatkorn redeten, welches mir aufgegangen, und daß es jetzt in den letzten Theilen meines Werkes doch nothwendig eine kleine Erndte für mich geben muß.

Der vierundzwanzigste Dezember nahte sich, als ich wieder zu den Meinigen kam. Seitdem ich mit Julien verheirathet, die Kinder bei mir sah, hatten wir diesen Tag zwar schon einmal mit einander verlebt, aber in Darmstadt, in einer Gegend Deutschlands, wo, wie im Süden überhaupt, die Einwohner bei diesem Feste, mögen sie auch gegenseitig sich und die Kinder beschenken, doch nicht in solchen Taumel der Weihnachtsfeier verfallen, wie im Norden. Dergleichen Zustände sind unbedingt ansteckend. In Berlin ist es kaum möglich,

ruhig zu bleiben, wenn man genöthigt war, in den letzten Wochen vor dem heiligen Abend über die Märkte zu gehen und wenn man, umflattert von Fahnen, umschwirrt von Waldteufeln, von einem bunten Waarenlager zum andern schreitet. Bei mir gesellten sich noch die schlesischen Jugenderinnerungen, durch den Besuch in L. frisch erweckt, dazu. Was Wunder, wenn ich in eine völlige Besessenheit verfiel, den großmüthigen Freudespender zu spielen? Eins der größeren Zimmer, außer mir und einem vertrauten Diener Jedermann unzugänglich, wurde in einen Wald verwandelt. Duftige Nadelholz-Bäume, die statt der Tannzapfen unzählige bemalte Wachskerzen tragen mußten, erfüllten es schon einige Tage vorher und von früh bis Abend brachte ich meine Zeit in Gewölben, Läden und Buden zu, um zusammenzutragen womit ich Frau, Kinder, Schwiegermutter, Dienstleute und die eingeladenen Freunde des Hauses (an diesem Abende natürlich nur schlesische Landsleute) beschenken wollte. Alles geschmackvoll „aufzubauen," wie der Berliner es heißt, lies ich mir nicht nehmen; ich arbeitete daran, bei festgeschlossenen Fensterladen, gleich einem Bergmann im finstersten Schacht. Daß die Ausstattung meines „Aufbaues" mich weiter führte, als ich mit Rücksicht für eigene Mittel billigerweise hätte gehen dürfen, versteht sich von selbst. Wann überhaupt hätt' ich mich zu übertriebenen Ausgaben nicht gern und willig verleiten lassen, sobald es darauf ankam, Andern eine Freude zu machen? In dieser Beziehung blieb ich unverbesserlich, bis auf den heutigen Tag, wie reich ich auch an der

Erfahrung geworden bin, daß mir Niemand für meine selbstverschuldete Armuth dankt. Es ist mir übrigens unmöglich, hier ein kleines, an sich unbedeutendes Ereigniß zu übergehen, welches in jenen Tagen einen tiefen Eindruck auf mich machte und die Seeligkeit in der ich mich befand — (denn eine Art von Seeligkeit liegt allerdings darin, sein Geld mit vollen Händen wegzuwerfen und Geschenke für theure Personen einzukaufen!) — empfindlich störte. In einem jener Läden, wo Pfefferkuchen und Zuckerwerk zur Ausschmückung der „Pyramiden" verkauft werden, stand ich, zwei handfeste Träger, der durch meine Auswahl zu füllenden Vorrathskörbe, hinter mir und umgeben von einer Unzahl Käuferinnen. Dicht an meiner Seite befand sich eine sehr armseelig gekleidete, bleiche, sanft aussehende Frau, welche mit erstaunten Blicken den Paketen folgte, die mir vom Ladentisch herab für meine Körbe gereicht wurden. Eine der Verkäuferinnen, an die ich mich zunächst gewendet, fiel mir durch ihr zerstreutes Wesen auf; sie beantwortete meine Fragen unrichtig, als ob sie sich kaum die Mühe gäbe, darauf zu hören und erwies mir überhaupt nicht jene Aufmerksamkeit, welche einem viel kaufenden Kunden gewöhnlich zu Theil wird. Eben wollt' ich sie darüber zur Rede stellen, als sie plötzlich und mit so rascher Bewegung, wie etwa eine Katze macht, wenn sie die schon lange beobachtete Maus zu erhaschen eilt, über den Tisch griff und meine bleiche Nachbarin fest hielt.

Zugleich rief sie einer der im hintern Laden befindlichen Dienerinnen zu, man solle einen Polizeibeamten

herbei holen, der denn auch mit ungewöhnlicher Hast erschien, die Festgehaltene zu übernehmen. Die Aermste hatte, während ich einkaufte, einige Päckchen Pfefferkuchen heimlich, aber nicht unbemerkt, unter ihr zerrissenes Umschlagetuch zu bringen gesucht. Mit stromweis fließenden Thränen und herzzerreißendem Angstgeschrei bat sie um Entlassung; sie habe den Kindern doch auch etwas schenken wollen und kein Geld besessen! Sie wurde weggeführt. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich nachher fast schämte, für die von mir entnommenen Süßigkeiten mehr als zwanzig Thaler zu bezahlen. —

Unsere Häuslichkeit, unser Verkehr mit bedeutenden Menschen und ausgezeichneten Familien gestaltete sich immer angenehmer. Für den Umgang dieser Gattung giebt es keine Stadt in Deutschland, die darbietet was Berlin gewährt. Aber in dem Maaße, wie von dieser Seite uns das Glück zu begünstigen schien, indem es namentlich auch meiner Frau Freundinnen gönnte, entzog es ihr anderer Seits jede Lust, jede Freude bei Ausübung ihrer Kunst. Die weiter oben, gleich nach der Rückkehr von Darmstadt angedeuteten Mißverhältnisse wurden täglich mächtiger; Julie ging als Schauspielerin fast unter. Ich, als theatralischer Schriftsteller schien eigentlich für die Königstadt auch begraben. Meine früheren Stücke waren abgespielt. Neues hatt' ich seitdem nicht zu Stande gebracht. Und die Idee, mit der ich mich, wie oben erwähnt, umher trug, wollte keine äußere Gestaltung gewinnen, wollte, daß ich mich so ausdrücke: nicht Fleisch und Blut annehmen, wie klar ich sie auch in meinem Innern zu ahnen wähnte. Eine

Lokaltragödie wollt' ich schreiben, ein „Fest der Handwerker" so zu sagen, welches, wie dieses im niedrigsten Jargon beginnend, während seines Verlaufes sich zum Trauerspiel umwenden und in welchem die handelnden Personen, ohne sich äußerlich zu verändern, von Innen heraus und im Kampfe mit ihrem tragischen Geschick zu poetischen Helden werden müßten.

Was ich in diesem Stücke mit Julien wollte, wußt' ich ganz deutlich. Sie sollte, in der von ihr gleichsam geschaffenen Gattung als berliner Dienstmagd niedrigsten Standes erscheinen und als solche an sich und Andern erleben, was die Dichter sonst nur Marquisen und Gräfinnen auf der Bühne erleben zu lassen pflegen; dabei aber, ohne aus dem geistigen Kostüm ihrer Rolle zu treten, einen edlen, reinen, kräftigen Charakter entwickeln, der siegreich und versöhnend über den Gräueln der übrigens ächt melodramatisch gehaltenen Umgebung stände. — Das wollte ich! Darüber war ich mit mir einig. Nur über die Fabel des Stückes konnt' ich's nicht werden; ich war, wie der Berliner sich so klassisch ausdrückt, „mit dem Dämelsack vor den Kopf geschlagen!" Je mehr ich nachgrübelte, desto weniger fiel mir ein. Ich hatte nichts vor mir, als den Titel des Stücks und den Namen der Dienstmagd, welche „Dörthe" heißen sollte. Hundertmal fiel mir dabei die selbsterlebte Anekdote von einem alten kroatischen Edelmann ein, der in Wien (**1823**) mit mir plaudernd, einmal zu mir sagte (nachdem er vernommen, daß ich ein „Versmacher" sey): „Hören S', do hob' ich prächtigen Gedanken zu einem Stuck: Geht auf Vorhang! Scheint Mond! Sitzt

Madel an Brunnen und weint!" hier hielt er inne, indem er seinen langen Schnurrbart drehte. Nun weiter, weiter, rief ich. „Ja, weiter weiß ich nicht! Das Andere müssen Sie selber machen; wovor seyn' S Dichter?" Sehr richtig, mein Alter! Wovor seyn's Dichter? Er hatte seinen Göthe intus, ohne ihn gelesen zu haben:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!"

Und gerade mit dem Kommandiren wollt' es mir diesmal nicht gelingen. Doch aber war keine Zeit zu verlieren: mit jedem Tage wurde Juliens theatralische Stellung bedenklicher.

Da ging ich einmal, bei düsterm, weichlichem Winterwetter durch die Stadt, in einer niedergeschlagenen, dem Wetter entsprechenden Stimmung. Vom Werder'schen Markt in ein kleines Seitengäßchen, wenn ich nicht irre „die Schornsteinfeger-Gasse," blickend, sah ich drei Leute beschäftigt, Holz zu sägen und zu spalten. Zwei davon, ein Mann und eine Frau, hatten ganz das üble Ansehn, jener berüchtigten, von Kartoffel-Branntwein aufgedunsenen Menschenart, die Berlin eben nicht zur Zierde gereicht. Der Dritte, ein junger, hübscher, schlanker Mensch, in verbrauchter Soldatenjacke, schien, obgleich fleißig arbeitend, zu diesem Gesindel gar nicht zu gehören. Ich blieb an einem Brunnen stehen und beobachtete die drei Personen, die in ihrer Gruppirung ein förmliches Genrebild abgaben, so lange bis das Weib, mit einigen derben Redensarten mich vertrieb. Aus den Gedanken, die ich, nun rüstig weiter wandernd, an dies Kleeblatt knüpfte, entspann sich mir, ohne daß ich

mich darum bemühte, die Fabel eines Drama's. Spät erst, nachdem ich mindestens drei Stunden lang umhergelaufen war und in Träume versenkt, so manchen Stoß gegeben wie empfangen hatte, langt' ich in meinem Arbeitsstübchen an, wo ich noch in derselben Nacht, das Scenarium des neuen Stückes entwarf. Daraus entstand denn, und zwar in der verhältnißmäßig sehr kurzen Frist von höchstens zehn Tagen, das bürgerliche Drama „Ein Trauerspiel in Berlin," in welchem die längst vorher geahnete „Dörthe" Hauptfigur wurde und worin auch meine Holzhacker aus der Schornsteinfeger-Gasse ihre Plätze fanden; einer derselben unter dem Namen Nante, welcher letztere durch Beckmann's originelle Darstellung und späterhin daraus hervorgehenden Schwank gleiches Namens, ein symbolischer Typus zu werden vom Schicksal bestimmt war.

Nicht ohne Widerspruch gelang es mir, die Arbeit, auf deren Erfolg ich große Hoffnungen setzte, zur Darstellung angenommen zu sehn. Die mächtige Gegenparthei meiner Frau mochte wohl spüren, auf welche Seite diesmal die Zurücksetzung fallen sollte. Madame L. weigerte sich lange, die ihr zugedachte Rolle der koketten Welt-Dame zu übernehmen und da dem Verfasser das Recht der Besetzung nicht abgestritten werden konnte, so bemühte man sich, das Stück im Ganzen anstößig zu finden und ließ kein Mittel unversucht, die Aufführung zu hintertreiben. Glücklicherweise war gerade fühlbarer Mangel an Neuigkeiten eingetreten und da mein Stück weiter keine Kosten an Garderobe oder Dekorationen verursachte, so bracht' ich es glücklich da-

hin, daß es studirt wurde. Im Publikum herrschte die, offenbar von einem Theile des Theaterpersonal's verbreitete, Meinung: eine kürzlich in der Umgegend von Berlin verübte, grausame und gemeine Mordgeschichte bilde den Mittelpunkt meiner Arbeit; man war darüber schon im Voraus erbittert und der Entschluß, das Stück unter jeder Bedingung auszupfeiffen, stand so fest und wurde so entschieden ausgesprochen, daß nun, um dies Vergnügen ja nicht zu stören, sogar die bisherigen Widersacher mit Eifer an die Förderung desselben gingen. Auf den 24. März 1832 war die erste Aufführung angesetzt. Ich hatte die Proben mit angesehen, und obschon ich mich in denselben überzeugt, daß Julie ihre Dörthe vortrefflich geben werde, mir doch, eingeschüchtert wie ich durch unzählige bis an mich gelangende Gerüchte wurde, fest vorgenommen, der Aufführung nicht beizuwohnen. Die Stunden, welche ich nach Beendigung der Hauptprobe verlebte, will ich nie vergessen. So mögen sie dem Elenden vorüber schleichen, dem das Todesurtheil vorgelesen, dem aber durch einen milden Richter noch entfernte Aussicht auf mögliche Begnadigung gelassen worden ist. Es stand für uns Alles auf dem Spiel. Drang die gefürchtete Kabale, von der alle Leute sprachen, wie

„vom Drachen, in seiner einsamen Höhle, desto schrecklicher weil niemand ihn sieht,"

wirklich durch, fiel mein Stück, dann durfte auch Julie nicht auf Anerkennung ihres Spiel's rechnen; sie wurde unter den Trümmern meiner stürzenden Hoffnungen mit begraben. Ich mußte wider Willen an jenen Abend

denken, wo das mißlungene Zauberspiel „die Droschke“ ausgepfiffen worden, wo die Stimmführer und Tonangeber im Parterre nicht mehr solchen, sondern vielmehr Straßenjungen glichen, die bissige Hunde gegen einander hetzen und sich jauchzend freuen, wenn Blut fließt.

Ich hörte schon wieder die jubelnd-gellenden Töne; ich sah schon wieder die arme Frau, ihre Thränen mühsam hinunterkämpfend, mit schwer zu behauptender Fassung vor den Lampen zittern; ich fühlte die unbeschreibliche Angst der Erwartung, gegen welche Gewißheit des größten Unglücks nur Kinderspiel scheint, fieberisch durch meine Glieder ziehen und schlich von Zeit zu Zeit in meiner Frau Zimmer, mir bei dieser, welche in weiblicher Riesenstärke an ihrer Näherei saß, einen Blick des Trostes, ein Wort der Beruhigung zu holen. Ich bin, sagte die kleine Heldin, auf das Schlimmste gefaßt und will mich durch nichts irre machen lassen; meine Rolle führ' ich bis zu Ende durch und wenn sie mit Aepfeln auf die Bühne werfen sollten. Aber, fügte sie lächelnd hinzu: du brauchst dich nicht zu quälen, ich weiß es, ich fühl' es: Alles wird gut gehen!

Gegen vier Uhr Nachmittags ließ sich Raimund melden. Ferdinand Raimund war eben in Berlin eingetroffen, um eine Reihe von Gastrollen auf dem Königstädter Theater zu geben. Ich kannt' ihn von meinem ersten Aufenthalte in Wien, wo ich ihn aufgesucht hatte, entzückt von seinem komischen Genius, der, als ich ihn zuerst bewunderte, noch in seiner ursprünglichen Naivetät, eigentlich frischer und unbefangener gewaltet, als nachher. Raimund trat mit den Worten bei mir

ein: ich weiß wie Einem zu Muthe ist, der ein neues Stück geben läßt; deshalb komm' ich jetzt zu Ihnen, um Ihre Angst ein wenig zu zerstreuen. Ich mußte mich zwingen, für seinen guten Willen dankbar zu scheinen und dieser Zwang, der mich meiner grübelnden Einsamkeit gewaltsam entriß, that mir doch gut. Wir geriethen in's Plaudern über Wien, dabei rückte die Theaterzeit rasch genug heran. Raimund rüstete sich zum Gehen und wartete, die Thüre in der Hand, daß auch ich mich fertig machen sollte. Als ich ihm sagte, ich würde das Theater heute nicht besuchen, wollt' er's durchaus nicht glauben. Das sey unmöglich, rief er aus; so viel Resignation könne kein Autor haben; man wolle doch wissen, was geschähe? Und so weiter. Ich hatte die größte Mühe, ihn davon abzubringen, daß er mich mit Gewalt fortschleppte, worauf er durchaus bestand. Als er mich verlassen, hüllt' ich mich in meinen Mantel und ging, unterm grauen Märzhimmel, der sich bald in feinen Staubregen lösete, in die Abenddämmerung hinein, die menschenleeren Wege verfolgend, welche zu den Bretterzäunen des Köpnicker Feldes führen, eine Gegend, welche damals durchaus keine Spuren glänzender Residenz trug, in welcher jedoch jetzt, wie ich vernehme, neue Städte aufwachsen sollen. Dort trieb ich mich, wie wenn ich selbst zu dem Diebsgesindel gehörte, desgleichen im Trauerspiel vorkommt, ungesehen und nur von heiserm Gebell der Kettenhunde verfolgt, bis zum völligen Einbruch der Finsterniß umher. Um acht Uhr war ich wieder zu Hause. Die Kinder, noch mit ihren Lehrarbeiten beschäftigt, empfingen mich mit der Nachricht:

vor einer Minute wär' ein fremder Herr hier gewesen, der, nachdem er sehr heftig angeläutet, nur den Kopf zur Hausthür hereingesteckt und geschrieen habe: „Es geht gut, stürmischer Beifall!" Dann sey er eben so rasch verschwunden. An seiner Hand, die den Griff der Thüre gehalten, hätten sie bei'm Schein der Lampe einen Siegelring flimmern sehen. Aus der Beschreibung dieses Ringes entnahm ich, daß der nächtliche Siegesbote kein Anderer seyn konnte, als Raimund, der mich daheim gewähnt und mir in meiner bangen Einsamkeit den glücklichen Fortgang der Schlacht melden wollen. Aber war sie deshalb total gewonnen? Konnte nicht noch am dritten Akte, der eben während ich Kunde vom Gelingen der zwei ersteren erhielt, gespielt wurde, das Ganze scheitern? War nicht gerade dieser dritte Akt, der eigentlich weiter nichts enthält, als eine in die, streng betrachtet höchst undramatische, Form eines Kriminal-Verhörs gekleidete Rekapitulation des Vorhergegangenen, der gefährlichste? Nun erst begann ich, mich so recht zu ängstigen. Ich legte die Uhr auf den Tisch, von Minute zu Minute berechnend, wie weit sie auf der Bühne seyn könnten und mit jeder Minute nahm meine Spannung zu. Etwas Aehnliches hatt' ich noch niemals empfunden. — Jetzt hör' ich den durch die Stille des Abends dröhnenden Schall der Hausglocke; eh' noch die Dienstboten aus der Küche vordringen können, steh' ich schon an der Thür, öffne, erwarte meine Frau zu sehen und den Diener der sie geleitet, — da erblick' ich vor dem kalten Regen fest vermummt, Beckmann. „Bin ich der Erste?" fragt dieser. Und als ich, kaum

begreifend, was er mit dieser Frage meint, dies bejahe, brüllt er: „Hurrah!!" und ist auch schon verschwunden. Indem ich seinen Tritt die öde Holzmarktstraße entlang am Eingang zur Alexanderstraße verhallen höre, vernehm' ich zugleich rasche Schritte, die sich nähern. Der alte Diener mit dem „Theaterkorb" voran. Dann meine Frau, der dicke Schall neben ihr keuchend, Wilibald Alexis, andere Freunde.... bald war die kleine Hütte voll! Ich brauchte nicht zu fragen, wie's gegangen? Ich las es in den Augen der armen Julie, verstand es aus dem beredten Händedrücken der Theilnehmenden. Erst bei'm kleinen trauten Mahle, wo Jeder zum Besten gab, was er gesehn und gehört, wie es ihm erschienen, welche Eindrücke er bei diesem oder jenem Auftritt gehabt, — erst da fing ich an, mich recht zu freuen. Und ich stehe nicht an, es auszusprechen: wenn es wirklich wahrhaft glückseelige Stunden im Erdenleben eines Schriftstellers giebt, so sind sie ihm beschieden, nach einem solchen Abend der quälendsten Seelenpein, wo er sich, von Freunden umgeben, des glücklichen Erfolges freut und aus jedem Worte, welches gewechselt wird, neue Nahrung für sein Glück saugt. Mehr als der Beifall aber, der mir, dem Verfasser, zu Theil geworden, erfreute mich jener Triumph, den Julie als Darstellerin errungen. Mein Drama wurde als ein keckes, höchst fremdartiges, wenn auch wirksames und eigenthümliches Wagstück bezeichnet. Juliens Dörthe galt bei allen Menschen, die nur irgend etwas vom Theater verstehen, für ein in seiner Art vollendetes Meisterwerk, wo bis in die kleinsten Details hinein, Wahr=

heit und Natur sich zur wirklichen Kunstleistung erhoben. Und darauf durft' ich stolz seyn, daß es mir gelungen, den rechten Ton für sie zu treffen und in meiner Ausführung dieser noch nie auf der Bühne da gewesenen Rolle, die ich billig meine Erfindung nennen durfte, Alles zu vermeiden, was sie von dem Gebiete der Natürlichkeit, auf den Weg manierirter Künstelei hätte verlocken können. Ihr Credit als Schauspielerin war wieder hergestellt.

Das „Trauerspiel in Berlin" machte in Berlin Aufsehen. Man sah sich's an, um sich zu „jraulen" — und um sich rühren zu lassen. „Es weint sich nirgend so gut, als in Ihren Stücken!" — sagte eine junge Dame zu mir — „und das Trauerspiel in Berlin geht noch über Lenoren!" Doch war mir nicht beschieden, auf meinen Lorbeern zu ruhen, was man die ersten acht Tage nach einem Erfolge sonst so gern und so behaglich thun mag. Ein Todesfall, längst erwartet und dennoch ganz Europa erschütternd, regte mich zu rascher Thätigkeit auf. Vor mir, neben dem oft in verstohlener Wonne betrachteten Anschlagezettel meines vorgestern gegebenen neuen Stückes, lag eine Karte mit schwarzem Trauerrande; auf dieser stand zu lesen:

„Gestern Vormittags halb zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Großherzogl. Sächsische wirkliche Geheimerath und Staatsminister

Johann Wolfgang v. Göthe,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflusse in Folge eines nervös gewordenen Katharralfiebers. Geisteskräftig

und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im dreiundachtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

Ottilie v. Göthe, geb. v. Pogwisch,
zugleich im Namen meiner drei Kinder."

Der Gedanke einer Todtenfeier auf dem Königstädter Theater wurde um so lebhafter, seine Ausführung erschien um so wünschenswerther, als mit Gewißheit verlautete, daß bei'm Königl. Hoftheater jede offizielle Anordnung einer ähnlichen Feierlichkeit auf unbesiegbare Widersprüche stoßen dürfte. Herr Cerf war glücklicherweise bald dafür gewonnen und ging sogleich auf meinen Antrag ein, mir die Anordnung des Ganzen zu überlassen. Kapellmeister Gläser (jetzt bei der Königl. Oper in Kopenhagen) war, als Mann der raschen That, mit unermüdlichem Fleiße bereit, mir die Hand zu reichen. Wer in meinem „Theater" pag. 405 nachschlagen und dieser „Todtenfeier" nur einen flüchtigen Blick gönnen will, wird leicht einsehen, daß die Sache, bei mannigfach widerstrebenden Elementen, keine Kleinigkeit war und daß Autor, Compositeur, Schauspieler und Sänger sich rühren mußten, um in einem Zeitraum von nicht viel mehr als acht Tagen die mit Begeisterung gestellte Aufgabe einigermaßen würdig zu lösen*).

---

*) Herr General-Musik-Direktor Spontini, meldete sich, nachdem er von unserm Unternehmen gehört, als Genosse desselben. Wir mußten auf unserer kolossalen, auf zwei großen zusammengeklebten Bogen prangenden Affiche extra anzeigen: „Großer Trauermarsch" eigens komponirt von — und nun folgten alle seine Titel. Aber vergebens warteten wir auf die Zusendung; erst

Ich, — in dessen Seele der Wunsch, noch einmal wieder die Bretter zu besteigen, immer fortlebte, — benützte diese Gelegenheit, mich in die Reihen der Darstellenden zu mischen. Ich ließ einen Faust erscheinen, der im einleitenden Gespräche mit dem Regisseur, sich als zauberbegabten Ordner des Festes verkündigte, und dieser Faust war ich selbst. Ich erschien übrigens nur in der ersten Scene und brachte die Nachricht von Göthe's Tode, durch deren schlichte Ausführung in einfachen Versen, die ich eben so schlicht und einfach vortrug, eine, ich darf es sagen, große Wirkung hervorgebracht wurde. Dabei gerieth ich mit der Censur in einen seltsamen Konflikt. Jene schöne Zeit, wo Kunowski als Syndikus der Aktiengesellschaft die Censur gehandhabt, war entschwunden. Seit Herrn Cerf's Antritt wurde dies für ein Theater so wichtige Amt durch den Geheimen Hofrath Herrn John verwaltet, einen sehr freundlichen, gutmüthigen Polizeibeamten, (der früher sogar als Hausgenosse bei Göthe gelebt!) doch in seiner nach mancher Seite hin kitzlichen Stellung, voll von Rücksichten und Bedenklichkeiten. Dieser sonst wirklich humane, gefällige und mir stets mit mildester Herzlichkeit gewogene Censor fand eine Stelle in meiner ersten Scene, wo ich mit dem Regisseur die Berechtigung erwog, die ein Theater zweiten Ranges zu solcher Todten-

---

in der General-Probe empfingen wir die noch nicht trockenen Orchesterstimmen, — und als sie aufgelegt wurden, erkannten die Musiker lauter alte Bekannte, aus Nurmahal, Olympia u. s. w. — Die Quelle aus welcher einst die himmlischen Klänge der Vestalin geflossen, war längst versiegt.

feier haben könnte, anstößig in Beziehung auf's Hoftheater und um sicher zu gehen und seinen Rücken zu decken, strich er sie fort, obgleich sie vollkommen unschuldig war. Ich erklärte auf der Hauptprobe, daß ich sie dennoch sprechen würde und daß ich jegliche Verantwortung auf mich nähme, was ich um so leichter thun konnte, da gleichzeitig mit der Aufführung auch der Druck des Ganzen vorbereitet worden und in diesem — der gewöhnlich und überall in Censurangelegenheiten vorherrschenden Consequenz gemäß — die Stelle nicht gestrichen war, weil der für die Drucksachen beauftragte Beamte nichts darin gefunden hatte. Irgend einer der Direktionsspione, — denn diese Bestien gedeihen im sumpfigen Boden jenes Theaters vorzüglich, — muß den Herrn Inhaber und dieser den Censor von meiner kühnen Absicht unterrichtet, letzterer das Manuskript noch einmal zurückgefordert haben — Gott weiß!? — kurz, wie ich des Abends an die bewußte Stelle komme, schlägt mir der Souffleur, den ich gewiß nicht brauchte, den ich aber doch auch wider meinen Willen hörte, andere, viel später erst folgende Worte an. Ich pausire und werfe ihm einen drohenden Blick hinab. Er schüttelt den Kopf, zuckt mit den Achseln und giebt mir pantomimisch kund, daß die anstößigen Blätter mit dickem Kanzelei-Zwirn unlösbar fest zusammengenäht sind. Ich winke ihm zu schweigen und rede nun ruhig fort, wie ich will. Jetzt soll mein Partner, der Regisseur antworten. Der aber kann nicht entgegnen, wenn er nicht das Orakel im Loche vernimmt; er blickt wehmüthig hinab und empfängt nun die nächsten Worte die

über die gestrichene und vernähte Passage hinaus liegen; diese faßt er auf, spricht sie — (sie paßten natürlich auf Faust's letzte Rede, wie die Faust auf's Auge!) — und mir bleibt nichts übrig als nachzugeben und auch weiter zu springen. Ich habe niemals entdecken können, welche Hand so eifrig im Dienste der heiligen Censur gewesen ist? Mein guter Geheimer Hofrath schwur hoch und theuer, daß er keinen Theil daran habe. —

Die Göthe'sche Todtenfeier dauerte von sechs bis gegen elf Uhr. Dennoch hielt das aufmerksame Publikum im überfüllen Hause bis zum Schlusse redlich aus. Und nachdem endlich sämmtliches Personale — eben nur Figuren aus Göthe's Dichtungen — bei der Büste des Verstorbenen vorüberziehend, seine Kränze am Fußgestell niedergelegt hatte, war man so aufmerksam, mich hervorzurufen, damit auch ich, der im Zuge nicht erscheinen konnte, Gelegenheit fände, meinen Kranz darzubringen.

Am vierten April hatte Raimund seine erste Gastrolle in der von ihm aus alten Mährchen zusammengewobenen bezaubernden Zauberposse: „der Diamant des Geisterkönigs" gegeben, und zum Theil durch seine eigene Schuld, weil er die kindische Eitelkeit durchführen wollte, als hochdeutscher Komiker zu erscheinen, eine ganz matte Aufnahme gefunden; ja, die Berliner hätten ihn radikal durchfallen lassen, wenn nicht ein Dutzend seiner Verehrer, — die ihn eben in Wien verehren lernen, und zu denen auch ich gehörte, — mit wirklich riesenhafter Anstrengung für ihn in's Zeug gegangen wären. Spä-

ter fand er, besonders im „Bauer als Millionär" lebhaftere Aufnahme; aber so recht entschieden drang er nicht durch und der ihm reichlich gespendete Beifall galt weniger der augenblicklichen Wirkung seines Spiels, als der anerkannten Berühmtheit seines Namens. Es sey mir vergönnt ein Wort über ihn zu sagen, obwohl ich mir vorgenommen, in diesem Buche jede kritische Abhandlung über Schauspieler und Schauspielerinnen zu vermeiden. Raimund macht in sofern eine Ausnahme, als bei ihm der Schauspieler nicht mehr ohne den Dichter gedacht werden kann.

Ich habe im vierten Bande (pag. 84) von dem Eindrucke gesprochen, den Raimund in Wien auf mich hervorgebracht und dabei die Worte gebraucht: „noch nicht durch hochstrebende poetische Fantasieen aus der Bahn eines naiven Komikers gelenkt u. s. w." Ich wollte dadurch andeuten, daß mir jener Raimund vom Jahre 1823 ergötzlicher schien, als der andere vom Jahre 1832. Um das deutlich zu machen, muß man erwägen, wie er zum Komiker wurde, wider seinen Willen. Er wähnte sich zum tragischen Schauspieler, zum Charakter-Darsteller und Intriguant berufen und spielte bei den kleineren Truppen, denen er anfänglich gehörte, Franz Moor und was dazu gehört. Als er dann auf dem Leopoldstädter Theater, nachdem seine vis comica gelegentlich erkannt und durch verschiedene Schriftsteller benützt worden war, glänzte und gewissermaßen zum Liebling der großen Stadt wurde, grollte sein Stolz mit diesem Ruhme, der ihm nicht edel genug für die höheren Bestrebungen eines poetischen Gemüthes galt. Wenn nun auch die zuerst

von ihm geschriebenen Stücke, z. B. „der Barometermacher" noch unverkennbare Spuren alter, Leopoldstädter Umgebung trugen, so versuchte er doch schon im „Diamant des Geisterkönigs" einen höhern Flug und ging dann, bei späteren Arbeiten aus dem Felde kindlicher und naiver Allegorie in symbolische, ja mystische Regionen über (wie denn auch einige seiner Gegner behaupten wollten, er habe das Beste aus jenen in Tyrol von Landleuten aufgeführten „Mysterien" geschöpft). In dem Grade, wie er sich durch seine poetischen Produktionen zu erheben glaubte und zum Theil auch wirklich erhob, ging ihm die frohe Unbefangenheit verloren. Als er auf den Leopoldstädter Brettern die oft oberflächlichen Farcen spielte, die man für ihn schrieb und die er verachten zu dürfen meinte, weil er darüber stand, wirkte die ruhige Trockenheit, aus der nicht selten eine Art von Unwillen über sein Glück im Possenhaften blitzte, um so gewaltiger, je weniger die Absicht zu Tage kam, komisch seyn zu wollen; er schien gar nicht zu ahnen, daß er für einen so großen Komiker galt, ja es war, als wollt' er es nicht wissen. Das hörte auf, seitdem er durch seine eigenen Stücke zwiefachen Ruhm geerndtet; nun legt' er Werth auf jede Silbe, hob die einzelnen Scherze betonend heraus, suchte sie durch eigens ausgedachte Bewegungen und Winke zu steigern und gab Allem eine Wichtigkeit, die tiefberechnete Absicht verrieth, deshalb aber endlich bei steter Wiederholung derselben Rollen zur Manier werden mußte. Der Augenblick schuf nicht mehr bei ihm, wie sonst. Einmal wie Allemal traten bei gewissen Worten dieselben

Nüancen ein und jedes Fingergliedes Zuckung war studirt. Ich weiß mich zu erinnern, daß er in Berlin, ehe noch die Theater-Proben vom „Diamant des Geisterkönigs" begannen, jene (für mich ekelhafte) Scene, wo Florian zu den Füßen seines Herrn Krämpfe bekommt, mit dem jungen Schwanfelder mindestens hundertmal durchmachte und jedesmal zeigte er genau auf dasselbe Stichwort, dieselbe Verrenkung der im Krampfe zitternden Gliedmaßen. Auch nahm er es höchlichst übel, wenn man bei Stellen, wo er als Tragiker wirken wollte, über ihn lachte. Und das geschah in Berlin häufig, weil die Leute einmal gehört hatten, dies sey der berühmte Wiener Komiker und weil sie nun auch ihr Geld ablachen zu müssen glaubten. Er war denn auch niemals zufrieden, fand sich eigentlich nie genugsam geehrt, so daß ich immer über ihm zu trösten hatte. Seine Eitelkeit ging, die Wahrheit zu sagen, über alle Grenzen, und Saphir sagte (später einmal in Wien) sehr treffend von ihm: Wenn Raimund erfährt, man habe ihn den größten dramatischen Dichter, (Schauspieler nebenbei), aller Nationen genannt, mit dem bescheidenen Vorbehalte, daß doch auch einige Engländer, Spanier, Franzosen und Deutsche beachtenswerthe Versuche in dieser Gattung geliefert, so geht er gewiß in der Stadt herum und jammert über Kabale." Das klingt übertrieben, boshaft, — und wenn es dieses Beides wäre, so ist es daneben doch wahr. Begegnete doch mir, seinem treu'sten und thätigsten Anhänger in bester Meinung, ihn heftig zu erzürnen, als in Berlin „die gefesselte Fantasie" nach meiner Meinung sein schönstes

Werk (weshalb es auch vielleicht dem Publikum am wenigsten gefiel?) an die Reihe kam. In diesem wahrhaft poetischen Spiele, wird ein junger arkadischer Schäfer und Königsohn, der mit Gesängen um eine Prinzessin werben will, plötzlich unfähig gemacht zu dichten, weil durch tückische Zauberschwestern die Fantasie gefesselt und verhindert worden ist, ihn, ihren Günstling zu besuchen. Sie aber ruft Vater Zeus zur Hilfe auf, die Fesseln sinken vor olympischen Blitzen und sie kommt eben noch im rechten Moment, ihren traurig verstummenden Hirten zu siegendem Preisgesange zu begeistern. So begeistert hatte nun der gute Amphion ein vom Autor verfaßtes Poem vorzutragen, welches die schwächste Partie des Stückes war; Raimund besaß wohl innere Lyrik, aber jede rhytmische Beherrschung der Form ging ihm ab, wie vielleicht Jedem, der nicht mindestens einen Anflug klassischer Schulbildung bewahrt. Ich schlug ihm also vor, hier, wo die Fantasie gewissermaßen selbst durch den Mund des jungen Sängers redet, wo also jedes von ihm, oder jedem andern modernen Schriftsteller angebrachte Erzeugniß nach Anmaßung riechen müsse, irgend ein passendes Gedicht eines großen Deutschen einzulegen. — „Ja, ist denn mein Gedicht nicht schön?“ sagte Raimund, und zeigte sich so beleidigt, daß ich augenblicklich linksum machte. — Ob nun diese reizbare Eifersucht, diese Sehnsucht nach Ausschließlichkeit im Besitze des allgemeinen Beifalls, nicht vielleicht ein unentbehrliches Requisit des produzirenden Poeten seyn könnte, welcher zugleich reproduzirender Darsteller ist?? Und ob nicht trotz dieser allerdings krankhaften

Anmaßung, ein von niedrigerem Neide freibleibendes Gemüth in ruhigen Stunden alle Verdienste, auch seiner noch lebenden Nebenbuhler, freudig anzuerkennen vermöge?? Das sind Fragen, die man mit Ja zu beantworten sehr geneigt wird, wenn man Raimund genauer gekannt und beobachtet hat. Einer That der Gemeinheit, wie sie oft leider sogar von bedeutenden Künstlern und Schriftstellern ausgeübt wird, um Andern ihre Erfolge streitig zu machen, war er schlechterdings unfähig. Er war ein kranker, aber auch ein edler Mensch. Und daß es Zustände körperlicher, — oder soll ich sagen: geistiger? für mich fließen beide in eins zusammen! — Krankheit giebt, die auch den edelsten Willen zu umnebeln im Stande sind, — dafür bürgen, sollt' ich meinen, unsere Narrenhäuser. Es gab Tage, wo der Berliner von Raimund sagen durfte: er ist ein Narr! und wo der Wiener hinzufügte: aber doch ein lieber Narr!

Ich kenne zwei seiner Stücke, in denen er sich mit seinen tragischen Grillen und Thorheiten am weitesten vom Ziele verirrt hat: „Moisasur's Zauberfluch" und die „unheilbringende Zauberkrone," da ich beide nie aufführen sah, nur aus seinem mir unter vier Augen gegönnten Vortrage. Beide enthalten neben ganz tollen und halbverrückten Ausschweifungen tiefe poetische Schönheiten, konnten aber niemals darstellbar werden. Doch seine übrigen Dichtungen, — man nenne mir doch nur einen Menschen, dem es gelungen ist, so gewaltig zu wirken, einen deutschen Theaterdichter, dessen Popularität von Wien nach Hamburg, von München nach

Berlin reicht. Ihm war es vorbehalten, im mährchenhaften Gewande, einem Zauberer gleich, durch Anmuth seiner Scherze, wie durch Thränen menschlicher Rührung eine Sprache zu erfinden, die Süden und Norden, sonst so scharfe Gegensätze, verbindet. Hier wie dort sind seine Dramen mit ihm, und ohne ihn, gut oder schlecht dargestellt, verstanden oder kaum aufgefaßt, überall sind sie gespielt worden, haben unzählige Einnahmen gemacht und behaupten sich heute noch auf allen Repertoir's. Etwas Aehnliches giebt es gar nicht mehr und hat es niemals gegeben. Niemals hat ein Dichter, dessen Stücke auf den besten deutschen Theatern Furore machten, seinen Ursprung von einem für Lokalpossen bestimmten Wiener Vorstadttheater hergeleitet. Raimund hat es gethan. Dieselben Dramen, an denen sich ganz Deutschland erfreute und heute noch erfreut, sind aus dem Leopoldstädter „Kasperl" hervorgegangen und Ferdinand Raimund mit ihnen. Für dieses Volkstheater schrieb er. Und dorthin zog er, mit unwiderstehlicher Gewalt, die beste Gesellschaft Wiens, das Volk und den Pöbel, von Allen gleich vergöttert. Während Logen und Sitze erfüllt waren, mit Allem, was vornehm, reich, gebildet heißt, das Parterre mit Gelehrten und Künstlern, saßen auf den obersten Galerieen Donauschiffer und „Kappelbuben," welche bei großer Hitze ihre Aermelwesten abzogen, um desto bequemer ihre brennheißen Würstel verzehren und mit einer Kanne Bier hinunter schwemmen zu können. Und die allgemeine Losung hieß: Raimund!

Im April oder Mai des Jahres **1832** ist es, glaub' ich, gewesen, daß ich den Auftrag erhielt, für die häufig in Potsdam befohlenen Darstellungen der Königl. Schauspieler, ein kleines Lustspiel zu liefern. Ich erfüllte diesen Auftrag in kürzester Zeit und reichte der Generalintendanz die einaktige Posse: „Margarethe" ein, welche sogleich zur Aufführung angenommen und für Potsdam benutzt wurde. Es mag einen Maasstab abgeben, für die Betrachtung: von welcher Seite man damals bei'm Königl. Hoftheater, überwacht und beschränkt durch das Kuratorium des Herrn Geheimerath Tzschoppe, zu ökonomisiren suchte, wenn ich versichere, daß mir diese, bei mir bestellte, in wenigen Tagen und Nächten ausgeführte, nicht aus dem Französischen übersetzte, dramatische Arbeit, außerdem noch von Regie und Schauspielern mit Lust und Liebe behandelt, „pour les menus plaisirs" verwendet, mit zwanzig Thalern bezahlt wurde. Für den „dummen Peter" dessen zwei lange Akte beinah den Abend füllten, hatt' ich deren Vierzig bekommen. Doch über dieses Honorar hätte ich kein Recht gehabt, mich zu beschweren, da ich jenes Stück aus eigenem Antriebe eingereicht und da einmal angenommen war, den Akt mit zwanzig Thalern zu bezahlen. (Ausgenommen bei Raupach's Arbeiten; ihm waren bessere Bedingungen zugestanden.) Im Gespräch mit einem Beamten des Ministeriums äußerte ich zufällig ein Wort über so handwerksmäßige, durchschnittliche Bezahlung, die auf den Akt zwanzig Thaler schlug, ironisch beifügend: der Honorarfuß sey streng genommen noch viel zu hoch; denn andere Königl. Hoftheater zahl-

ten bedeutend weniger. (Ich hatte wirklich von einem solchen, kurze Zeit vorher für Buch und Partitur des dreiaktigen Originalschauspiels: „die Majoratsherren" Zwölf Thaler empfangen.) Jener Beamte, wahrscheinlich in abhängiger Stellung zu ihm, erzählte dem Herrn Geheimerath Tzschoppe, mit dem übrigen Inhalt meines Gesprächs, auch die unglückliche Bemerkung über die viel zu hohen Honorare; der Herr Geheimerath nahm sie für ernsthaft gemeint, und nicht lange nachher erging von Seiten des Kuratoriums eine Ermahnung an die General-Intendantur, sparsamer zu seyn und ihren großmüthigen Verschwendungen für das genus deutscher Poeten, Einhalt zu thun.

Es ist hier der Ort, eines Mannes zu gedenken, der geliebt von Allen die ihn kannten, im Besitz der reichsten Gaben, geziert durch körperliche wie geistige Schönheit, in meinen Lebensweg trat und mich mit seinem Vertrauen, mit seiner Freundschaft beglückte. Otto von Pirch war, als ich noch in Darmstadt weilte, Mitglied der literarischen Gesellschaft geworden; bei meiner Rückkehr fand ich ihn und wir fanden uns bald. Er brachte mir, nachdem wir uns genauer kennen gelernt, das Manuscript seiner „Caragoli," mit dem Wunsche, ich möchte ihm für dieses Buch einen Verleger finden. Bald nachher schrieb er mir: „Da unsere gegenwärtige Zeit so wenig von ihrer werthen Zeit auf Lesen ganzer Bücher zu verwenden hat, so würden Sie sich ein wahres Verdienst um die dereinstigen Leser der Ihnen vorliegenden Blätter erwerben, wenn Sie die schleppendsten

Stellen anstrichen, damit sie wegbleiben könnten.“ Ich entdeckte dergleichen keine; mir erschien das ganze Buch von A. bis Z. anmuthig, unterhaltend, liebenswürdig, eben so liebenswürdig, wie sein Verfasser. Gleich mir urtheilte Freund Joseephy, der Besitzer der Haude-Spenerschen Buchhandlung davon, in dessen Verlag es bald erschien. Wer es gelesen, wird den, der es schrieb, gewiß lieb gewonnen haben, auch wenn er ihn nicht kannte. Mir konnt' er durch das Buch nicht lieber werden, als er mir durch seine Persönlichkeit schon gewesen. Wir sahen uns oft. Nicht nur in der literarischen Gesellschaft, deren Stolz und Liebling unser Pirch war; auch in meinem Hause, wo die Kinder an ihm hingen, wie an einem Bruder. Uns Alle traf es, wie ein Unglück, als die Nachricht sich bestätigte, daß er nach Breslau in den Generalstab des Kommandirenden versetzt sey. Jung und Alt beklagte seinen Verlust, — ach! Niemand konnte ahnen, in welch' furchtbarem Sinne dieser wirklich stattfinden sollte! Und ich am wenigsten, daß ich einen Theil der Schuld an seinem frühen Tode, selbst zu tragen haben würde.

Sein Abgang von Berlin war für den Juni angesetzt. Fast zu derselben Zeit mußte ich eine Reise nach Schlesien unternehmen, um an Ort und Stelle die Erbschafts-Angelegenheiten des verstorbenen Baron's in Ordnung zu bringen. Wir verabredeten mit einander, daß ich am ersten Sonnabend nach seiner Ankunft in Breslau mich auch dort einfinden würde, um ihn den Sonntag Vormittag mit einigen mir wohlgesinnten Familien durch Antrittsbesuche bekannt zu machen. Die Verwandten

auf dem Lande, bei denen ich eingekehrt war, hielten mich aber fest und ich gelangte, statt Sonnabend erst Sonntag gegen Abend nach Breslau. Im Gasthofe empfing mich die Wirthin mit der Nachricht, der Hauptmann v. Pirch sey mehremale gekommen, nach mir zu fragen und habe sich wegen meines Ausbleibens höchst ungeduldig gezeigt; er wolle morgen wieder nach mir sehen. Ich ging zeitig zu Bett, ohne sonst Jemand zu sprechen. Am nächsten Morgen erzählte mir der Barbier von dem Unglück, welches einen Hauptmann v. Berg, dessen Pferd mit ihm durchgegangen, betroffen habe. Bald darauf brachte mir der Hausknecht eine Bestellung, aus der ich nicht klug werden konnte, weil sie mich auf den Wilhelmsplatz in ein Haus beschied, von dessen Bewohnern mir Keiner auch nur dem Namen nach bekannt war. Ich forschte im Hôtel bei allen Dienstboten nach und wunderbarer Weise ergab sich, daß Niemand mit dem Besteller gesprochen, sondern immer Einer vom Andern den Auftrag empfangen haben wollte. Da die bezeichnete Nummer mit jener eines Hauses am Blücherplatze zusammentraf, wo ein Freund wohnt, ein Kaufmann, der eben damals meiner Geldangelegenheiten sich annahm, so dachte ich, die Botschaft könne von diesem herrühren und die Namen der beiden Plätze könnten irrigerweise verwechselt worden seyn. Ich begab mich sogleich zu meinem Freunde S., dieser jedoch wußte von gar nichts und versicherte, gewiß nicht nach mir gesendet zu haben. Während ich noch auf dem Platze stand, immer nachsinnend zu wem ich so dringend gerufen seyn konnte, kam der Major v. F. des Weges und

rief mir schon von Weitem die Trauerpost zu, daß Pirch gestern Nachmittag vom Pferde gestürzt und in Folge schwerer Verletzungen, halb tod zu dem Hauptmann H. v. B. gebracht worden sey. Dieser aber bewohnte das mir bezeichnete Haus am Wilhelmsplatze und ich mußte natürlich annehmen, von dort aus sey die Sendung an mich ergangen. Keinesweges! H. v. B. wußte gar nicht, daß ich mit Pirch irgend bekannt, Pirch selbst, war vom ersten Augenblicke, wo er ihm in's Haus gebracht worden, scheinbar bewußtlos gewesen und hatte kaum einige unzusammen hängende Worte gestammelt; kurz, bis auf den heutigen Tag, ist es, trotz all' meinen Nachfragen und Bemühungen unerklärt geblieben, von wem jene räthselhafte Botschaft ausging und durch wen sie ausgerichtet wurde? Pirch starb nach einigen Tagen in der Blüthe seiner Jugendkraft. Ist es nicht schmerzlich, denken zu müssen, daß, wenn ich verabredetermaßen Sonnabends nach Breslau gekommen, dann des Sonntags mit ihm gegangen wäre, Besuche zu machen, uns unfehlbar eine Einladung zum Mittagstische zugekommen und dadurch der unglückliche Spazierritt unterblieben seyn würde, den er nur aus langer Weile unternahm und der seinem Leben ein Ende machte?? — Aber nicht nur durch einen so tiefen Schmerz, als der Tod des liebenswürdigsten Freundes hervorbrachte, — auch durch eine lebendige Freude, durch ein fortdauerndes und nachwirkendes Glück sollte mein diesmaliger Aufenthalt in der Heimath bezeichnet seyn. Nachdem ich im vergangenen Winter mit meinem Bruder und andern Verwandten wieder in nähere Berührung gekommen war,

fand sich jetzt auch eine, bis dahin nur brieflich da gewesene, persönliche Annäherung an meine Halbschwester und deren Mutter, die zweite Gattin meines Vaters, die seit langen Jahren von diesem getrennt, in einem kleinen Städtchen Oberschlesiens gelebt und dies letztere erst kürzlich mit Breslau vertauscht hatte. Mein Bruder war eben auf Urlaub zugegen. Vor dieser Begegnung, bei der sich die liebevollste Gesinnung, der Mutter wie der Schwester, aus reinstem Herzen kundgab, schwanden die düstern Wolken, die sich bis dahin immer zwischen mir und meiner frühsten Kindheit erheben wollen, wenn ich ihrer gedachte. Ich wurde von der treuen Anhänglichkeit, womit diese Beiden, vom Geschick schwer geprüften Herzen, meinen Irrlauf durch die Welt verfolgt, meine Thorheiten entschuldigt, meine etwaigen Erfolge mit Freude aufgenommen hatten, tief gerührt; wir vereinigten uns, dem traurigen, über unsere Familie verhängten Schicksal zum Trotze, auf das Innigste; und diese Vereinigung, die von Jahr zu Jahr dauernd, durch Zeit und Entfernung befestigt, fortbesteht, kann nur durch den Tod gelöset werden.

Mit meinem Bruder ging ich dann nach Frankenstein, um von dort aus, unsere angebetete Ida in L. zu besuchen, deren Geburtstag wir in den letzten Tagen des Juni feierten. Alles athmete Lust und Freude; die Gefeierte selbst blühte, von blühenden Kindern umgeben, von Vater, Gemahl, Verwandten und Freunden geliebt, im vollsten Genusse irdischen Glückes, zu welchem der Gedanke nicht wenig beitrug, daß die Cholera, die ringsumher gewüthet und so manches Opfer in der Nachbar-

schaft gefordert, ihren Wohnsitz verschont hatte; auch schien diese tückische Feindin jetzt schon machtlos geworden zu seyn. — Vier Wochen nachher empfing ich in Berlin einen Brief meines Bruders, der mir meldete, daß Ida, nach unsäglichen Leiden, an der Cholera gestorben sey.

Schon lange vor meiner mißlungenen Darmstädter Expedition, hatte mich Meyerbeer auf eine Schopenhauersche Novelle: „des Adlers Horst" aufmerksam gemacht, worin er Elemente für eine deutsche Oper, oder vielmehr: für den letzten Akt einer solchen, nach seinem Sinne fand. Mich schreckte, wie sehr mir auch die reizende Erzählung meiner Freundin gefiel, von einer unmittelbaren Benützung derselben, das Kostüm zurück, in welchem sie spielte. Sie war entschieden schottisch gehalten. Und eine Oper in schottischen Bergen, von Bewohnern dieser Berge belebt, konnte bei'm Vergleich mit Boyeldieu's immer noch beliebter „Dame blanche" nur verlieren. Meinen Vorschlag aber: den Schauplatz in unsere schlesischen Berge zu verlegen, wies Meyerbeer, welcher stets eine europäische Renomee vor Augen hatte, als zu lokal, von sich. So hatt' ich mich denn entschlossen, auch diesen Stoff, wie früher den der „Lenore," aus dem Gebiete der Oper in jenes unseres Königstädter Melodrama's zu ziehen. Bei näherer Prüfung ergab sich, daß in der Novelle selbst eben nur für den Schluß gesorgt war, daß jedoch der erste und zweite Akt, ganz wie bei „Lenore" durchaus neu erfunden werden müßten, wenn dramatisches Leben hinein-

kommen sollte. Auf diese Weise hat es sich denn gemacht, daß in der Ausführung derjenige Akt, der eigentlich Veranlassung zum Ganzen gab, der schwächste geworden, weil er an die szenische Darstellung wilder und großer Naturschilderungen gebunden ist, diese aber auf der Bühne immer unwirksam bleiben müssen. Schon auf sehr großen Theatern ist es gefährlich, an unersteigbare Klippen und Felsenspitzen, an furchtbare Schlünde und Gründe die dramatische Handlung zu knüpfen; auf kleineren wird dergleichen geradezu lächerlich. Diese Rücksichten hatten mich lange abgehalten, die schon begonnene Arbeit zu vollenden. Als nun der Kapellmeister Franz Gläser seinen Wunsch, an die Composition einer Oper für die Königstädter Sängergesellschaft zu gehen, täglich dringender wiederholte und sich von dem Entwurfe jenes Melodrama's, so weit ich im Stande war denselben mitzutheilen, lebhaft angeregt fand, so konnt' ich mich endlich nicht weigern, ihm zu willfahren. „Des Adlers Horst" trat wieder in seine ursprüngliche Rechte und das Melodrama gestaltete sich zur Oper. Es ist bekannt mit welchem Beifall die beiden ersten Akte aufgenommen wurden! den dritten ließ man sich, um der andern Willen gefallen. Wenn ich zu behaupten wage, daß an dem glücklichen Erfolge, der sich auf den meisten norddeutschen Bühnen wiederholte, der Verfasser des Textes auch seinen Antheil hatte, so bin ich eben so aufrichtig zu erklären verpflichtet, daß Niemand mehr bereit gewesen ist, dies anzuerkennen, als der Componist. Ein seltener Fall in Deutschland! denn für gewöhnlich denkt bei einer deutschen Oper keine Seele an den, der

das Buch geliefert, — außer um ihn schlecht zu machen. Gläser hat, nachdem ich von der Direktion des Königstädter Theaters mein Honorar empfangen, eine genaue Rechnung über den weiteren Verkauf des Werkes angelegt und hat dann, obwohl ich das gar nicht verlangte, sämmtlichen Ertrag der eingegangenen Honorare brüderlich mit mir getheilt. Darum hat mir dieser Opern-Text fast mehr eingebracht, als irgend eine meiner selbstständigen dramatischen Arbeiten.

Der günstige Erfolg dieser Arbeit, so wie der ihm vorangegangene des Schauspiels: „Ein Trauerspiel in Berlin," hatten meinen, durch Muthlosigkeit und bangen Zweifel erschlafften Nerven neue Kraft gegeben. Die Lust am Theater war wieder lebendig geworden und mit ihr, der innere Drang, durch selbsteigene Mitwirkung auf den Brettern, meinen künftigen Versuchen freiere Bahn zu brechen. Durch die Achtung und Anerkennung die meinen dramatischen Vorlesungen gezollt wurden, mußt' ich mich in der Meinung befestigen, daß es mir nun gelungen sey, jene Gewalt des rhetorischen Vortrags zu erreichen, die mir bei meinen früheren Versuchen als Schauspieler abging. Mein Auftritt bei Göthe's Todtenfeier, war von unbefangenen Beobachtern gerühmt und als sicher, würdig, bezeichnet worden. Zunächst endlich, — was soll ich's leugnen? — hatte Raimund's Gastspiel mich auf's Neue entzündet und die alten Träume wieder aufgesungen! In Rollen, die ich mir (um einen Handwerksausdruck zu gebrauchen:) auf meinen eigenen Leib geschrieben, die kein Anderer so treffen könnte, eben weil sie für meine Persönlichkeit berechnet

wären, — in solchen auf den gebildeteren Theil des Publikums, eine in ihrer Art noch nicht da gewesene Wirkung hervorzubringen, schien mir nicht unmöglich. Doch will ich nicht behaupten, daß es nur ein poetisches Feuer gewesen, welches mich durchglüht. Auch die armseligen Bedürfnisse irdischen Daseyns machten ihre Rechte dabei geltend. Wie schon erwähnt, kostete mich unser Haushalt, der ohne glänzend oder verschwenderisch seyn zu wollen, doch einem ausgebreiteten, geselligen Umgange und einer gewissen Gastfreundschaft entsprechen sollte, mehr, als wir einnahmen. Für die Kinder war ein eigener Hauslehrer, für diesen wieder eine Erweiterung der Wohnung nöthig geworden. An Fremden, die aus der Ferne an mich empfohlen, anständig empfangen werden mußten, an kleinen Festlichkeiten für die in meinen Stücken beschäftigten Schauspieler, und dergleichen, fehlte es auch nicht. In Berlin kann es leicht geschehen, daß die Ausgabe eines Jahres, den Etat um Tausend Thaler überstiegen hat, ehe man dessen gewahr worden. Mit einem Worte: ich wollte, ich mußte mehr erwerben, als bisher und dazu meint' ich, sollten mir die kleinen Talente, an deren möglichste Ausbildung ich ja bisher mein ganzes Leben gesetzt, behülflich seyn. Mochte mir auch bisweilen eine innerste Abneigung aufsteigen, gegen den Gedanken: mich persönlich der schwankenden Masse Preis zu geben, die das Parterre füllt und von deren wilden, grausamen Ungerechtigkeiten ich bereits so manche Probe erlebt; mochte mich auch oft ein Grauen überfallen, vor dem undankbaren Berufe des Schauspielers, den immer und ewig ein bürgerlicher Fluch

drücken wird! Dergleichen Warnungsstimmen wurden theils übertönt von dem Schlachtrufe eines ungeduldigen Produktionsvermögens, welches zu siegen begehrte, — theils von der Betrachtung, daß es doch am Ende ehrenvoller sey, sich und die Seinigen anständig zu ernähren und seine Schulden redlich zu bezahlen, indem man Komödie spiele, — als in vornehmer Bequemlichkeit zuzusehen und abzuwarten, was geschehen werde? Meine Verhältnisse waren mir über den Kopf gewachsen. Den Entschluß zu meiner zweiten Verheirathung hatte der andere hervorgerufen; jener Entschluß: meine Frau, wenn sie dies einmal geworden wäre, vom Theater zurückzuziehen und ein bescheidenes Poeten-Dachstübchen-Daseyn mit ihr zu führen. Wir haben gesehen, wie die Umstände mich davon abgelenkt, und wie ich, nachdem erst ein Schritt von der vorgestreckten Bahn auf Nebenwege gethan war, wider meinen Willen immer weiter gezogen wurde. Jetzt ließ sich nichts mehr thun, als enschieden vorschreiten, resolut handeln, — oder erbärmlich verkümmern. Einer allein, für sich, kann das wohl, und ich hätte es auch vermocht. Ich hätte Trotz, Groll, Bitterkeit genug in mir gefunden, um mich, in Einsamkeit vergraben, einem moralischen Tode zu opfern. Wie die Sachen aber standen, war ich den Meinigen schuldig, heiter vor ihnen zu erscheinen, Lebenslust und Freude zu zeigen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Gott ist mein Zeuge, daß ich dies ehrlich gethan und gar oft, wenn mir recht bange war und ich, mit dunklen Vorgefühlen in die Zukunft schauend, eine Dämmerstunde in meinem Stübchen verseufzt hatte, dann die

Falten aus dem Antlitz streichend, einen Scherz auf den Lippen, in die Räume ging, die meine Frau inne hatte und ein paar Stunden lang der Fröhlichste zu scheinen wußte.

Auch meinen Schauspielerplan stellt' ich Julien im rosigsten Lichte, wie aus innerstem, unabweisbarstem Antriebe hervorgegangen, dar und sie, die treue, gute Seele, fand ihn vortrefflich, weil ich ihn lebhaft ausmalte. An und für sich war er auch gut; ja, er hätte vielleicht zu bedeutenden Resultaten geführt, wenn nicht äußere Verhältnisse ihn gehemmt hätten, und wenn nicht jene ungeduldige Hast, welche mich so oft im Leben antrieb, schon erndten zu wollen, nachdem ich eben erst gesäet, auch hier übereilt eingetreten wäre. Ich konnte nicht erwarten, auszuführen, was ich einmal entworfen. Und dadurch verdarb ich mir Viel. Verständig wär' es gewesen, für meinen neuen Zweck eine ganze Reihe von Stücken, mindestens acht bis zehn, vorzuarbeiten um dann, wenn einige davon, wie nicht anders möglich, den Weg alles Fleisches gingen, sogleich mit der Reserve nachrücken zu können. Dazu wäre noch wenigstens ein Jahr bestimmter Vorbereitung nöthig gewesen. Und dazu, leider, fehlt' es mir an Geduld. Deshalb gelang auch das Unternehmen nur halb, wie wir jetzt sehen werden.

Zuerst mußte ein Mittel gefunden werden, mich, wenn ich thätig und ungestört arbeiten wollte, vor allen Zerstreuungen sicher zu stellen. Ich mußte mir's unmöglich machen, Gesellschaften zu besuchen; denn daß ich mit dem bloßen Willen nicht ausreichen und daß ich

nicht stark genug seyn würde, dringenden Einladungen zu widerstehen, das fühlte ich wohl. Ich begann also damit, meinen Barbier zu verabschieden. Damals dachte noch kein Mensch daran, — in sofern er nicht etwa ein polnischer Jude war — seinen Bart wachsen zu lassen. Ich that es, und nach acht Tagen war ich unfähig, vor Menschen zu erscheinen. Die näheren Bekannten, welche bis zu mir drangen, entsetzten sich anfänglich vor meinem Anblick. Späterhin, als der Bart sich zu runden begann und meinem langen, bleichen Gesicht als Folie diente, — denn er war ziemlich dunkel und es ist grausam genug von der eigensinnigen Mode, daß sie erst jetzt diese Tracht gestattet, wo das Hamlet'sche „Silbergrau" bei mir vorherrscht! — fand er Beifall. Chamisso rief aus: „Wie beneid' ich Sie um Ihre mannliche Zierde!" Aber weiter, als in die Literaria wagt' ich ihn doch nicht zu tragen. — Nun, der Bart wuchs und mit ihm meine Manuskripte. Im September hatt' ich begonnen und mit Ablauf des November waren einige Auftrittstücke fertig, einige im Werden. Jetzt fing ich an, mich mit dem Direktor des Königstädter Theaters wegen meiner Debüts in Verbindung zu setzen. Mein Verhältniß zu Herrn Cerf war ein sehr eigenthümliches. Er versicherte stets, daß er eine persönliche Neigung für mich habe, bestätigte dies auch zu Zeiten durch freundliches Entgegenkommen, stellte sich aber auch wieder, man wußte nicht warum, den billigsten Ansprüchen und Wünschen hartnäckig entgegen. Die künstlerische Stellung meiner Frau hatte sich, trotz des momentanen Auflebens durch „Ein Trauer=

spiel in Berlin" gar bald wieder verschlimmert. Dabei aber fehlte es nie an den süßesten Worten, hinter denen doch, bei der geringsten Veranlassung, eine nur mühsam zurückgehaltene Bitterkeit ausbrach, so daß man eigentlich niemals wußte, wie man stand, noch woran man war? Und daß es unmöglich blieb zu bestimmen, wie weit die Selbstständigkeit des sogenannten „Inhabers und Direktors" reiche, oder in wiefern sie durch Einflüsse von Oben, (die stets abgeleugnet wurden) beschränkt und geleitet sey? Ich befestigte mich nach und nach in der traurigen Ueberzeugung, daß hier, wie in so vielen Dingen, eine fortdauernde Halbheit herrschte, daß Herr Cerf weder entschieden unumschränkt, noch entschieden abhängig war, daß folglich unser armes Theater in der Königstadt allen Uebelständen der Hofbühnen unterlag, ohne deren Vortheile zu bieten.

Je größer die Spannung, in welcher ich nach meinem Antrage verharrte, desto lebhafter die Freude, als mir erwiedert wurde, daß er angenommen sey. Ich hatte mich zu einer Reihe von Gastrollen in neuen, von mir verfaßten Stücken erboten, mich verpflichtet: Manuskripte, Rollen, Orchesterstimmen ꝛc. selbst zu liefern und ohne irgend eine Forderung als Autor, mit einem Honorar von vier Friedrichsd'or für jeden Abend zufrieden zu seyn. Man sieht, daß ich mich und meine Fähigkeiten eben nicht zu hoch anschlug, daß ich es der Direktion nicht schwer machen wollte, in meine Wünsche einzugehen. Auch hatte ich mich in dem von mir entworfenen Vertrage bereit erklärt, täglich, wenn es irgend im Vortheile der Direktion läge, zu ihrer Disposition zu

stehen, wie wenn ich ein engagirtes Mitglied wäre, diejenigen Abende ausgenommen, wo ich durch meine öffentlichen dramatischen Vorlesungen in Anspruch genommen seyn würde. Deren hatte ich denn auch für diesen Winter angekündigt, und zwar, um das Publikum nicht zwiefach für mich in Contribution zu setzen, zum Besten der Armen-Speisung-Anstalt, der ich den ganzen Ertrag dieser Einnahmen überantwortete. Ich darf bei dieser Gelegenheit, ohne Ruhmredigkeit wohl erwähnen, daß ich immer und überall, auch zu Zeiten wo ich selbst dem Mangel nicht allzufern stand, in dieser Beziehung das Meinige gern gethan habe; ein nicht unbeträchtliches Convolut schriftlicher Danksagungen von verschiedensten Vorständen mildthätiger Anstalten oder Vereine, belegt meinen guten Willen und die darin ausgesprochenen Zahlen bestätigen, daß er manche Früchte trug. Auch bin ich zu dergleichen Opfern, — denn ein Opfer ist es allerdings, die Einnahme welche uns selbst sicher wäre und die wir nöthig gebrauchen könnten, hinzugeben! — niemals durch Ostentation veranlaßt worden, sondern lediglich durch die mich erfüllende Ueberzeugung, daß der Arme, welchem versagt ist, aus eigenen Mitteln Aermeren zu spenden, die Pflicht hat, Anderer Mittel für solchen Zweck aufzubieten.

Die ersten Tage des Januar **1833** waren für mein Debüt bestimmt. Ich wollte zwischen dem für diesen Abend zunächst geschriebenen Vorspiele: „Der Debütant" (Siehe mein „Theater" pag. 415) und dem einaktigen Schauspiele: „Hanns Jürge," die ersten Scenen aus Göthe's Faust geben. Dagegen opponirte

sich das Hoftheater und Herr Cerf war nicht gesonnen, sich gegen diese Opposition zu opponiren. (Es ist zu bemerken, daß der Göthe'sche Faust erst mehrere Jahre nachher über die Berliner Bretter ging). So mußt' es denn bei jenen beiden von mir verfaßten Stücken sein Bewenden haben, zu denen irgend ein drittes mich nicht berührendes, gesellt wurde. Je näher der Termin heranrückte desto sich'rer glaubt' ich, die Todesangst, die mich sonst bei theatralischen Auftritten immer überfallen und fast umgebracht, werde sich nun wieder einstellen und zwar um so heftiger, als ich neben meinem persönlichen Geschick, auch das der neuen Stücke im Auge haben mußte. Daß diese Angst bei der Göthe'schen Todtenfeier ausgeblieben, oder vielmehr in eine gerührte und aufregende Begeisterung übergegangen war, schrieb ich der Erschütterung zu, welche mir Göthe's Tod veranlaßte und neben welcher kein anderes egoistisches Gefühl aufzukommen vermochte. Jetzt aber fürchtete ich mich vor meiner Furcht und wunderte mich schon mächtig, daß sie sich in den Proben nicht meldete. In die Vormittage wo wir eben meine ersten Debüts probirten, fällt auch — ich kann das Datum des Tages nicht aus der Erinnerung bestimmen, — ein feierliches Begräbniß. Ludwig Devrient wurde in die von hartem Frost erstarrte Erde versenkt. Könnt' ich schildern, welchen Eindruck der Anblick seiner schönen Leiche auf mich machte, gerade in jenen Tagen auf mich machen mußte! Knüpften sich nicht an dieses bleiche Antlitz, von schwarzen Locken glänzend umwallt, meine kindischen Theaterfreuden? Hatte sein Feuerauge nicht zuerst den Brand

in mein Herz geworfen, der mich aus dem Geleise der vorgeschriebenen Lebensbahn, zu streng-verpönten Wünschen und Plänen trieb? Wie oft hatt' ich, wenn ich in Breslau hinter ihm herlief, zu mir selbst und doppelsinnig gesagt: du mußt ihn erreichen! — Da lagen nun mehr als zwanzig Jahre dazwischen, zwanzig Jahre des erfolglosen Bestrebens, des Irrthum's, der wieder auflebenden Hoffnung, — und jetzt, wo ich den Stern meiner Jugend, den Abgott meiner Theaterlust auf der Bahre vor mir erblickte, stand ich im Begriff, den alten Irrweg wieder von Vorn zu beginnen, als ob ich noch ein Knabe wäre? Von seinem Grabe eilt' ich auf die Bühne, um Probe abzuhalten!

Am fünften Januar fand mein erster Auftritt Statt. Und merkwürdig, noch immer wollte sich die Todesangst nicht einstellen. Der Vorhang sollte sich schon heben und ich war noch gefaßt, es wurde mir nicht schwarz vor den Augen, ich blieb Herr meiner Sinne. Entweder hatte die durch meine öffentlichen Vorlesungen erworbene Gewohnheit, vor dem Publikum zu erscheinen, mich einigermaßen gestählt, oder auch, es war der Fall eingetreten, daß meine Autorangst (die seit dem Ereigniß mit der „Droschke" einen lächerlichen Grad erreicht hatte, der Schauspielerangst allzuheftig entgegen trat, und daß eine die andere tod machte? Psychologisch bleibt es immer merkwürdig: Der Mensch, der, wenn ein neues Stück von ihm gegeben wird, davonläuft und sich, als ob ein Erdbeben bevorstünde, in unbewohnte Feldgegenden verliert, — der Mensch, der während seiner Schauspielerzeit sich fast Alles, was er noch so fleißig und sicher

vorbereitet hat, durch seine unbeschreibliche Angst verdirbt, — derselbe Mensch tritt nun als Darsteller seiner eigenen Stücke vor die gaffende, neugierige, zum Theil ihm feindseelige Menge und behält, wenn ihm auch das Herz ein Wenig pocht, dennoch entschiedene Fassung, sich und seine Lage zu beobachten! und so ist es auch geblieben. So ist mein Zustand gewesen, wo ich in einer fremden Stadt, vor einer fremden Versammlung weiterhin auftrat. Jene vernichtende Angst ist niemals wiedergekehrt. Dagegen empfind' ich heute noch vor jeder öffentlichen Produktion — und sey es der Vortrag des kleinsten Scherzes — die zwischen Besorgniß und Ungeduld zitternde Erregung, die man wohl ein ängstliches Gefühl nennen darf und ohne welche, wenn ich meine Meinung ehrlich aussprechen soll, keine künstlerische Erhebung, keine zur Theilnahme fortreißende Begeisterung möglich ist. Wer an die Versinnlichung eines poetischen Werkes, mit behaglicher Ruhe zu gehen vermag, ohne daß es ihm vorher ein Bischen die Kehle würgt und den Athem versetzt, — der wird, fürcht' ich, im besten Falle und bei sich'erer Routine, ein gutes Stück Arbeit leisten, — und weiter nichts. Man könnte mir dagegen einwenden, daß diese Zustände lediglich im Nervensystem liegen und daß derjenige, den der Schöpfer mit starken und gesunden Nerven begabte, natürlich weniger von einer solchen Aufregung zu leiden habe, als der Andere. Gewiß. Und auf diese Einwendung entgegne ich, daß ohne jene Reizbarkeit der Nerven, welche so leicht affizirt wird, sich auch der Affekt, der den Hörer mit fortreißen soll, schwerlich denken läßt. Eine wirklich

künstlerische Natur muß in dieser Beziehung eine mehr oder weniger krankhafte seyn, oder werden. Wenn ich gestern Shakspere's Othello, oder Coriolanus, oder Richard II. einem großen Hörerkreise vorgetragen habe und am andern Morgen mich von meinem Lager zu erheben versuche, dann kommen mir die allerdings mir zugehörigen Gliedmaßen bisweilen vor, als ob sie einem Andern gehörten, und ich muß mir, wie ein Geräderter, gleichsam Alles was mein ist, zusammensuchen. Jedes Geräusch erschreckt, jede Fliege stört, jedes rührende Wort bewegt mich! Ist dieser Zustand, die Folge höchster Seelen- und Leibes-Aufregung, nicht ein krankhafter? Ist den Nerven, denen man zumuthet, daß sie vom Hauche poetischen Geistes berührt, sanft säuseln oder wild stürmen sollen, auch zuzumuthen, daß sie nachher, dicken Kanzlei-Bindfaden ähnlich, augenblicklich wieder in philisterhafter Ruhe daliegen?

Ich bin von meiner Erzählung abgekommen. Das Vorspiel: „der Debütant" gefiel allgemein. Es war gelungen, mein Erscheinen auf der Bühne, durch die ruhige Haltung der Worte, denen ein zwangloses Auftreten entsprach, glücklich zu motiviren. Auch die natürliche ungezierte Offenheit, mit der ich über mich und mein Unternehmen in diesem Gelegenheits-Stückchen urtheilte, machte günstigen Eindruck, der sich bei jeder Zeile aussprach und einigemale in den lautesten und anhaltendsten Beifall überging. Minder gelang es mir mit dem „Hanns Jürge." Das war auch nicht gut möglich. Mocht' ich immer wissen, was ich mit diesem von mir erfundenen, eigenthümlichen Charakterbilde

wollte; — ohne Uebung, nach so langer Trennung von den Brettern, mit zwei flüchtigen Proben, konnt' ich bei einem ersten Auftritte noch nicht zur Anschauung bringen, was ich im Sinne hatte. Aber ich war mir meiner Intentionen deutlich genug bewußt, um bemerken zu können, woran es gefehlt hatte, und ich empfand das Vermögen in mir, bei baldiger Wiederholung, die Mängel zu ersetzen. Hätte diese nur in den nächsten Tagen Statt gefunden! Hätt' ich nur Gelegenheit gehabt mich rasch hinter einander fort einzuüben und schußfest zu machen! Daran war nicht zu denken und wir werden bald sehen, wie von dieser Seite nichts für mich, wie sehr viel gegen mich geschah.

Die zweite Rolle in der ich mich dem Berliner Publikum vorzuführen gedachte, auf welche ich große Erwartungen setzte, in denen ich auch durch Freunde vom Fach unterstützt wurde, hieß „Herr Heiter" und war die Hauptfigur eines dreiaktigen, vielpersonigen, mit Liedern durchwebten Lustspiel's, zu welchen letzteren ein jüngerer Musiker, Julius Rietz (jetzt Musikdirektor in Düsseldorf) die Instrumental-Composition geliefert. Ich hatte dieses (gelinde bezeichnet: fremdartige, zum Theil aber verrückte) Stück, bald nachdem es vollendet und während ich noch durch meinen Einsiedlerbart von der Welt exkludirt war, bei uns zu Hause vorgelesen, — wie man so etwas vortragen muß: lebendig, anspruchslos, mit raschem Wechsel des Liedes und Wortes, mit flüchtiger Abfertigung alles Matten und Schleppenden, kurz mit jenen Mitteln, die mir bei meinem isolirten Vortrage und bei meiner Herrschaft über die Sache zu

Gebote stehen, — die ich aber nicht kommandiren konnte, sobald zehn oder zwölf Schauspieler sich in die Aufgabe theilen sollten. Bei'm Vorlesen hatte der gute „Heiter" Furore gemacht: Raumer's, Crelinger's, die Wolff, Wilibald Alexis und A. wollten sich tod lachen. In den Proben merkt' ich schon, daß es schleppte. In der Vorstellung trat der ganze Jammer an den Tag. Das Stück fiel förmlich durch, ja, es wäre beim Schlusse ausgepfiffen worden, hätt' ich nicht durch ein Couplet am Ende, den Feindseeligen die Pfeifen so zu sagen von den Lippen weggesungen. Daß ich dies noch im Stande war, daß ich im Stande war, durch den zweiten und dritten Akt, die ich rettungslos sinken und von Scene zu Scene immer kälterer Theilnahmlosigkeit verfallen sah, mich sammt meiner Darstellung zu halten, die alt-komische Rolle nicht aufzugeben und sie mit Festigkeit, (ja mit Humor!) bis an's Ende zu führen, — dies bewies eigentlich mehr für mein Schauspielertalent, als ein günstiger Erfolg in einem günstig aufgenommenen Stücke hätte beweisen können. Für den Kenner (und solche bestätigten mir's auch) war der durchgefallene Anfänger in seinem durchgefallenen „Herrn Heiter" Gegenstand der theatralischen Aufmerksamkeit geworden. Man vermißte natürlich noch gar Vieles, was den Schauspieler vom Fache zu solchem stempelt, man hatte aber auch gar Manches bemerkt, was eben nur Leute vom Fache bemerken konnten und was namentlich einem gebildeten, einsichtigen Freunde, der früher selbst Schauspieler gewesen, Veranlassung wurde, mich zu beschwören: ich solle mich nicht abschrecken lassen, solle auf der neubetre-

tenen Bahn weiter gehen, und vor allen Dingen einige Rollen in älteren, schon bei'm Publikum feststehenden Dramen wählen, um dann, der Autorsorge überhoben und unzerstreut von zerstreuenden Nebengedanken, ohne an das Schicksal des Stückes zu denken, meine Aufmerksamkeit ungestört dem Spiele zuwenden zu können. Wie sehr dieser Mann Recht hatte bestätigte sich, als ich in „Lenore" den „Wallheim" spielte. Diese Rolle hatte Rösicke zuerst gegeben und es mochte nicht viel an fünfzigmalen fehlen, daß er sie wiederholt hatte. Er war allgemein beliebt darin und dies mit Recht, denn er stellte sie schlicht und naturtreu dar. Doch war sein Ton nach meiner Meinung immer zu weich, die ganze Haltung nicht männlich genug und manche Stellen hob er nicht heraus, wie ich bei mehrmaligem Vorlesen entdeckt hatte, daß sie herausgehoben werden könnten. Diese meine Ansichten theilte wohl Niemand im Publikum; man hatte ihn vortrefflich gefunden, ja, es fehlte an Solchen nicht, die den Beifall der dem Stücke zu Theil geworden, mehr auf Rösike's Spiel, als auf die Dankbarkeit seiner Rolle schoben; — wie denn im Allgemeinen, auch bei den gebildetsten Besuchern des Theaters, ein sicheres Urtheil über das, was eine Rolle Jedem darbietet, und über Jenes was der Schauspieler dazu schafft, niemals zu erwarten ist! Auch würde ich gar nicht gewagt haben, mit ihm in die Schranken zu treten, wenn er nicht das Königstädter Theater schon vor längerer Zeit verlassen und diesen Platz also geräumt hätte. In der Probe konnt' ich bereits aus den langen Gesich-

tern einiger — leider muß ich's aussagen: über mein Gast-Probespiel wüthender, sogenannter guter Freunde, — unter den Schauspielern, entnehmen, daß sie sich unangenehm überrascht fanden, durch die Sicherheit mit der ich auftrat. Ich fühlte mich wie zu Hause auf den Brettern. Meiner Sache gewiß, begab ich mich des Abend's nach dem Schauspielhause und konnte, nachdem ich angekleidet war, kaum erwarten, daß die Stunde zum Beginnen schlüge! Damit aber der Teufel ja nicht unterlasse, mir auch diesmal ein Ei in's Nest zu legen, öffnete sich, kurz vor sechs Uhr, meine Garderobenthür und eintrat — Rösicke, der auf einer Reise begriffen, so eben in Berlin eingetroffen war. Ich nahm das Erscheinen dieses mir sonst sehr ergebenen Schauspielers, der doch aber jetzt eine Art von Bitterkeit nicht zu unterdrücken verstand, in diesem Moment für ein schlimmes Vorzeichen und trat in ungünstiger Stimmung vor die Lampen. Schon nach dem ersten Liede gab sich's. Ich kam in's Feuer und siegte. Ich reussirte vollkommen. Von allen Seiten ergingen Glückwünsche an mich. Sogar Herr Cerf trat, während ich im zweiten Akte auf der Bühne stand, in die Coulisse, um mir Beifall zuzunicken und rief mir dann, als ich abging, entgegen: „Superb! Wenn ich's Ihnen sage, können Sie's glauben!" Als wollt' er dadurch ausdrücken, daß er eben nicht geneigt sey, mich zu loben, daß aber, was er Günstiges um sich her im Balkon gehört habe, ihn wider Willen dazu veranlasse. Am nächsten Tage kam unser Hausarzt und Freund, der in theatralischen Dingen nicht nur für seine Person sehr krittlich, sondern auch

jedesmal, sobald etwas Neues von mir erschienen war, einen ganzen Sack voll Rügen, die er in der Stadt gesammelt, ehrlich und wohlmeinend vor mir auszuschütten pflegte, diesmal im Gegentheil mit einem Sack voll von Lobsprüchen an und bediente sich dabei, des mir noch sehr wohl erinnerlichen Ausdrucks: „Die Rolle des Wallheim, wie ich sie gegeben, sey gar nicht zu erkennen gewesen.“ Auch die Herren Schauspieler, mein lieber Beckmann und mein alter Schmelka an der Spitze, zeigten sich verdrüßlich, oder kalt; unter solchen Umständen das günstigste Zeichen! Kurz, ich sah, was ich in mir selbst empfand, durch äußere Anzeigen bestätigt: ich hatte einen entschiedenen Schritt meinem Ziel entgegen gethan und ich durfte hoffen, er werde ein entscheidender seyn. Was erstrebte ich denn? Meine Wünsche waren ja so leicht zu erfüllen! Ich wollte, mit einer mäßigen Gage als Schauspieler bei'm Königstädter Theater angestellt werden, wollte spielen, was irgend gewünscht würde, um mich ein oder zwei Jahre lang zu üben und lampenfest zu machen, wollte daneben so viel neue Stücke liefern als nur möglich und für die letzteren gar nicht einmal honorirt werden.

Bescheidnere Ansichten konnte denn doch ein Mensch in meiner Stellung kaum hegen!? Und seitdem Herr Cerf unaufgefordert und mit dem Ausdruck einer gewissen Herzlichkeit mich über mein Spiel beglückwünscht hatte, meinte ich der Erfüllung dessen, was ich als Lebens-Plan am Herzen trug, sicher seyn zu dürfen.

Stutzig machte mich jedoch die unmittelbar nachher erfolgte Weigerung der Bitte: in den bereits gegebenen

neuen Stücken noch einmal auftreten zu dürfen, woran mir, wegen Prüfung und Ausgleichung aller Mängel des ersten Abends gar so viel lag. Ich mußte lange kämpfen, bis ich's dazu brachte, „Hanns Jürge" und „Herr Heiter" noch einmal auf dem Repertoir zu sehen. An dem letzteren, den ich bei der zweiten Aufführung selbst total verloren gab, war nun weiter nichts gelegen; aber um den ersteren, dessen charakteristische Bedeutung nun erst, durch lebendigere Auseinandersetzung hervortrat und dem ich nach öfteren Wiederholungen erst sein ganzes Recht angethan haben würde, war es mir sehr leid, daß Herr Cerf ihn so verächtlich ansah. Die Erfahrung in andern Städten hat späterhin gelehrt, wie richtig mein Vorgefühl gewesen, denn dieses Stück hat überall Glück gemacht.

Am 2. Februar trat ich in Lessing's „Minna" als „Riccaut" auf. Hauptsächlich mag mich zu dieser Wahl die Rücksicht für meine Frau, welche gern wieder einmal die „Franziska" gespielt hätte, verleitet haben, ein Wunsch, der ohne meine Mitwirkung nicht erfüllt werden konnte, weil seit Angeli's Abgang Niemand da war, der des Französischen mächtig gewesen wäre. Ich nahm den karrikirten Glücksritter als einen verschimmelten, in niedrigen Betrügereien ergrauten und abgeschabten Filou. Diese Auffassung schien dem Bilde zu widersprechen, welches man zu sehen gewohnt war; meine Darstellung mißfiel; und ob man gleich dem mündlichen Vortrag einigemal Beifall zollte, war doch die Verstimmung nicht zu verkennen, welche mein Erscheinen im

Ganzen hervorgebracht. Das Haus war ziemlich leer. Als ich von der Bühne ab und in die Coulisse trat, wurde ich mit den Worten empfangen: „Sie sprechen recht gut französisch, aber mit Ihren dramatischen Stükken von Lessing und solchen Leuten, bleiben Sie mir vom Leibe!“

Mittlerweile hatte mein junger Freund Julius Rietz seine Musik zu demjenigen Werke vollendet, auf welches ich für meine Debüts den meisten Werth legte, welches eigentlich den Kern des ganzen, so gewagten Unternehmens bilden sollte: seine Musik zu dem Drama, Melodrama, Liederspiel, oder wie man es nennen mochte: „Lorbeerbaum und Bettelstab.“ Die Idee zu diesem, oder einem ähnlichen Stück, trug ich lange mit mir herum. Sie war zuerst angeregt worden, durch die Stelle in Jean Pauls Flegeljahren, wo Walt den Knüttel eines Bettlers, nachdem er ihn im Flusse gereinigt hat, ergreift und sich wunderbar bewegt fühlt, jetzt wirklich den Bettelstab in der Hand zu halten, von welchem er so oft gehört. Längst, bevor ich an meinen Wiederauftritt auf den Brettern dachte, hatte ich bei einem Spaziergange dem jungen musikalischen und zugleich poetisch-empfänglichen Freunde davon erzählt, und dieser war so lebhaft darauf eingegangen, erkundigte sich nachher bei jedem Zusammentreffen mit so viel Theilnahme nach den weiteren Fortschritten dieser Arbeit, daß ich es für meine Pflicht hielt, ihn dann, als es Ernst damit werden sollte, zur musikalischen Ausarbeitung aufzufordern. Einige Melodieen hatte ich gewählt, andere erfand er neu; die Entreakt's und melodramatischen Piecen waren durch-

gängig von ihm, letztere so sinnig und schön, daß ich nichts Edleres in dieser Gattung wüßte. Mir war das Stück unter den Händen zu etwas ganz Anderem geworden, als es in der ersten Anlage gewesen. Den Bettelstab und die Schicksale des Mannes, der ihn führt, hatte ich abhandeln wollen. Wider eigenes Erwarten wuchs mir der Lorbeerbaum, der den Stab liefert, über den Kopf und nahm die ersten drei Akte ein, während er den Bettelstab in ein Nachspiel verdrängte. Heinrich von Kleist war der Stern, welchen ich durch die herbstliche Nebeldämmerung dieses Stückes glänzen sah; ihm zu Ehren hieß mein verkannter Dichter „Heinrich.“ Wie sehr mir selbst meine Arbeit gefiel, wie innerlich wahr und bedeutend ich sie fand, kann ich gar nicht sagen. Ich war entzückt davon und betrachtete dies Kind mit den Augen eines überzärtlichen Vaters: eine Schwäche, die ich mir bei meinen andern literarischen Kindern nicht vorzuwerfen hatte. Außer mir theilte nur der zweite Vater, der Componist, dieses Wohlgefallen; nur Rietz fand es schön. Alle übrigen Freunde und Freundinnen, denen ich es in feierlicher Abendstunde vorgelesen, schwiegen bedeutsam und sogar meine Frau, sonst so theilnehmend für die Versuche ihres Gatten, fand keine andern Worte, als ausweichende. Und ich, sonst so leicht irre gemacht, durch Einwürfe und Zweifel so leicht selbst an mir zu zweifeln verleitet, so abhängig von Anderer Urtheil im eigenen Urtheil über meine Arbeiten, — ich blieb diesmal unerschütterlich fest; ich trotzte dem kalten Schweigen der Freunde, dem fast spöttischen Lächeln der mitbeschäftigten Schauspieler

und drängte mit stürmischen Bitten, mit unaufhörlichen Besuchen die Direktion zu möglichster Beschleunigung. Am 16. Februar fand die erste Aufführung Statt. Ich gebe, als Bericht vom Erfolge, hier den Aufsatz, welchen Friedrich Schulz, der vieljährige Kritiker in der Spenerschen Zeitung, geschrieben. Dieser originelle Vielwisser und Theatromane, der die goldnen Tage der Berliner Bühnenepoche mitgelebt und obgleich Fleck's Zeitgenosse, noch in's Greisenalter eines Jünglings Vorliebe für dramatische Kunst herübergebracht, war eigentlich mein besonderer Gönner nicht mehr. Durch die leidenschaftliche Verehrung, die ich der angebeteten Sofie Müller bewiesen, hatte ich ihn, den eben so leidenschaftlichen Verehrer einer andern Celebrität in diesem Felde, mir erzürnt und er übte lange genug das Amt eines Rezensenten, um den dazu gehörigen Vorrath an Galle genügend kultivirt zu haben. Dennoch aber, und obgleich Beurtheilungen über das Theatertreiben in der Königstadt seines Amtes nicht waren, hatte diesmal sein leicht entzündbares Herz Feuer gefangen und er sprach sich folgendermaßen aus:

Einen Genuß, wie ihn diese Bühne wegen ihrer Schranken selten gewähren kann und in der Art vielleicht noch nie gewährt hat, bereitete uns die erste Vorstelluug des Drama's: „Lorbeerbaum und Bettelstab ꝛc.“ Ohne Divinationsgabe kann man aus diesem Titel die Idee des Stückes leicht enträthseln. Es ist das ausgestoßene, kümmerliche, wenn auch mit Lorbeerblättern bekränzte Leben eines Dichters dargestellt, eines Dichters von ungemeinem Talent, der zartesten

Organisation und der tiefsten Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur, einer Hoheit des Selbstgefühls, die sich unter die drückenden Verhältnisse des gemeinen Lebens nicht zu fügen, geschweige zu beugen vermag, und einer Reizbarkeit, die dem wahren Dichter nicht fehlen darf, wenn, ihm vor Anderen, das Zarteste der Gegenstände, gleichsam das Unsichtbare berühren und ihn anregen soll, die aber alles Maaß und allen Halt verliert, wenn sie mit den Ansprüchen Anderer und dem Maaßstab des Verdienstes, wie ihn die wirkliche Welt anlegt, in Streit geräth, wo ihm dann für den Einsatz eines schönen Gefühls nur das Loos einer kleinlichen Empfindlichkeit zufällt. Kurz, es ist die poetische Weltansicht der prosaischen entgegengesetzt und der Untergang eines Wesens, das von jener, wie der Held von seinem Schilde, auch im Tode nicht lassen kann, selbst wenn ihn die bitterste Noth quält und Frau und Kind um Brot schreien, wird dadurch nothwendig herbeigeführt. Diesen Stoff hat Herr von Holtei mit einer Zweckmäßigkeit, mit einem Zusammenhang der Scenen und einer Klarheit der Darstellung komponirt, die allein schon, wenn man nur auf das Technische sieht, diesem Drama einen vorzüglichen Reiz giebt. Wie weit wird indeß dieser Werth noch überwogen durch den Geist und die Gedankenfülle der materiellen Ausführung. Der Dichter hat sichtlich mit wahrer Leidenschaft und anhaltender Begeisterung, aber auch freilich nicht ohne Bitterkeit dies Werk geschrieben. Gleich die erste Scene, wo Heinrich sein Trauerspiel einer zahlreichen Gesellschaft von Frauen und Männern

vorlieset und die verschiedenartigsten Meinungen darüber hören muß, fade Komplimente und geringschätzende Urtheile selbst von seinen Freunden vernimmt, exponirt den Inhalt und Gang des Stücks; es ist gleichsam der Vorgrund, aus dem wir untrüglich in den Hintergrund blicken; den Hintergrund, der den unglücklichen, mit der Welt entzweiten Dichter in Wahnsinn stürzt und an den Bettelstab bringt. Es würde zu weit führen, wenn Referent, um sein Votum über dies treffliche Drama zu motiviren, das Vorzüglichste herausheben wollte. Nur so viel noch, daß es an erschütternden und tief rührenden Momenten reich ist.

Auch muß Refer. es nicht nur als einen Schmuck des Stückes, sondern als eine den Werth desselben erhöhende, und gewissen Scenen erst das rechte Licht und Gewicht gebende Schönheit bezeichnen, daß Herr von Holtei so oft den Dialog in Gesang übergehen läßt. Am Schluß der Vorstellung mit einem wahrhaften Taumel des Beifalls hervorgerufen, erklärte er unverholen, daß ihm bei dem heut' dargestellten Dichter, Heinrich von Kleist vorgeschwebt, und dies kann ihm Niemand lieber glauben, als Referent, der ohne dies Bekenntniß, während des Anschauens des Stückes so oft an diesen herrlichen (ihm persönlich bekannt gewesenen) Dichter, an seine überschwänglich-poetische Natur, und an die ihm fast ganz fremde, ja zuwider seyende Schätzung der Dinge des wirklichen Lebens, auf's Lebhafteste erinnert wurde. Aber unmöglich kann Refer. diese Anzeige schließen, ohne der trefflichen, fertigen, faßlichen und meistens auch den dichterischen

Personen angemessenen mimischen Darstellung zu gedenken. Man hört hier sprechen, nicht deklamiren und besonders müssen in diesem Betracht die Herren Laddey und Quandt, und der so vielversprechende Herr Schwanfelder genannt werden. Refer. will nicht bergen, daß er in diesem jungen Manne einen Schauspieler*) für die sogenannten Liebhaber-Rollen sich entwickeln sieht, wie er jeder Bühne wünschenswerth seyn muß. Vor allen andern aber ist Frau v. Holtei ob ihrer so jungfräulich-anmuthigen, heitern und die ganze Versammlung erheiternden Darstellung des jungen Fräuleins im Nachspiel, und der Dichter selbst als mimischer Darsteller der Hauptperson seines Stückes auszuzeichnen. Er hat, wie als Dichter, so auch als Schauspieler, stets den ganzen Menschen vor Augen gehabt, und wie vermöchte man auch ohne diesen Gesammtblick, demselben in seinen verschiedenen Zuständen die rechte Gebehrde und den rechten Ton zu geben? Wer Herrn von Holtei vorlesen gehört, wird ohne diesen neuen Beweis

---

*) Diese Meinung von dem Talente des jungen Schwanfelder hegte ich schon immer und hatte sie bereits geltend gemacht, als ich ihn mit nach Darmstadt nahm, ihn dann, nachdem die dortige Hofbühne aufgelöset war, dem Herrn Cerf auf das dringendste zur Wiederannahme anempfahl, und endlich, an Ort und Stelle, Alles anwendete ihn zu fördern. Wie so Manchem, hab' ich auch diesem und seinem Talente, welches ohne mich verkümmert wäre, Bahn gebrochen im Drange der Bühnenwelt. — Ich könnte nicht sagen, daß ich Ursache gefunden, mich späterhin seiner Erkenntlichkeit zu freuen.

seines Talentes ihm das Zeugniß eines ihm inwohnenden großen mimischen Vermögens ertheilen müssen. Man bedenke nur, daß der einzige Vorwurf, der ihm als Vorleser gemacht worden, gerade darauf hinauslief, daß er zu viel Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks bei sitzender Lage entfaltet habe. Ohne das Gerechte dieses Vorwurfs weiter zu prüfen, beweiset er ja eben die Fähigkeit, von der hier zunächst die Rede ist, und wie sollte sich diese dadurch ändern oder schwächen, wenn er nun Freiheit hat, in seiner ganzen Persönlichkeit vor unsern Augen zu erscheinen? Mag ihm auch vielleicht dasjenige, wodurch oftmals Schauspieler allein gefallen und was man erst durch viele Uebung erlangt, noch nicht bis zur völligen Freiheit eigen seyn. Genug, der wahre mimische Ausdruck des Plastischen der Gebehrde, oder der des Wortes durch den Ton der Stimme, ist ihm in einem hohen Grade, und namentlich eine wahrhaft tragische Gewalt verliehen, die sich nicht nur im Dialog, sondern fast noch stärker in seinem Gesang offenbarte."

Ich habe mich im bisherigen Laufe meiner biographischen Mittheilungen wohl gehütet, durch eingestreute Kritiken, obgleich deren zur Auswahl vorgelegen und in Glimpf und Schimpf viel Ergötzliches geboten hätten, dies Buch zu füllen. Diesmal entschloß ich mich, vorstehendem Aufsatze einen verhältnißmäßig so großen Raum zu gönnen, weil er gewissermaßen in deutlichen und unpartheiischen Worten die Stimmung ausspricht, welche über mich und mein Spiel im gebildeten Theaterpublikum Berlin's vorherrschte. „Lorbeerbaum rc."

hatte die Erwartungen, die ich davon für mich gehegt, nicht erfüllt, sondern weit übertroffen. Die Schauspieler standen verblüfft und sahen sich gezwungen, umzustimmen, wobei jedoch dankbarlichst zu erwähnen, daß auch die Uebelwollenden unter ihnen, deren einige beschäftigt waren, mit vollem Eifer ihre Schuldigkeit auf den Brettern gethan. Bekannte und Unbekannte drängten sich noch am Abend der ersten Vorstellung nach der Bühne, in mein Ankleidezimmer, mich herzlich zu begrüßen. Daheim fand ich die Freunde, frohlockend, uns entgegenjubelnd. Sogar Chamisso und Hitzig, kamen aus dem Theater in die Holzmarktstraße, mir die Hände zu reichen und traten dann erst ihren Heimweg in die Gegend des Halle'-schen Thores an. Als ich am nächsten Tage mich nur auf der Straße blicken ließ, winkten mir Leute, mit denen ich nie gesprochen, die ich kaum kannte, ihre Theilnahme aus der Ferne zu: Sie sind ein Wunderthäter, Sie haben Berlin für das Geschick eines Poeten interessirt! Unzählige Zuschriften in Prosa wie in Versen empfing ich, meist von jungen unbekannten Schriftstellern. Der Eine wünschte mich kennen zu lernen, der Andere sendete mir seine Dichtungen, der Dritte ein Stück, worin ich spielen sollte, der Vierte wollte Schauspieler werden, der Fünfte brauchte Geld, der Sechste besang mich und sich in schwermüthigen Tönen u. s. f. Alle jedoch kamen darin überein, daß in der Brust des Menschen, der „den armen Heinrich" gedichtet und dargestellt, den Heinrich, „welchem der Winter den Frühling todgeschlagen," ein Wiederklang für solche Töne der Liebe vorhanden seyn müsse. Ich war wirklich einige

Zeit hindurch der Löwe des Tages. In demselben Zeitungsblatt, welches jetzt eben noch vor mir auf dem Tische liegt, weil ich den Schulz'schen Aufsatz daraus abgeschrieben, les' ich unter jener Kritik, in unmittelbarer Folge, die Anzeigen: „Dramatische Vorlesungen von Holtei, zum Besten der Armenspeisungs-Anstalt" — „Mittwoch den **20**sten: des Adlers Horst, rom. kom. Oper von Holtei rc." — „Donnerstag den **21**sten: Lorbeerbaum und Bettelstab rc. von Holtei." Kurz Holtei und Holtei, wohin ich blicke.

Der König hatte der ersten Vorstellung beigewohnt. Er fand sich auch, zu meinem großen Erstaunen (denn die furchtbar düstre Färbung der letzten Akte, dacht' ich, würde Ihn gerade, wie ich Seinen Theatergeschmack zu kennen meinte, anwidern!) bei der dritten ein und zwar mit einer zahlreichen Begleitung fremder hoher Herrschaften.

Während ich mich vom dritten zum letzten Akt umkleidete und umschminkte, was bei meinem Mangel an Routine, die ersten Male noch ein bischen langsam von Statten ging, kamen einige Boten, die da athemlos meldeten, Seine Majestät sey auf der Bühne gewesen und habe nach mir gefragt. (Der verstorbene König pflegte die Bretter des Königstädter Theaters nur dann zu betreten, wenn Ihm näher stehende Hohe Gäste die Prinzen-Loge inne hatten und Ihm in den Zwischenakten einen Besuch abstatteten, den Er bisweilen erwiederte. Der Weg aus einer Loge in die andere, führte über ein kleines Eckchen der Bühne. Ausnahmsweise ging der König dann auf diesem Wege einige Schritte

weiter vor, um vielleicht Jemand anzureden.) Dies war an jenem Abende der Fall gewesen; Er hatte meine Frau erblickt, nach mir gefragt und ihr, als Er vernahm, daß ich in der Garderobe sey, befohlen, mir Seine Theilnahme an dem gelungenen Stücke und an meiner Darstellung kund zu geben. Er hatte dies in sehr huldreichen Worten und mit einer gewissen Absichtlichkeit gethan, gleichsam als läg' es in Seinem Willen, die Umstehenden hören zu lassen, was Er gesprochen.

Bei der festen Ueberzeugung, die meine Frau mit mir theilte, daß die Königstädter Entreprise ohne Zuschuß nicht bestehen würde und daß in wichtigeren Fällen die Meinung von Oben (wie entschieden man es auch ableugnete) doch immer erst eingeholt werden müsse, gab mir dieses Gespräch vollkommene Zuversicht und ich sah mich am Ziele meiner bereits erwähnten, billigen, bescheidenen und gerechten Wünsche.

Merkwürdig genug aber datirt gerade von jenem Abend eine mir nur allzufühlbare Gegnerschaft der Direktion. Bis dahin war Alles ganz erträglich zwischen mir und Herrn Cerf abgegangen. Zeigte derselbe sich auch meinen künstlerischen Intentionen eben nicht allzu willfährig und mußte ich ihn, in seiner kurz-abfertigenden und schonungslosen Entschiedenheit, den mir an's Herz gewachsenen „Hanns Jürge" mit dem aufgegebenen „Herrn Heiter" in einen Topf werfen hören, um beide mit einander bei Seite zu schieben, was mir weh' that, so hatte er sich doch sonst freundlich genug gegeben und sein Benehmen hatte mich immer noch an die Möglichkeit glauben lassen, daß ich mit ihm ausdauern

könne. Das wurde von jetzt an höchst schwierig. Er war wie umgewandelt und ergriff jede Gelegenheit, mir zu beweisen, daß er unumschränkter Despot sey, und daß auch ich die Willkühr seiner Despotie erdulden müsse. Ein eklatanter Fall bestätigte mir diese Absicht.

Ich hatte, um die Wiederholungen des „Lorbeerbaum" durch einigen Wechsel zu unterbrechen, eine ebenfalls für meine Debüts geschriebene Liederposse: „Ein Achtel vom großen Loose" rasch heran zu bringen gesucht und diese wurde, mit noch zwei andern Neuigkeiten von andern Verfassern auf den alten Schicksalstag den 24. Febr. angesetzt. Es war ein Sonntag. Das Haus überfüllt. Sonntag, — drei neue Stücke, — und heftiger Andrang im Königstädter Theater! Wer diese Combination jemals mit angesehen hat, wird wissen, was sie bedeuten will. Die zu einer Thierhetze versammelte Masse irgend einer an blutige Schauspiele gewohnten Bevölkerung, kann nicht wilder, nicht unerbittlicher seyn: ein Opfer, mindestens, muß ihr fallen. Aber so weit ging mein fester Wille, Frieden zu halten und wo möglich nie zu widersprechen, daß ich mir auch dies unheilverkündende, (vielleicht nicht ohne Grund getroffene) Arrangement stillschweigend gefallen ließ. Während des ersten Stückes befand ich mich in meiner Garderobe, wo ich, abgeschieden von Allem, was unten vorging, noch einmal mit Aufmerksamkeit die neue, umfangreiche Rolle durchging. Als ich jenes Geräusch auf den Treppen vernahm, welches ankündiget, daß der Vorhang gefallen und mich nun auf der Bühne zeigte, empfing mich Herr Cerf mit dem freundlichen Gruße:

„Na, das erste Stück ist schon ausgepocht!" Und so war es wirklich. Man hatte — ich weiß mich durchaus nicht mehr zu erinnern, wie es hieß und wer sein Verfasser gewesen?) — es kaum zu Ende spielen lassen. Noch hört' ich das höhnische Jauchzen im tobenden Hause. Ich trat an den Vorhang und blickte durch eins der mit Blech*) eingefaßten Observationslöcher auf die wildbewegte Menge hinaus.

Niemals hab' ich im Theater eine Versammlung gesehen, deren Physiognomie so deutlich darauf hinwies, daß sie Skandal wünsche und suche. Da blieb nichts übrig, als in Geduld über sich ergehen lassen, was nicht mehr zu vermeiden war. Ich versammelte die Mitspielenden, — außer meiner Frau waren nur noch Herr Meixner und Mad. Hüray in meiner Posse beschäftigt, — um mich her und redete das kleine Häuflein an, wie etwa König Heinrich der Fünfte seine Truppen vor der Schlacht bei Azincourt. Der Inspicient gab das Zeichen und die Musik begann. Aber schon während der ersten Lieder legte sich der Sturm im Publikum. Es war, als ob die leichten Melodieen jeden üblen Willen beschwichtigten. Bald ließen sich Beifallszeichen hören;

---

*) Da es trotz aller in den Theatergesetzen verhängten Geldstrafen, niemals und nirgend möglich gewesen, zu verhindern, daß die Neugier mit spitzen Fingern, in den Vorhang des Musentempels Ritze bohrte, um mit der Außenwelt zu korrespondiren, so haben die meisten Direktionen vorgezogen, offizielle Gucklöcher einzurichten und diese Oeffnungen durch feste Grenzen vor allzu willkührlicher Erweiterung sicher zu stellen.

von einem Auftritt zum andern stieg der Applaus; jeder Scherz wurde verstanden und gut aufgenommen; auch nicht ein Zischlaut mischte sich in den Jubel. Bevor wir uns noch besinnen konnten, war der kurze Akt zu Ende und ein dröhnendes Hervorrufen deutete den vollständigsten Erfolg an. Dieser unerwartete und unter solchen Umständen fast unbegreifliche Sieg über die Masse wurde um so merkwürdiger, als die heitre Stimmung, die sich der Sonntags=Vergnüglinge bemächtigt zu haben schien, keinesweges anhielt; denn kaum war das dritte Stück begonnen (dies war eine etwas breitgehaltene, aber gar nicht schlechte Farce von Albini), als die Bosheit schon wieder durchbrach, obgleich Beckmann die Hauptrolle hatte. Nach der dritten Scene mußte er, sammt seinen Mitspielern aufhören; der Vorhang fiel, ehe noch Jemand im ganzen Hause wissen konnte, ob das Stück gut oder schlecht wäre? Und der Tumult lief endlich darauf hinaus, daß unter furchtbarem Gebrüll, der damals noch junge „Eckensteher Nante im Verhör" begehrt wurde, ein Begehren, welchem Beckmann nach vielem Widerstreben gehorchte.

Wie leid es mir auch um den armen Albini that, mit dem ich persönlich befreundet war und dem ich, in seinem bekümmerten und von stets quälenden kleinlichen Sorgen gestörtem Erdenwallen manchen Beweis aufrichtiger Freundschaft zu geben suchte, war es mir doch unmöglich, ein Gefühl des Triumphes zu unterdrücken. Ich sagte mir, es ist nicht der Werth Deiner kleinen werthlosen Liederposse gewesen, welcher so zauberische Gewalt über die wilde Menge ausüben können; vielmehr

war es deine eigene Erscheinung, die eine Art von Achtung sich gewann und du mußt doch in Berlin etwas gelten, daß du im Stande warst, die bösen Geister, wenn auch nur für eine halbe Stunde, durch deine Persönlichkeit zu bannen. (Albrecht meinte: Holtei ist mit seiner Posse nur deshalb glücklich durchgekommen, weil ihm noch ein Blättchen von seinem „Lorbeerbaume" in den Haaren hing; dafür hatten die Schneidergesellen auf der Gallerie Respekt). Dem sey wie ihm immer wolle, „Ein Achtel vom großen Loose" hatte, zwischen zwei ausgepochten und ausgepfiffenen Stücken, sich glänzend gehalten und war vom ersten bis zum letzten Worte mit entschiedenen Beifallsbezeigungen begleitet worden. Nach etwas Anderem hatte, meiner Ansicht nach, eine Theaterdirektion — (und jene des damaligen Königstädter Theaters gewiß!) — nicht zu fragen. Wie sehr mußt' ich also erstaunen, als ich am nächsten Tage in der Theaterkanzlei erfuhr, mein Stück sei ganz, wie die beiden andern, mit denen im Vereine es für einen der nächsten Tage wieder angesetzt gewesen, zurückgelegt worden, um nicht mehr gegeben zu werden. Auf meine an den absoluten Monarchen unseres Bühnenreiches gerichtete Frage, erhielt ich die, in bekannter, mehr als entschiedener Form gegebene Antwort: „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich ausgepfiffene Stücke wiederholen soll?

Ich müßte sehr langweilig werden, die Leser verletzen und ermüden und würde, bei aller Wahrheitsliebe zuletzt doch den Vorwurf l ü g e n h a f t e r U e b e r t r e i b u n g auf mich laden, wenn ich des Breiteren erzählen wollte,

welchen Ausgang dies Gespräch — vielen nachfolgenden ähnlich) — nahm. Bescheidener Bitte, geduldiger, gutmüthiger Auseinandersetzung der Verhältnisse, freundlichem Zureden, wurde nichts als übermüthige, unbeugsame Verweigerung entgegengestellt, — und ich, immer fest beharrend in dem Vorsatze: meinen Frieden zu halten und durch Sanftmuth mein Ziel zu erreichen, schwieg endlich und räumte schweigend das Feld. Wer jemals mit jener Theater-Direktion in geschäftlichen Beziehungen stand und die Art und Weise kennen lernte, die dort vorherrscht, der wird mich verstehen, ohne daß ich weiter in's Detail gehe. Wem diese Zustände und Persönlichkeiten fremd sind, der danke Gott und versage mir sein Mitleid nicht.

Kurz, das „Achtel" sollte begraben seyn! Als unerwartet und gewiß sehr unwillkommen, ein Befehl des Königes, Der bei der ersten Vorstellung nicht zugegen gewesen, wegen einer Wiederholung des kleinen Stückes einging, da wurde, — man bewundere den Scharfsinn! — dasselbe plötzlich einmal eingeschoben, als ein Krankheitsfall die bestimmte Vorstellung störte und mir nur einige Stunden zuvor die Nachricht zugestellt. Hätt' ich mich geweigert, so würde man höchsten Ortes anzuzeigen nicht ermangelt haben: Ich wolle nicht spielen. Ich mußte mir also auch dies noch gefallen lassen und spielte.

„Lorbeerbaum und Bettelstab" ging nun seinen Weg fort und wurde von einer Woche zur andern gegeben. Ich bereitete unterdessen einige andere Neuigkeiten vor, und suchte mir die Hoffnung, ohne welche keine Arbeits-

lust denkbar ist, allen trüben Ahnungen zum Trotz, frisch und lebendig aufrecht zu halten.

Um die Geschichte meines Debüts in der Königstadt bis zu ihrem Hauptwendepunkt nicht zu unterbrechen, hab' ich es aufgeschoben, von einem Lebensplane zu reden, der früher schon angeregt und vorbereitet, gerade jetzt in eine Art von Realität übergehen zu wollen schien und der, wie bei mir alles Günstige zur Unzeit kommt, mein thätiges Einschreiten forderte, als ich eben von der Schauspielerei recht in Anspruch genommen war. Die lange, breite und sehr breitgetretene Geschichte mit kurzen, klaren Worten rein historisch darzustellen, soll meine Aufgabe seyn. Ich will sogar denjenigen Menschen, die in meinem schwarzen Buche schwarz angeschrieben stehen und bei deren Namen ausdrücklich bemerkt ist, daß sie hier einige Hiebe bekommen sollten, jene Hiebe erlassen; um so eher, als Mehrere von ihnen unterweilen dorthin gegangen sind, wo meiner Feder Spitze und meiner Rache Stachel sie nicht mehr erreichen würde.

Der trostlose Zustand in welchem sich meine Frau, wie schon hinreichend gesagt, seit unserer Rückkehr aus Darmstadt bei'm Theater befunden, der Ueberdruß, den ich gefühlt, ehe ich mich wieder entschloß, selbst aufzutreten, das Bedürfniß, unsere Einnahmen zu vergrößern, dies zusammen genommen hatte mich mit dem Gedanken Berlin wieder zu verlassen, wenn auch nicht vertraut gemacht, doch einigermaßen versöhnt und wir grübelten öfters über der Möglichkeit einer Ausführung, als mein

Freund Remie, durch Auflösung des Leipziger Hoftheaters von dort nach Hamburg übersiedelnd, über Berlin reisete, und mich aufmerksam machte, daß im Februar **1833** ein neuer Verpachtungstermin für's Breslauer Theater ausgeschrieben sey! Wir waren nach kurzer Berathung einig und meldeten uns, ohne Aufschub, als gemeinsame Pächter dieses Unternehmens. Remie's Namen von der Zeit her, wo er als Inspektor des durch die Aktionairs dirigirten Theaters in Breslau, den Geist der Ordnung über den ganzen ökonomischen Theil des etwas verwilderten Institutes gebracht, stand bei den einflußreichen Kaufleuten in solidem Andenken. Mir waren gewiß eben so viel Stimmen entgegen; doch fehlt' es auch nicht an jüngeren, seit meiner Trennung von der Vaterstadt zu ehrenhaften Staatsbürgern herangewachsenen Männern, die mir wohlwollten und den Antrag um meinetwillen unterstützten.

Es wurde lange und viel für und wider gestritten. wie es immer und überall geschieht, wo mehrere Nebenbuhler sich um einen Gegenstand bewerben und wo überwiegende Stimmenmehrheit den Ausschlag zu geben hat. Ich, wohl unterrichtet von den höchst feindseeligen Parteiungen, welche sich in der Heimath gegen mich und meine Bewerbung erhoben, deren Führer sogar zu den alten, längstvergessenen Seiltänzer-Kämpfen vom Jahre **1823** ihre Zuflucht genommen hatten, rechnete durchaus nicht auf Erfüllung jener Wünsche, die eigentlich auch mehr dem Freunde Remie, als mir, am Herzen lagen und ließ mich durch manchen, mir günstigen Vorbericht, vom Zustande der Wahlangelegenheiten nicht

abhalten, meine Debüts zu befördern, wie wir ja nur eben gesehen. Nun traf es sich so wunderbar, daß gerade in den Tagen, wo ich in Berlin über meinem „Lorbeerbaum" probirte, in Breslau die Pächterwahl vor sich gegangen war, und mitten in die geistige Anregung, der ich als Dichter und Darsteller mich hingab, brachte mir der Briefträger ganze Stöße von Briefen, welche sämmtlich an den „Direktor des Theaters in Breslau" adressirt, Gesuche der verschiedensten Gattung, doch alle auf die Bühne meiner Heimath bezüglich, enthielten. Ich mußte annehmen, daß man Remie und mir den Vorzug vor mehreren Mitbewerbern gegeben und unsere Zweispännige Kompagnieschaft wirklich erwählt habe. Aber von Seiten Derjenigen, welche diese Wahl getroffen, erfolgte keine amtliche Benachrichtigung, und während ich in allen Journalen las, daß ich Breslauer Theater-Direktor geworden sey, gaben die Verpächter desselben kein Lebenszeichen von sich. Dies Räthsel sollte sich bald lösen. Schall (der schon seit längerer Zeit wieder in Breslau lebte), setzte mir den Zustand der Dinge, der denn freilich ein sehr trauriger war, auseinander. Wohl hatte man mir und Remie die Pacht zugesprochen. Aber Diejenigen, die es gethan, sahen, sogleich, nachdem es geschehen, ihre Berechtigung in Zweifel gestellt. Ich weiß wirklich nicht anzugeben, worin diese Zweifel bestanden? Irr' ich mich nicht, so hatte der sogenannte Ausschuß, ein aus sieben Actionairs bestehender, die Verwaltung der Geschäfte leitender Comité, sich selbst die Machtvollkommenheit beigelegt, die Pächterwahl zu entscheiden. Diese Befugniß, mochte sie vielleicht auch

früher stillschweigend zugestanden worden seyn, wurde jetzt von den Gegnern der getroffenen Wahl, unter denen zunächst einige sehr laute, meiner Person abgeneigte, und einige Begünstiger anderer Mitbewerber vortraten, entschieden abgeleugnet, ein Protest wurde bei der Königl. Regierung eingelegt, und so lange die Sache in dieser unglücklichen Schwebe hing, konnte und wollte der Ausschuß mir natürlich nicht eröffnen, daß er mich gewählt habe. Meine Situation war, ihrer Unsicherheit wegen, eine höchst peinliche und unangenehme. Ich konnte in Nichts entschieden handeln, wußte nicht, was ich ergreifen, was ich liegen lassen sollte und sah deutlich kommen, daß man noch zu einer abermaligen Wahl schreiten würde. Als Schall und andere Breslauer Freunde mir dies bestätigten, schrieb ich einen kurzen Absagebrief an den Ausschuß, worin ich für die mir gegönnten Stimmen dankte, doch bedauernd aussprach, daß ich einer zweiten Wahlschlacht mich unter keiner Bedingung Preis geben würde; daß ich vielmehr, wenn die auf mich gefallene erste Wahl (von der ich bisher nur durch Gerüchte vernommen) Seitens der Regierung nicht bestätigt würde, meinen Antrag entschieden zurücknähme und mich von der Liste der Candidaten wegzustreichen báte.

Die Regierung anullirte die erste Wahl, bestand auf einer zweiten, der Ausschuß — gab nach — und Herr Haake wurde Pächter des Breslauer Theaters.

Sehr auffallend war es mir, während dieser Unterhandlungen, die sich lange durch eine qualvolle Privatkorrespondenz zwischen Breslau und Berlin fortge-

sponnen, hin und her zerrten, unter den lebhaftesten Theilnehmern an meinem Geschick den Herrn „Inhaber und Direktor" des Königstädter Theaters zu sehen. Mit sichtlicher Freude vernahm er die ersten Nachrichten meiner Erwählung; redete mir dringend zu, nicht zurück zu treten, als Briefe aus Breslau mich schwankend machten; bot mir Kapital zum Betriebe meines neuen Geschäftes an, und zeigte sich in demselben Grade wohlwollend und zuthulich für meine Entfernung von Berlin, als er sich schroff, kalt — und in der Folge sogar zurückstoßend zeigte, sobald es sich darum handelte, meine Existenz an sein Theater zu knüpfen!

Der Allerthätigste, Aufrichtigste, und bei den furchtbarsten Leiden Unermüdlichste in diesen Vorgängen war Schall. Mit allen Personen in Breslau, die auf's Theater Einfluß übten, suchte sein theilnehmender Eifer zu verkehren, an Alle schrieb er, lud sie zu sich, hörte, horchte, lauschte, verglich, erwog und gab mir, man möchte sagen schon sterbend, täglich den getreu'sten Bericht.

Er schien in diesem rührenden Eifer für mein und meiner Familie irdisches Wohlergehen, welches er aus einer Pachtung des „alten kleinen Hauses" mit Sicherheit prognostizirte, eine Ausgleichung jener Geldopfer zu suchen, die sein Leichtsinn mir früher abgedrungen. Aus seinen Briefen spricht die Hoffnung, er werde leben so lange bis ich gewissermaßen versorgt und sammt den Meinigen durch den Ertrag dieses Geschäfts gesichert sey. Dennoch aber ist er auch wiederum der Erste, der mir zuruft: „man hält Dich hin! die Sache nimmt

eine schiefe Wendung! Spiele das Prävenire!" Und als die andern Breslauer Freunde schalten, daß ich die Büchse zu früh in's Korn geworfen und mich einer zweiten Wahl entzogen hätte, — eigentlich doch nur aus falschem Stolz und verletzter Eitelkeit!? schreibt mir der alte Schall: „Täglich beweiset sich's mir nun mehr und mehr, wie recht und gut ich daran gethan, Dir Alles das zu schreiben und zu melden, was ich Dir geschrieben und gemeldet. Eine innere Stimme sagt mir: Du thust eigentlich wohl, in Berlin zu bleiben und dich hier weiter nicht einzulassen. Fahre crescendo fort. Mit mir geht's diminuendo trotz allem Anschein zuweiliger Besserung."

Dies Buch ist keine Sammlung von Briefen. Ich darf, was ich aus Schall's letztem Lebensjahre aufbewahrt, hier eben so wenig benützen, als ähnlichen Vorrath, von anderer Hand, — nicht einmal auszugsweise. Ich brauche den Raum, der mir in einem (sechsten) Bande noch gegönnt ist für mich selbst und werde mich sehr spärlich einrichten müssen. Doch lieber will ich ein Kapitel aus meinem Leben unterschlagen, als dem Vergnügen entsagen, ein Schreiben des mir Unvergeßlichen hier buchstäblich-unverändert abdrucken zu lassen. Einen Commentar braucht es nicht. Es ist er selbst.

„Du weissest ja wohl, Du lieber „Lurbeermahn," was Calomel Hochwohlgeboren sind? O, eine verruchte Medizin! Ich habe sie in den letztvergangenen Wochen als Hauptgiftheilmittel in Pillenform und in so drastischen Dosen in meinem vermagerten Cadaver rumoren lassen müssen, daß ich dadurch ein Kran-

kenleben führte, in welchem sich physischer und psychischer Ekel unaufhörlich überboten und meine Leiden zu einer so noch nicht empfundenen verzweifelnden Unerträglichkeit steigerten, die mir die Marterwoche zu einer wirklich solchen machte und bis in die Feiertrage hinein verlängerte. Erst seit ein paar Tagen ist diese Ekelkurperiode vorüber und einige Lebenslust mir wiedergekehrt. Das Wasser, — das wassersüchtige nämlich, — ist nun wohl ganz heraus aus der Brust und der schlappen Wampe, ja sogar aus den Beinen und dem oberen Theil der Füße und nur in der untersten Region der letzteren stagniren noch einige Pfützchen, auf deren Austrocknung nun noch losgearbeitet und gewartet wird. Ich darf nun wohl wirklich hoffen, daß auf diese, mehr als halbjährige, qualreiche Leidensperiode eine Genesungszeit und wohl gar eine recht dauernde und gründliche folgen wird!? Freilich nur unter sehr bestimmten und fest zu haltenden Entsagungs- und Entbehrungsbedingungen, denen ich mich aber fernerhin, so leicht als jetzt, unterwerfen werde, so leicht und so gern! Nur, — o höre und lies mich, Du lieber Gott: nur kein langes, irgend ausdauerndes Krankenleben! Und wo nicht Genesung, die mir geistige Thätigkeit gestattet, lieber und sehr gern den Holbeinschen Balletmeister.

Zimmergefangener bin ich noch und muß es noch bleiben, bis Tellus und Spes grüner als jetzt und meine sämmtlichen Gliedmaßen entwässert sind.

Also — was ich doch sagen wollte, — wirklich „Schwerdt und Spindel" in Berlin oder Pots-

burg, oder Charlottendam? — Und vorläufig Dlle. X. gripsig? Also die ist auch dabei? Nun das kann gut werden. Ich fürchte nämlich das Schlimmste, was in jedem Falle das Beste ist. Schreib' mir nur ja, wie es auch ausfällt, gleich, und die reine Wahrheit, sey sie auch noch so be —. O zieriger Gedankenstrich! Möchten aber en tout cas, — im Fall des Fallens, oder des Gefallens, — die kritischen Freunde wahrhaft freundlich das ihrige thun! Verstehe mich weder Miß- noch Lady, wenn ich Dir sage, — (ganz entre nous aber!) — daß ich bei'm „Knopf am Flausrock" mit besagten und gemeinten Freunden nicht zufrieden gewesen. Nicht daß ich da mehr gelobt hätte seyn wollen, — obgleich freilich auch das vom Spuckschulz, der in der Spenerschen eben so quatsch als sich ungebührlich vornehm gegen mich anstellend, über das Knopfstückel saalbaderte, — also nicht mehr gelobt, ja selbst weniger, aber anders, treffender, eingehender, das Eigenthümliche auffassender. Sorge, daß irgendwo, — das gefährliche misozynische Drama sey oder habe gefallen! — in Berlin ein tüchtig, gründlich Wort über Stück und Dichter gesagt wird. O sag' es selbst!

Die Ausarbeitung der liegen-bleiben-haben-müssenden dramaticorum, — (großer Vorrath!) — liegt mir so sehr auf der Seele, daß ich darauf zappele so weit wieder hergestellt zu seyn, wie mir auch ermunternde äußere Antriebe fehlen. Und Du mußt mir da ein paar Hauptrollen spielen, die Hanns heißen, Du lithographirter Heinrich.

Bleibt mir so leidlich wie mir ist und wird mir gar, wie ich hoffen nicht nur darf, sondern soll, noch besser, so schreib' ich Dir sehr bald, sehr viel. Denn Du bist und bleibst doch mein liebes Mit-Lama für Zeit und Ewigkeit.

Grüße sehr! Namen nennen sie nicht. Doch ein paar: la femme, die Frau und Albert, den Albrecht, dem ich in nächster Woche bei ausdauernder Schreibfähigkeit sehr schreibe.

Also nicht nur „der alte Doppel" ist tod, sondern auch Devrient, Rebenstein, Bernhard Klein, Kammergerichtsrath Markuard, die Varnhagen und nun auch Radziwil!? Aber noch leben der alte Gott und sein miserables Geschöpf

Karl Schall."

Dieser Brief, der letzte den Schall mir gesendet, trägt keine Bezeichnung des Datums. Aus dem Inhalt geht hervor, daß er um Ostern geschrieben seyn muß.

Im August starb er, seiner Hoffnungen und aller Kurqualen ungeachtet. Noch bis zum Tode hatt' er die Selbsttäuschungen fortgesetzt, denen er sein Leben lang unterworfen gewesen, denn jener „große Vorrath" auszuarbeitender dramatischer Stoffe, bestand aus einigen Blättchen, worauf außer etlichen Namen, kaum eine flüchtige Notiz gefunden wurde.

Er hat noch schwer, doch immer männlich und geduldig gelitten.

Seine letzten Worte waren der mehrfach wiederholte Ausruf: „Zu Gott!!"

Die bis in den jungen Frühling reichenden Wiederholungen von „Lorbeerbaum und Bettelstab" würden mir, als nun die Kälte eines immer spärlicher sich versammelnden Publikums mit der Wärme der Witterung zugleich eintrat, bald lästig geworden seyn, wenn nicht ihr träger Gang durch unerwartete Dazwischenkunft eines anregenden Prinzips wieder befeuert worden wäre. Ein junger Pariser Dichter, Xavier Marmier, mit Empfehlungsbriefen für Berlin versehen, brachte auch mir einen solchen und da er eben an einem Tage kam, wo ich spielte und da er, wie er mich versicherte, hinreichend unsere Sprache verstand, um einem deutschen Schauspiele folgen zu können, so schickt' ich ihn ohne Weiteres in's Theater, ziemlich gleichgültig bei dem Gedanken: daß dem frivolen Pariser Kinde, mein thränenreicher, in nassem Jammer fast ersaufender, verkümmernder Poet „assez bête" vorkommen werde. Einen reisenden, eleganten, blasirten Franzosen hatt' ich bei unserm ersten Ersehen in ihm kennen zu lernen gewähnt. Ein tiefbewegter, sichtbar gerührter, sentimentaler Jüngling trat mir bei'm zweiten Besuch entgegen. Der „arme Heinrich" hatte mir auch sein Herz gewonnen und der schwarzlockige Franzose warf sich mir mit aller Schwärmerei jugendlicher Freundschaft und Anhänglichkeit in die Arme, wie nur ein blonder Deutscher es thun könnte. So lang' er in Berlin verweilte, sucht' er in meiner Nähe, in meinem Hause zu seyn und obgleich mir kein Zweifel darüber bleiben konnte, wie sehr seine begeisterte Verehrung mich und meine Poesieen überschätze, durft' ich deshalb doch von seinen geistigen Fähigkeiten und

seinem kritischen Vermögen nicht geringer denken, weil ja in seiner parteiischen Vorliebe für mich, die Verschiedenheit der Länder, der Sitten, der Sprachen, der Bühnenformen ihn entschuldigte. Er war sehr jung, sehr unerfahren, sehr empfänglich und gerade deshalb durchaus liebenswürdig. An der jugendlichen Empfänglichkeit die er unsern deutschen Zuständen entgegentrug, konnte sich ein deutsches Gemüth erfrischen. Sein Umgang belebte mir mit dem Rosenschimmer der Jugend einen Zeitraum von vier Wochen, den ich ohne ihn düster genug zugebracht haben würde.

Der Mai war denn angebrochen, in milder Pracht. Das Theater wurde täglich weniger besucht. Nachdem ich an einem wunderschönen Sonntage vor ganz leerem Hause gespielt, schrieb ich an Herrn Cerf. Ich erklärte ihm, daß es mir peinlich sey, jetzt noch, bei immer schwächer werdenden Einnahmen, für jedes Auftreten ein Honorar von vier Friedrichsd'or zu empfangen, und schlug ihm vor, diese Summe noch herabzusetzen, damit ich der Kasse keinen Schaden brächte, wenn ich den Sommer über fortführe zu gastiren.

Auf diese gewiß gutgemeinte Zuschrift empfing ich die, übrigens in sehr artigen Formen abgefaßte Entgegnung: Gastrollen könnten nicht ewig dauern, die meinen müßten denn auch zu Ende gehen und ich hätte, sobald mein letztes, neues, bereits zur Probe angesetztes Stück: „der wandernde Sänger“ gegeben sey, unsern Gastspiel-Vertrag für abgeschlossen zu betrachten.

Wie konnte ich anders vermuthen, als daß diese Lösung des Gastspiels, die Aussicht auf ein Engagement

im Hintergrunde habe? Das war es ja, was ich wollte!! Ich machte also ohne Aufschub meinen Antrag. Sämmtliche dahin gehörige Papiere sind längst vernichtet; thörig genug hab' ich alle verbrannt. Ich bin also nicht im Stande, Zahlen und Daten genau anzugeben. Nur so viel weiß ich, daß meine Bedingungen sehr bescheidene gewesen sind, also sehr leicht zu erfüllen!

Dennoch wurden sie zurückgewiesen, nicht etwa weil man sie noch zu hoch gefunden hätte, sondern weil man überhaupt mich nicht engagiren wollte. Man schrieb mir: ein Engagement als Schauspieler könne mir bei'm Königstädter Theater nicht zu Theil werden, denn es seyen alle Rollenfächer hinreichend und genügend besetzt. Dagegen würde man mit Vergnügen meine Stücke annehmen und anständig honoriren, vorausgesetzt, wenn ich dieselben gleich von Haus aus so einrichtete, daß sie ohne mich gespielt werden könnten.

Darauf erwiederte ich nun, — immer so artig, bittend, beschwichtigend als möglich, — die letzte Zuschrift enthalte einen Widerspruch: denn da ich nicht im Stande wäre, Stücke zu schreiben, in denen Rollen vorkämen, die nicht in irgend ein bestimmtes Fach gebracht werden könnten, so müßte doch, sobald man die Möglichkeit nur annehme, manche meiner Stücke ohne mich nicht besetzen zu können, nothwendig eine Lücke mindestens im Personale vorhanden seyn. Und diese auszufüllen, wäre ja gerade mein Anerbieten!

Auch darauf empfing ich ein: Nein; diesmal ein kaltes, kurzes, entschiedenes! Dies gelangte in meine

Hände, eine halbe Stunde bevor die Probe meines neuen Stückes beginnen sollte. Ich blieb zu Hause, ließ mein Manuskript zurückfordern und betrat die Bretter nicht mehr, für die ich, noch vor wenig Tagen, mit redlichem Eifer leben und wirken zu dürfen gehofft hatte.

Meine Frau war durch mehrjährigen Contrakt, den ich bei seinem Abschlusse, als ehelicher Kurator mit unterschrieben hatte, und der folglich diesmal nicht gelöset werden konnte, wie jener erste, als wir nach Darmstadt zogen, fest gebunden. Darin lag das Betrübende dieses Verhältnisses.

Ich glaube in jener Zeit ist es gewesen, wo ich einen langen Bericht über den Zustand des Königstädter Theaters, über die Art der Leitung und über das Benehmen der Direktion abfaßte und Seiner Majestät dem Könige zustellen ließ. Daß er keine Wirkung hatte, wird Jeder leicht begreifen. Daß jedoch der Inhalt desselben, wie ich vermuthe, Demjenigen bekannt wurde, gegen den er zunächst gerichtet war, sollte mir künftig noch saure Früchte bringen.

Marmier kämpfte diese Kämpfe alle redlich mit uns durch und spie Zorn, Feuer und Flammen. O, warum rief er aus, warum sind Sie kein Franzose? Warum hat Berlin nicht zwanzig Theater, wie Paris!? Oder nur fünf, wie Wien!? Wo Eines mit dem Andern rivalisirt!? (Er hätte noch einfacher sagen können, warum sind Hoftheater und Königstadt nicht im alten Verhältniß geblieben? Schon das hätte mir genügt!) Ha, fuhr er fort, wenn wir jetzt in Paris wären! die Journale sollten Herrn C. wohl zwingen, Ihre allzu-

bescheidenen Ansprüche zu erfüllen!? (Guter Marmier, die Journale? —! Unsere Herren Berichterstatter lieben gar sehr ihre Freiplätze! —) „Ja, wenn wir in Paris wären!" —

Er kam mir mit diesem seinen stets wiederholten Ausrufe vor, wie jener alte General, der im unglücklichen Feldzuge von **1806** gesagt haben soll: „wenn ich man meinen Templower Berg hier hätte, ich wollt' es die Kerls schon zeigen!" Marmier's Anwesenheit und steter Umgang, woran sich manch' heit'rer Abend bei uns, bei Raumer's, bei andern Freunden knüpfte, half mir sehr wohlthätig über heftigen Kummer hinweg. Desto schmerzlicher drohte der unvermeidliche Abschied. Albrecht, Joseephy und ich gaben ihm das Geleite bis Potsdam, wo wir noch einen Tag mit ihm verlebten. Die nachfolgenden flüchtigen Verse, die er uns sandte, mögen ein Bild jenes Tages und zugleich ein Bild des jugendlichen französischen Literaten liefern, welches freilich dem gegenwärtigen Marmier wenig entspricht:

Potsdam

à

Joseephy, Albrecht, Holtei!

Amis, quand vous m'avez reconduit tous les trois
De Berlin à Potsdam, et qu' alors à la fois,
Reprenant à loisir nos vagues causeries,
Et traversant les bois, les plans, les prairies,
Et courant à la hâte, et rêvant lentement,
Nous avons visité le Versaille allemand,
Oh! oui, j'aimois à voir cette royale ville,
Si largement bâtie, et toujours si tranquille;

J'aimois son Frédéric, et son grand souvenir;
Ces lieux où si souvent on le vit revenir,
Ses monuments de roi, ses livres de poête,
Sanssouci magnifique et paisible retraite,
Et puis les lacs, le parc, où l'on erre à pas lents,
Puis le palais de marbre aux rendez-vous galants
De Guillaume second, de sa belle Comtesse. —

Là bas où nous avons déjeuné, notre hôtesse
Etoit laide, je crois, et son vin bien mauvais.
Mais je trouvais tout bien, car alors je rêvais
Au printemps, à la gloire, aux femmes, aux beaux jours,
Trempés de poësie et mélangés d'amours.
C'étoit un ciel de mai, large, bleu, sans nuages
Qui me faisoit revoir ces riantes images;
C' étoit un beau matin aux vermeilles couleurs,
C' étoit un lieu si frais, ces bosquets, et ces fleurs,
C' étoit l' espoir et vous, et tout ce que l'on aime
A prendre pour soutien, ou pour joyeux enblême.

Et puis le soir arrive et cela va changer.
Vous partez. Me voilà tout seul, pauvre étranger
Perdu dans cette ville où nous étions ensemble.
Quand je n'apperçois plus le char qui vous rassemble,
La tristesse aussitôt vient me saisir le coeur
Et si je veux revoir ces lieux qu'avec bonheur
Nous avons parcourus, je n'en sens que le vide,
La fade nullité et l'orgueil insipide,
Qui les fit si longtemps embellir à grands frais.
Alors las de les voir, combien je donnerois
Pour retourner encor devers la „Holzmarktstrasse"
Et chez toi, Holtei, prendre ma vieille place,
Trouver ton bon regard, ton serrement de main,
Et ne pas te quitter, sans te dire: à demain!

18. Mai 1833. X. Marmier.

Am letzten Mai sollte Ludwig Tieck's sechszigjährige Geburtsfeier begangen werden. Wilibald Alexis hatte schon im April in Anregung gebracht, daß es der literarischen Gesellschaft würdig und ihrer Richtung entsprechend sey, sich dieses Festes gewissermaßen zu bemächtigen und für Berlin an die Spitze desselben zu treten. Diese Ansicht, der ich beipflichtete, fand entschiedenen Widerspruch und wir wurden, — ich zum Erstenmale seitdem die Gesellschaft bestand, — mit unserm Antrag abgewiesen. Hitzig, Chamisso, Streckfuß ꝛc. unter den Gegnern und Widersachern meiner Wünsche und Meinungen zu sehen, war mir völlig neu. Der Ausgang der Debatten verletzte mich, denn man hatte mich gewaltig verwöhnt, bei all' meinen Vorschlägen: Ja zu sagen. Diesmal galt es nicht mir, sondern einer literarisch-kritischen Ansicht und gerade in dieser verstand Chamisso keinen Spas. Von sämmtlichen Führern der Mittwochs-Oligarchie trat nur Wilhelm Neumann auf unsere Seite. Wir drei also: Er, Wilibald Alexis und ich suchten nun, da wir in der Gesellschaft keinen Beistand fanden, unsere Verbündeten außerhalb derselben und bildeten unter Friedrichs von Raumer Vorsitz ein Festcomitee, dem noch der berühmte Bildhauer Rauch beitrat. Wir erließen alsogleich Anzeigen und Einladungen an alle Personen, von denen vorausgesetzt werden durfte, daß ihnen damit gedient seyn möchte. Der Andrang wurde bald so groß, daß wir mit Vertheilung der Karten sehr spärlich umgehen mußten und ich, dem dies beschwerliche Geschäft aufgebürdet worden, machte mir, ohne meine Schuld, wieder so manchen Feind.

Das Fest war, wie solche große Feste sind, zum Theil schleppend und langweilig, zum Theil wieder schön und belebt. Die ersten Mitglieder beider Theater führten den Aufzug der Romanze aus Oktavian aus, wozu Gläser die Gesänge komponirt; Wilibald Alexis, Raumer, Steffens hielten Reden; ich brachte ein Lied; Trinksprüche und Toaste fehlten nicht, und ein großer Pokal, mit Tiecks Bildniß geziert, ging, nachdem alle Versammelten daraus getrunken, als sichtbares Zeichen einer geistigen Feier, nach Dresden ab.

Wäre ich unmittelbar nach diesen, halb und halb gegen meine geliebte Literaria gerichteten Demonstrationen*) noch in Berlin verblieben, so würde eine gegenseitige Erkältung der wärmsten, freundschaftlichen Empfindungen fühlbar geworden seyn. Glücklicherweise war meine Abreise schon vorbereitet und während Monatlanger Entfernung vergaßen sich alle kleinlichen Neckereien.

Bald nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß bei der Königstadt nichts für mein Weiterstreben zu hoffen sey, setzte ich mich mit verschiedenen auswärtigen Direktionen in Verbindung und empfing nach und nach von Hamburg, Leipzig und München eine Zusage für

---

*) In meinem Liede lautete eine Stelle, mit ziemlich unversteckter Beziehung auf unsern Vorsteher, Streckfuß:

„Philister, Du, der Du Ihn dumm verkannt,
Gestreckten Fußes flieh', vom Fest' verbannt!"

Doch Raumer litt nicht, daß sie so abgedruckt wurde und ich mußte setzen:

„Flieh', tiefbeschämt, von unserm Fest' verbannt."

Gastrollen im Laufe des Sommers und Herbstes. Julie gab wieder einen Beweis seltener Entsagungskraft und festen Sinnes, als sie, anstatt weiblich und weibisch über ihr Zurückbleiben im schweren Joche des drückenden Engagements zu klagen und über meine Reise zu jammern, nur Worte der bekräftigenden Ermunterung vernehmen ließ und meinen Entschluß auf das Herzhafteste billigte. So zog ich denn auf eine „Kunstreise!" Gleich der Antritt dieser Wanderschaft, die ich in Sommerlust und Freiheitsgefühl recht künstlerisch froh beginnen wollte, wurde mir verbittert und erschwert. Neben fünf Passagieren, die sich gesellig-schwatzend, fröhlichsten Sinnes in dem Postwagen zusammen fanden, mußt' ich als Sechster höchst vorsichtig und bedächtig Platz nehmen, denn ein riesenhaftes Blutgeschwür, welches, — Dank sey der Treibhaus-Hitze im engen Wagen! — herrlich gedieh, hatte sich gerade in jener Gegend bei mir eingestellt, wo es für den Sitzenden kein Erbarmen giebt. Die Jammertöne, von den Stößen des üblen Weges mir erpreßt, erregten ein lautes Hohngelächter meiner unbarmherzigen Begleitung; ich kam verzweifelnd in Braunschweig an, wo ich einige Freunde aufsuchen wollen, und konnte, von heftigem Wundfieber geschüttelt, in den ersten Tagen nichts thun, als aus meinem Gastzimmer ein sorglich gehütetes Krankenzimmer machen. So begann mein erster Ausflug in die theatralische Welt, auf den ich mich, das Bewußtseyn einer, wenn auch nicht ausgebildeten, doch intensiven Kraft im Herzen, lebhaft gefreut hatte. Damit diese Freude nicht gar zu mächtig werde und mich etwa gar meiner irdischen „Pech-

vogelschaft" auf Wochen überheben, — damit ich mir nicht in den Kopf setzen möge, auch ich dürfe einmal wieder in Hoffnung glücklich und jung seyn, wurde mir dies kleine Hausmittelchen aplizirt.

Obgleich der Aufenthalt in Braunschweig, wie ich erst wieder auf den Beinen war, mir durch mancherlei interessante Bekanntschaften, unter denen ich jene im Vieweg'schen Hause nicht erfreulich genug schildern kann, höchst angenehm wurde, so trieb und drängte mich ungeduldige Erwartung doch unaufhaltsam nach dem nächsten Orte meiner Bestimmung. Ich wußte, daß ich in Hamburg jetzt noch nicht zum Spiel kommen würde, weil ein späterer Termin festgesetzt war, aber ich meinte doch, daß ich etwas versäumen könnte und ich eilte davon.

In Harburg, wo ich die Nacht zubringen mußte, um am andern Morgen mit dem Dampfschiff nach Hamburg überzusetzen, überkam mich ein Anfall, jenem ähnlich, der in Berlin, mehrere Jahre zuvor, den guten Matthisson veranlaßte, mich für einen Sterbenden zu halten. Diesmal aber glaubt' auch ich, ohne Matthissons Dazwischenkunft, es würde mit mir zu Ende gehen. Ein kalter Fleischsallat, der mir des Morgens um fünf Uhr in Celle als Frühstück dargereicht worden war und den ich gedankenlos verschlungen, mag wohl die Schuld zu tragen haben. Hilfe war nicht zu erreichen, das ganze Haus schlief und meine Angst-, Sturm- und Noth-Glocke vermochte Niemand zu erwecken. Eine halbe Stunde lang, dacht' ich, nun müßt' ich sterben. Und wie wüst mir im Kopfe war, wie unfähig zu denken ich mich fühlte: ein verzweifelter Gedanke verließ mich

nicht. Es war der, daß wenn ich nun tod wäre, in den Berliner Zeitungen zu lesen seyn würde: „Auf einer Kunstreise nach Hamburg ist H. v. H. in Harburg gestorben; *man* fand ihn des Morgens vom Schlage getroffen, *im* Bette." Dieser Artikel stand mit immer wachsenden, im Fiebertraume breit anschwellenden Lettern vor mir und erdrückte mich fast.

Als zuletzt der diabolische Sallat, trotz seiner Hartnäckigkeit einsehen lernte, daß keine Gewalt der Erde meinen innern Menschen zwingen könne, sich ihn zu assimiliren, gab er das Geschäft auf und entsagte jeder Sympathie. Doch hinterließ er mir, mit der Ueberzeugung, daß ich diesmal noch leben würde, auch ein Unbehagen, wie ich es nie empfunden. Der auf dem Dampfschiffe vorherrschende Geruch steigerte dieses Unbehagen immer auf's Neue; ich saß, ein bleiches Bild des Jammers, im schönsten Sommermorgenschein auf dem Verdeck und vermochte mich nur dadurch vor der gaffenden Menge einigermaßen anständig zu halten, daß ich den Saft mitten durchgeschnittener Zitronen saugte. Eine solche im Munde haltend fuhr ich, wie ein wilder Schweinskopf, in Hamburg ein.

Ich habe eine höchst abgeschmackte Pietät für Gasthäuser, in denen ich früher schon abgestiegen bin. Weil ich mich vor Jahren in einem Hôtel gut befunden, denk' ich, dort müss' es nun wieder so seyn, ohne zu bedenken, daß mit andern Besitzern auch andere Verhältnisse eingezogen sind. Das Haus, in welchem ich **1823** mit Luisen so glücklich war, hatte seitdem seinen alten Ruf eingebüßt, war zur Kneipe herabgesunken und ich ließ

mich durch keine Warnung abschrecken, es wieder zu beziehen, wohnte natürlich schlecht, unbequem und obenein — was damit immer in Verbindung steht, — verhältnißmäßig sehr theuer. Weil ich nun einmal mich gefangen hatte, sucht' ich mir's so erträglich als möglich einzurichten und konnte die schlechte Kost des Hauses um so leichter verwinden, als die Hamburger Gastfreundschaft es an Einladungen aller Art nicht fehlen ließ.

Der erste Besuch des Theaters enttäuschte mich sehr und nahm dem freudigen Vorgefühl: dort aufzutreten, jene stille Zuversicht, die ich bis dahin gehegt. Ich hatte nämlich (albern genug) obgleich mir bekannt war, daß man ein neues Schauspielhaus gebaut, immer wenn ich an Hamburg dachte, das alte, kleine, heimliche Schrödersche Theater im Sinne gehabt, wo dereinst als Luise dort spielte, ein so trauter Kreis würdiger, mit einander eingelebter Schauspieler, vor einem gut geleiteten, intelligenten Publikum wirkte. Jetzt umfingen mich die weiten, hohen, prachtvollen Räume, in denen sich meine Erinnerung an eine mir heilige Vergangenheit verlor, ohne einen beruhigenden Haltpunkt zu finden. Mir war als wär' ich nicht in Hamburg.

Auch in der Leitung des Geschäfts fand ich nicht mehr die ehemalige, sichere Ruhe. Größere Ansprüche, durch das neue Gebäude hervorgerufen, hatten die Aufmerksamkeit der Masse mehr auf Aeußerlichkeiten gerichtet; die Oper, früher in engbegrenzten Schranken gehalten, und nur mühsam mit dem rezitirenden Drama rivalisirend, hatte jetzt Ueberwasser und schwemmte die letzten Reste der Tradition aus Schröderscher Vorzeit lustig

fort. Nur hier und da ragte noch ein altes, ehrwürdiges Haupt aus den Wellen. Mir wohl bewußt, daß ich das jetzt gangbare „Komödiespielen“ nicht inne hatte, und daß ich es auch niemals erlernen würde, weil ich es nicht erlernen wollte, weil ich schlichte Wahrheit und innere Naturtreue erstrebte; mir wohl bewußt, daß ich nicht mitbrachte, was die Masse staunen macht, war mein Trost auf den richtigen Takt der Hamburger Parterrführer gestellt gewesen, den ich bei meiner ersten Anwesenheit kennen und achten gelernt. Diese waren abgestorben und die etwa noch lebten, hatten sich entweder nicht entschließen können, in's neue Haus mit zu übersiedeln, oder sie waren in dem nach Hinten zurückgedrängten, großen, düstern Parterre auseinander gesprengt worden.

(Bei dieser Gelegenheit will ich auch einmal meinem Herzen Luft machen, über die, für jeden verständigen und einsichtigen Theaterfreund wahrhaft traurige Einrichtung, vermöge deren bei all' unsern neuen Schauspielhäusern, die größere Hälfte des Parterres durch abgeschlossene Sperrsitze — (Parkett-Plätze) — in Anspruch genommen und also das eigentliche Stehparterre, in den Hintergrund verwiesen wird. Seitdem diese verwünschte Mode eingerissen, gilt es fast für unschicklich, ins Parterre zu gehen, während sonst Offiziere, höhere Beamte, Professoren, Gelehrte, Künstler, Studenten, in bunter Mischung durcheinanderstehend, dort den geistigen Kern des Publikums bildeten, wie sie den Mittelpunkt des Hauses gebührend inne hatten. Von dort aus entwickelte sich Lob und Tadel, wurden Meinungen gewech-

felt, ausgetauscht und berichtigt, theilten sich, in unmittelbarer Berührung von Einem zum Andern, Begeisterung und Entzücken wie in elektrischen Schlägen mit, und wirkten durch augenblickliche Ausbrüche eben so begeisternd und fördernd auf die Bühne hinauf. Seitdem wir kein anständiges Parterre mehr haben, haben wir auch kein anständiges Theaterpublikum mehr, ich meine: in dem Sinne, daß es sich als solches laut und entschieden geltend mache! Wir hören nur noch rohes Geschrei und sehen nur noch vornehm-schweigende, Brillen bewaffnete, Glaceehandschuh-schonende Apathie).

Doch bemerkte ich zu meinem Troste in Hamburg immer noch einen vorherrschenden Sinn für das, was einst gegolten, der sich laut und herzlich aussprach, — freilich meist bei leeren Häusern, während nur die Opern Kasse machten.

Ich hatte zum ersten Auftritt „Hanns Jürge" gewählt und den „alten Feldherrn." Das erste Stück war ganz neu, das zweite war vor mehreren Jahren einmal aufgeführt und ohne ein Zeichen der Theilnahme gelassen worden. Man behauptete, die Mehrzahl der Zuschauer hätte nicht gewußt, wer Kosciuszko sey? Dies erfuhr ich aber erst in der Probe, als es zu spät war, eine Aenderung zu treffen. Es trug eben nicht bei, mich mit Muth zu erfüllen. Auch war die Sache ziemlich gewagt. Den Hanns Jürge hatte ich in Berlin nur zweimal, den alten Feldherrn noch niemals gespielt. Und nun vor dem Publikum einer so großen Stadt, dem ich völlig fremd, höchstens als Verfasser einiger nachsichtig aufgenommenen Stücke dem Namen nach bekannt war,

auf die schlüpfrigen Bretter treten, wo der kleinste Fehltritt zum Falle führen kann: zum Falle, von dem keine Erhebung möglich! Denn gelang es mir an diesem ersten Abend nicht, so war es nicht blos mit Hamburg, es war überhaupt für mich mit allen Städten Deutschlands aus. Wo nimmt denn der Mensch die Kraft her, einer solchen Stunde, in welche gewissermaßen das Schicksal des Daseyns zusammengepreßt ist, wie etwa eine unglaublich große Luftschicht in das kleine Magazin einer Windbüchse, mit Fassung entgegen zu gehen und seinen Geist, sein Gefühl, seine Fantasie frei walten zu lassen?

Aber was ich in Berlin fest behauptet, als der dort verkannte „Hanns Jürge" fast spurlos vorüberging, traf hier schon ein. Zwar ließen sie mich lange genug auf das erste Zeichen beifälliger Theilnahme warten, doch als diese, nach der Erzählung vom Tode und Begräbniß der Mutter erst einmal erklungen war, — wobei mich anfänglich die donnernden Stöcke, die in Berlin das Gegentheil bedeuten, nicht wenig erschreckten, — schwieg sie auch nicht mehr, ja sie begleitete, ganz auf Wiener Art (wie ich denn im Allgemeinen Hamburg das nordische Wien nennen möchte) von nun an jede kleine Nüance durch entsprechende Aeußerungen des Mitgefühls und Verständnisses. Auch der „alte Feldherr" wurde durch mich zu Ehren gebracht. Gleich mein erstes Lied mußte wiederholt werden und hatten vor Jahren die Hamburger sich gleichgültig gegen den edelsten Polen gezeigt, als er über ihre Bühne geschritten war, so suchten sie jetzt das Versäumte um so stürmischer

nachzuholen. Ich sah mich sogar genöthigt, bei späteren Wiederholungen manche in der neuen Bearbeitung dieses Stückes enthaltene Beziehung auf Polens letzte Schicksale wegzulassen, weil ich aufmerksam gemacht wurde, daß von Seiten des russischen Minister-Residenten indirekte Beschwerden an den Senat ergangen seyen, über die durch einzelne Worte hervorgebrachte Wirkung.

Aplaudirt werden, sich hervorrufen hören, — das sind Dinge, die, wie angenehm sie auch dem Ohre des Verfassers, gar des Darstellers, klingen; wie nothwendig sie leider auch bei jedem Erfolge bleiben, doch niemals genügen können, ihn fest zu stellen. Aus dem verworrenen, oft rohen Lärm des körperlich gespendeten, sinnlich vernehmbaren Beifalls, muß eine geistige Stimme zum Geiste des Künstler's dringen, die Allem was ihn laut erfreu'te, erst höhere Weihe giebt. Er vernimmt sie aus den leisen Worten ruhiger Kunstfreunde, die mit vielberedtem Händedruck, mit sprechendem Blick darzuthun wissen, ob sie einstimmen können, in das Lob der leicht irre zu leitenden Menge?

An solchen fehlte mir's nach meinem ersten Austritt in Hamburg nicht. Auch unter den Schauspielern befanden sich — die Direktoren: Schmidt und Lebrün obenan — Männer, die wie Lenz, Jost, Schäfer, mit mehr als oberflächlichen Phrasen ein ermunterndes Wort an den nicht mehr jugendlichen Anfänger zu richten wußten. Denn daß ich in vielerlei Beziehungen ein Anfänger war, wußte ich am Besten und sucht' es niemals zu verheimlichen. Man mag ermessen, welche Freude mir unter diesen Umständen nachfolgende Zeilen

machten, die am Tage nach dem ersten Auftritt an mich gerichtet wurden und die ich heute noch wie ein Heiligthum bewahre:

„Der Herr v. Holtei hat einem achtzigjährigen Theaterfreunde, der Garrik und Le Cain sah, — Schröders und Talma's Freund war, im „Hanns Jürge" und im „alten General" zu viel Freude gemacht, um ihn nicht lebhaft aufzufordern, dem trefflichen Künstler seinen Dank und seine Verehrung zu bezeigen. Der Baron v. Voght wußte schon von Hrn. v. H., dessen selten erreichte Vollkommenheit in Artikulation, Accentuation und Betonung ꝛc. ꝛc.

Der Etatsrath Baron v. Voght, ein Mann der im Jahre **1780** mit Postdirektor Bostel und Agenten Greve im Verein das Hamburger Theater aus Schröder's Händen übernahm und von dem F. L. W. Meyer schreibt: „er war die Seele des Ganzen. Schröder hat von seiner Einsicht, Kunstliebe und Großmuth immer mit der höchsten Achtung gesprochen. Haben sich jemals reine und ehrenvolle Absichten der Bühne genähert, so geschah es hier."

Man sieht aus dem an mich gerichteten Briefchen, daß sein Lob auf zuversichtliche Kenntniß der Sache gegründet war und weil ich erwarten durfte, von diesem Nestor Hamburgischer Theaterkenner neben dem ehrenvollen Lobe auch belehrenden Tadel zu vernehmen, so ergriff ich eifrig, die mir gegönnte Erlaubniß, ihm persönlich zu nahen, ihm, von dem Semilasso in einer ihm gewidmeten Druckepistel so schön und treffend sagt: „der ehrwürdige, stets jugendliche Greis, der

mehr wie irgend Jemand Sinn für die edleren Empfindungen der Seele und für das rein Menschliche hat." So fand ich ihn, und lauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit seinen anmuthigen Schilderungen längst entschwundener Bühnenzeit, wo es noch wahre Freunde der Kunst gab: jener Kunst, die aufgehört hat eine Kunst zu seyn, seitdem jeder für einen Künstler gilt, der gerade Glieder und eine starke Lunge besitzt.

Unter allen Zeugnissen, die ich für meinen Bühnenberuf im höhern Sinne des Wortes, unabhängig von störenden oder hemmenden Gegenwirkungen äußerlicher Art, gesammelt und im Gedächtniß aufbewahrt habe, gilt mir jenes Entgegenkommen des Bar. v. Voght als eines der bedeutsamsten. Es muß nothwendig in meiner Darstellung etwas Ergreifendes, dem naturgemäßen Ausdruck und der Kunstwahrheit voriger Meister Entsprechendes zu Tage gekommen seyn, sonst würde der, dem Treiben der Gegenwart völlig fernlebende Greis, der sich zu jener Zeit sehr wenig um's Theater bekümmerte und um die Schauspieler gar nicht, wohl schwerlich Veranlassung genommen haben, mich anzusprechen und meine Bekanntschaft zu suchen. Um so aufrichtiger darf ich an seinen Antheil glauben, als er mirs durchaus nicht verschwieg, was mir, seiner kritischen Einsicht gemäs, noch fehlte, und als diese seine Kritik, dem in mir dämmernden Selbsturtheil erst zum klaren Bewußtseyn half. Ein unbedingter, jugendlich-begeisterter, wenn gleich achtzigjähriger Verehrer Schröders kannte nur ein Losungswort für den redlich meinenden Schau-

spieler: die Wahrheit! Diese hatt' ich, seiner Meinung nach, als Kosciuszko durch einen Aufwand von tragischen Posituren, pathetischen Deklamationen und französirenden Gesangseffekten, mehrfach beeinträchtigt. Dagegen war sie ihm in der Darstellung des „Hanns Jürge" unverkümmert entgegen getreten und er verhehlte mir nicht, daß er eine Erzählung und einen Monolog dem Besten an die Seite stelle, was er auf der Bühne vernommen.

Die Hamburger schienen ihm Recht zu geben: jene erste Vorstellung wurde öfters wiederholt und mit niemals geschwächtem Beifall.

„Lorbeerbaum und Bettelstab" und „Ein Trauerspiel in Berlin" bildeten nächstdem das Hauptrepertoir meines Gastspiels, welches sich durch unzählige andere, fast täglich wechselnde Gäste in Schauspiel und Oper, so wie durch die Darstellungen der Berliner französischen Schauspielertruppe hinzog. Im „Trauerspiel in Berlin," wo ich eine minderbedeutende Figur (den Franz) übernommen und wo meine Frau gar sehr fehlte, spielte der alte Meister Schmidt die Rolle des spitzbübischen Pietisten so außerordentlich, daß unser lieber Schmelka, der sie in Berlin gegeben, weit hinter ihm zurückblieb. „Der Lorbeerbaum" erregte auch hier, neben dem Antheil des nur schauenden Theaterpublikums, die tiefer gehende Erschütterung jugendlich-poetischer Gemüther und veranlaßte mancherlei an mich gelangende Zuschriften und Widmungen. Unter diesen befindet sich ein, in der Form vernachlässigtes, in seinem Inhalt bedeutendes Gedicht, dessen ungenannter Einsender mir dabei schreibt:

„Nehmen Sie beifolgende Zeilen, die nach Darstellung Ihres „Heinrich" der Begeisterung einer jungen Brust entsprangen, gütig auf. Glauben Sie nicht, daß ich dadurch die Zahl Ihrer Bewunderer vermehren will; hatte ich eine Absicht, so war es diese, Sie mit den Gefühlen eines von wahrer Kunstliebe durchdrungenen Herzens bekannt zu machen. Ist mir das Glück nicht unhold und sollte ich Ihnen einst auf gleicher Bahn begegnen, so wird meine größte Belohnung die seyn, mich über den Schritt den ich vorhabe zu rechtfertigen."

Diese Begegnung hat nicht Statt gefunden und ich will hoffen, daß der junge Mann sich eines Bessern besonnen und jenen bedenklichen Schritt nicht gethan hat. Der Gedanke, daß ich und mein Beispiel dazu beitragen könnte, die Unzahl deutscher Schauspieler zu vermehren, war mir stets peinlich. Wo es in meinen Kräften und Mitteln lag, hab' ich immer und überall mich bemüht, denen die sich persönlich an mich wendeten, die Lust so viel als irgend möglich zu verleiden. —

Nenne ich zu den in Hamburg gespielten Rollen, außer den vier obenerwähnten, noch den „Wallheim in Lenore," den „Otto im Achtel vom großen Loose" und den „Berliner Droschkenkutscher" (ein kurze Farce, die ich aus den erträglicheren Ueberbleibseln jener so schmählich umgeworfenen „Zauberdroschke" zusammengestellt) dann hab' ich wohl Alles genannt, was mit mehrfachen Wiederholungen zusammen gerechnet, einen Cyklus von vierzehn bis sechszehn Abenden giebt. Im Ganzen gefielen sämmtliche Stücke, die beiden letztgenannten Ber-

liner Lokalpossen am Wenigsten, wenn auch die Freundlichkeit des Parterre's, den Darsteller nichts entgelten ließ.

Meine Einnahme war eine mäßige. Sie hätte bedeutend seyn können, denn ich war auf den vierten Theil des Ertrages gestellt, eine Bedingung, die man sich im großen Theater der großen reichen Stadt schon genügen lassen kann. Unglücklicherweise jedoch, — und meinem Unglück in Allem, was Gelderwerb heißt, analog, — waren in jenem nassen Sommer, wo es zwei Monate lang fast täglich Regen gab (wenigstens in Hamburg) gerade die Abende, an denen ich auftrat, immer schön, so daß die Leute, der Lust in's Freie zu wandern, kaum widerstehen konnten. Die Consequenz dieses mich verfolgenden Wetterwechsels war so fest begründet, daß mehrere zum Theaterpersonale gehörende Hausfrauen nur fragten: auf welchen Tag ist Holtei wieder angesetzt? um ihre Wäsche so zu bereiten, daß sie an diesem Tage auf den Trocknenplatz gebracht werden konnte. Dennoch war ich, Eins ins Andere gerechnet, vollkommen zufrieden und was die Aufnahme in und außer dem Theater anlangt, mehr als zufrieden: war mit dem innigsten Danke erfüllt. Nur Gutes und Liebes hatte man mir erwiesen. Die Direktoren, die Mitglieder, die Theaterfreunde, die lustigen Gesellen welche mit dem jüngeren Personale verkehrten, die Literaten — und die Rezensenten, alle hatten Theilnahme, Wohlwollen, Nachsicht geübt und der Aufenthalt in Hamburg war mir ein durchaus angenehmer und erfreulicher gewesen, durch keine trübe Rückerinnerung gestört, außer daß ich, der sonst in allen Tafel-Genüssen Mäßige, unter meinen

Hamburger Bekannten den Ruf eines nie zu sättigenden Vielfraßes zurückließ. War es ein krankhafter Zustand? oder war es im Gegentheil Anzeige eines gesunden, von der Seeluft angeregten Appetites? ist muß eingestehen, daß ich in meinem Leben nicht so viel Speise zu mir genommen habe, als damals in Hamburg. Wenn Dr. Töpfer des Abend's nach dem Theater, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, den Versammelten meine carte à payer vom ganzen Tage vorlas, so erstaunt' ich selbst vor mir und meinen Thaten. Mindere Achtung erwarb ich meinen Fähigkeiten als Trinker und obgleich in verschiedene Kränzchen, Clubbs und Vereine als Ehrenmitglied gezogen, blieb ich bei'm besten Willen weit hinter den Forderungen zurück, die durch Wort und That ermunternd an mich gestellt wurden.

Einen sehr erfreulichen Eindruck hatte das Benehmen der französischen Schauspieler auf mich gemacht, deren ich zwar Einige aus früherer Zeit kannte, wo sie als Gäste durch Berlin reiseten und wo ich sie mit Boyeldieus Stief-Schwiegertochter bei mir bewirthete; denen ich aber seitdem sie in Berlin heimisch, in der weitläuftigen Stadt niemals wieder begegnet war. Der alte, würdige und liebenswürdige Düruissel, die schöne Deschanel, besonders aber der hypochondrische, und in seinem naiven Humor unwiderstehliche Komiker Franzisque, zeigten meinen Stücken und meinem Spiel ein unverstelltes Interesse, sie folgten beiden so weit ihre Kenntnisse der Sprache reichten und machten mir so manche treffende Einwendung, die vom tiefsten Verständniß zeigte. Dadurch zeichnen sich im Allgemei-

nen die französischen Schauspieler vor den meisten deutschen aus, daß sie, unter sehr seltenen Ausnahmen, fast immer mit Leib und Seele bei der Sache sind, daß nichts auf der Welt ihnen wichtiger scheint, als ihr Gewerbe, und daß sie mit kollegialischer Theilnahme Jedem zugethan werden, der sich in diesem Sinne ihnen anzuschließen sucht, so wie sie auch untereinander möglichst zusammen halten. Wenn bei ihnen die persönlichen Eigenschaften eines Mitschauspielers erwogen werden, so steht die Frage: „est il bon camerade?“ obenan. Neben ihrem unermüdlichen Fleiße ist dies eine ihrer schätzbarsten Eigenschaften und vielleicht sind eben jener Fleiß und eben diese Kameradschaft im Verein, die Hauptursachen, daß bei der geringsten französischen Truppe oft ein besseres Ensemble zu finden ist, als bei den besten deutschen.

Eh' ich von dem herrlichen Hamburg scheide, muß ich noch ein Geschichtchen erzählen. Ich war einmal des städtischen Geräusches und des furchtbaren Lärmens, den von Sonnenaufgang an unbarmherzige Ausrufer in den Gassen erheben, überdrüßig, mit einer wehmüthigen Sehnsucht nach ländlicher Abgeschiedenheit und Ruhe aufgewacht. Da ich einige Tage vor mir hatte, die weder für Proben noch für Aufführungen meine Gegenwart in Anspruch nahmen, so entschloß ich mich, auf gutes Glück in's Grüne zu fahren und einige Meilen von der Stadt entfernt, ländliche Einsamkeit aufzusuchen. Für diesen Zweck miethete ich einen Droschenkutscher, dem ich meine Wünsche auseinandersetzte und mit ihm abmachte, daß er mich an einen solchen Ort

bringen und mich erst am andern Tage, des Abends, wieder abholen solle. Wachtel, — das war der Name der auf der Wagenthüre seines bescheidenen Einspänners zu lesen stand, — entledigte sich bestens der eingegangenen Verpflichtung, er fuhr mich auf ein abgelegenes Dorf, dessen Gasthaus, von einem wild-verwachsenen ganz vernachläßigten Park umgeben, in frühern Zeiten wahrscheinlich einmal ein Lust- und Vergnügungsort in der Mode, jetzt aber völlig verlassen und menschenleer war. Dort setzt' er meinen Reisesack und mich eiligst ab und begab sich ohne Aufschub nach der Stadt zurück, um noch vor Abend neue Geschäfte zu machen. Die Wirthsleute, die mich erst sehr zuvorkommend empfangen, wurden sichtbar verlegen, als ich ihnen meine Absicht mittheilte, nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die Nacht bei ihnen zuzubringen. Ich schob ihre Bedenklichkeit auf den Mangel häuslicher Einrichtung, versicherte sie, daß ich mich mit Allem zufrieden stellen würde und suchte das Freie. Zum Essen wiederkommend, fand ich sie noch unfreundlicher als vorher; sie sahen mich mit prüfenden Blicken von der Seite an, gaben sich verstohlene Winke und ich mochte ein Gespräch zu beginnen versuchen welches ich wollte, kaum, daß ich eine trockne, einsilbige Antwort auf meine Fragen empfing. So lange ich noch im Spazierengehen eine Zuflucht finden konnte, sucht' ich mich über diese schlechte Aufnahme zu trösten, als aber gegen Abend heftige Regengüsse fielen und ich meiner freundlichsten Ansprache immer nur Trotz und finst'res Schweigen erwarb, ließ ich mir, nun auch unwillig geworden, mein Zimmer anweisen und

bestellte, man möge den Reisesack, in welchem sich Bücher befanden, heraufbringen. Es dauerte eine Ewigkeit bis er kam; wie ich ungeduldig über die Treppe hinab danach rief, sah' ich Mann und Frau und Dienstboten beisammen stehen, die meine Habseligkeiten mit prüfenden Händen untersuchten und zu berathen schienen, was wohl in der verschlossenen Tasche verborgen seyn könne? Ich verwies ihnen diese unschickliche Neugier. Sie brachten mir endlich das Verlangte herauf, blieben aber wie fragend im Zimmer stehen, so daß ich mich genöthigt sah, grob zu werden. Nachdem ich nun endlich so weit gelangte, ein Buch öffnen und lesen zu können, wurde ich wieder durch ein ewiges Trepp' auf, Trepp' ab Schleichen, Murmeln und Fluchen gestört; einigemale sprang ich nach der Thür', sie rasch und unerwartet zu öffnen und dann sah ich, wie die Horchenden sich schnell vor mir flüchteten. Mir blieb zuletzt nichts anders übrig, als zu argwöhnen, Wachtel habe mich in einer Räuberhöhle abgeladen und ich erwartete mit jedem Augenblicke eine stumme Magd bei mir eintreten zu sehen, die mir „Zwei Worte" zurufen würde, um mit mir die „Nacht im Walde" aufzuführen. Regen und Sturm rauschten in den Bäumen; das Zimmer in dem ich saß, sah verdächtig genug aus; alte zerrissene Tapeten hingen von den Wänden herab; Mäuse schlüpften über die Diele, und daß ich fortdauernd behorcht wurde, entging mir nicht. Was wollt' ich machen? Nachdem ich von meinem Souper einige Bissen gekostet, riegelte und schloß ich die Stubenthüre zu, so gut es gehen wollte und legte mich nur halb ausgekleidet auf's Bett, in der Ueberzeu-

gung, daß die Beute, welche man bei mir suchen könnte, nicht die Mühe verlohne, mich umzubringen. Nach Mitternacht hörte das verdächtige Schleichen und Horchen vor der Stubenthür auf und ich entschlief endlich, nachdem ich es überdrüßig war, auf jeden Schritt meiner Feinde zu lauschen.

Bei'm Erwachen war ich einigermaßen erstaunt, mich nicht in meinem Blute schwimmend, und überhaupt noch am Leben zu finden. Ich gab Zeichen dieses Lebens von mir und kaum waren sie gegeben, so erschien der Kaffee, den mir das Dienstmädchen mit dem freundlichsten Lächeln auf den Tisch stellte. Dann kam die Wirthin, eben so freundlich, eben so lächelnd, meine Wünsche wegen des Mittagessens zu vernehmen und auszuführen; dann kam der Wirth, sich zu erkundigen, wie ich die Nacht zugebracht? Und Alles war Artigkeit und Zuvorkommen. Da konnt' ich der Neubegier nicht länger widerstehen und ich forderte die närrischen Leute dringend auf, mir den Schlüssel zu ihrem Räthsel zu geben. Und was war es? Vor einem Jahre etwa, war ein junger Mensch zu ihnen gekommen, gerade wie ich; hatte, wie ich, den Kutscher heimgeschickt und ein Nachtquartier bestellt; hatte, wie ich, in dem nämlichen Zimmer gesessen und in die Nacht hinein gelesen; und hatte sich endlich — das war der einzige Punkt worin ich von ihm abwich — durch einen lauten und im ganzen Hause vernehmlichen Pistolenschuß das Lebenslicht ausgeblasen. Weil sie die in meinem Reisesack befindlichen und durch den umhüllenden Schlafrock nur undeutlich fühlbaren Haarbürsten für Taschen-Terzerole gehalten, so waren

sie der festen Meinung gewesen, ich hätte ebenfalls selbstmörderische Absichten. Die Frau meinte, es wäre doch höchst unangenehm, wenn ihr Haus in den Ruf käme, daß dort eine gute Gelegenheit zum todtschießen sey.

Anfang August traf ich in Leipzig ein. Auch dort begann ich, wie in Hamburg, mit dem nun schon seiner Sache sichern „Hanns Jürge" und dem „alten Feldherrn," der für Leipzig, zwar gern und oft daselbst gesehen, doch in der spätern Umarbeitung neu war. Mit dieser Wahl hatt' ich es glücklich getroffen. Sie gewann mir ein günstiges Vorurtheil, welches mächtig genug blieb, mir über einen sehr gefährlichen Abend, dessen wir sogleich Erwähnung thun wollen, fortzuheben. Man wird sich des Stückes erinnern, welches in Berlin bereits einstudirt war, und welches eben zur Aufführung gelangen sollte, als zwischen mir und Herrn Cerf der Bruch eintrat, welchem zu Folge ich es dann ungespielt zurücknahm. „Der wandernde Sänger." Es war — es war, muß ich sagen, denn es ist nicht mehr; ich hab' es, nachdem es mehrfach umgearbeitet, verkürzt, erweitert, immer nicht gut thun wollte, vernichtet! — ein wunderliches durcheinander von Lyrik, Sentimentalität, Humor, Romantik, Sängen, Klängen, Scherzen, Klagen, Lautenschlägern und Räubern, sauber und fleißig ausgeführt, von artigen Einzelheiten durchweht, im innern Kern und der eigentlichen Anlage nach erkünstelt, unnatürlich, mühsam gemacht und deshalb undramatisch, ja sogar untheatralisch. Es mißfiel denn auch in Leipzig, wo ich es mit großen Erwartungen auf die Bühne

brachte, völlig; einigen Auftritten und Liedern ward Aufmerksamkeit und Beifall gespendet; als aber das tragische Element plötzlich einsetzen wollte, schlug der Brei um und wo die Zuschauer schaudern, oder gerührt werden sollten, konnten sie nicht umhin, zu lachen. Ich lag sterbend am Boden, hörte das Gelächter (was schlimmer ist, als Pfeifen), und war der sichern Meinung, letzteres werde nachfolgen. Der Vorhang fiel. — Tiefes Schweigen herrschte. Nach einer kurzen Pause wurde ich, und zwar recht lebhaft und vollstimmig hervorgerufen. Aus diesem Rufe, dem doch der belebende Nerv' freudigen Beifalls fehlte, klang die Ansicht heraus: der Mann hat sich geirrt, sein Stück ist nicht gerathen, aber er verdient doch nicht, daß man ihn deshalb schlecht behandle!? Wir wollen ihn trösten! — Natürlich sagt' ich bei meinem Erscheinen, daß die mir gewordene Nachsicht, für die ich beschämt danken müßte, mich nicht über das Schicksal des Stückes verblenden könne und entschuldigte mich damit, daß man bei einem noch nicht aufgeführten Schauspiele nie im Stande sey, zu beurtheilen, wie es sich auf der Bühne ausnehmen werde?

Ich kann gar nicht beschreiben, welche Achtung mir das Benehmen des Leipziger Theaterpublikums durch dieses Verfahren eingeflößt. Wahrhaftig! nicht weil es mir geschah, sondern wirklich nur aus dem ganz allgemeinen Standpunkte vergleichender Betrachtung gewürdigt. Welch' ein bedeutender Vorschritt in Allem, was öffentliches Leben, gemeinsamer Ausdruck des Urtheils, Handhabung geistiger Gewalt heißt, muß in einer Stadt gethan seyn, wo die zufällig im Theater sich zusammen-

findende Menge so übereinstimmend und ohne durch spöttische Gegenwirkung behindert zu werden, einen Akt entschiedener Großmuth auszuführen vermag! Welch' ein Grad durchgreifender und alle Stände durchdringender Bildung muß da herrschen, wo Logen, Parterre und Galerie, die jetzt eben noch den Schluß eines traurig ausgehenden Drama's zu belachen sich geneigt finden, eine Minute nachher in der Ansicht einig werden, wir wollen den Mann, der uns schon lieb geworden ist, doch nicht kränken! und diese Ansicht augenblicklich mit herzlichem Wohlwollen kund geben? Ich wiederhole es, nicht weil es mir galt, nein, weil ich überzeugt bin, daß bei ähnlichen Fällen, das Leipziger Publikum nie anders als verständig, wohlwollend und gerecht handeln wird, deshalb acht' ich seine Stimme so hoch.

Ein anderer Theaterabend ließ mich diesen Takt für öffentliche Schicklichkeit, verbunden mit besonnener und doch milder Consequenz, noch deutlicher kennen und noch mehr bewundern lernen. Es war nach der ersten Aufführung von „Lorbeerbaum," die sich lebhaften, einigemale stürmischen Beifalls erfreute. Ich wurde am Schlusse hervorgerufen und beging, als ich hinaustrat, den Fehler, in meiner Eil' keinen der Mitspielenden mit zu nehmen, was ein Gast, und namentlich wenn er zugleich der Autor ist, in Beziehung auf die Darsteller der bedeutenden Rollen niemals versäumen müßte. Eben wollt' ich mein „Abdankungssprüchlein" beginnen, als einige Stimmen im Hintergrunde des Parterre's: „Meyer!" riefen. (Hr. L. Meyer, uns aus diesem Buche schon als ehemaliges Mitglied des Königstädter Theaters

bekannt, hatte den Chevalier mit gewohntem Talent gegeben). Ich, anstatt wie es ziemlich gewesen wäre, ihn aus seiner Garderobe zu holen und vorzuführen, ließ mich, in einer Anwandlung von übler Laune, verleiten, dem Inspizienten zuzurufen: „was fällt Ihnen denn ein, mich hinauszuschicken? Es wird ja Herr Meyer verlangt!?“ worauf ich mich wieder in mein Kämmerlein zog. Jetzt erschien Meyer, in der sichern Voraussetzung, ich hätte meine Danksagungsgeschäfte längst in's Reine gebracht, und war nicht wenig erstaunt, als ihm mein Name heftig entgegengerufen wurde! Nun räumte er, auch sehr unwillig das Feld, und nun wurde so heftig „der Verfasser“ begehrt, daß mir, schon halb ausgekleidet, nichts übrig blieb, als meine Blöße mit einem Mantel zu bedecken und den vorigen Weg noch einmal anzutreten. Alles war stumm, meiner Rede harrend. Da nahm sich ein mir übelwollender Spasvogel die Freiheit, mir in mein erstes Wort den Namen eines eben nicht beliebten Schauspielers, der gerade an diesem Abend unleidlich gespielt hatte, zuzuschreien. Hätte ich so viel Fassung gehabt, stehen zu bleiben und nur eine Sekunde zu warten, so würde ich gesehen haben, wie durch Handhabung der schnellsten Justiz, jener scherzhafte Gegner sehr ernsthaft zur Thür hinausgeworfen wurde. Diese Satisfaktion aber wartete ich nicht ab, sondern ging abermals ohne geredet zu haben, davon, diesmal mit dem festen Entschlusse, an diesem Abende nicht mehr vor's Publikum zu treten. Diesem Entschlusse blieb ich auch treu und ließ mich durch mehrere Boten, die mir von heftigem Tumult im Hause Kunde brachten, nicht be-

wegen, Folge zu leisten. Absichtlich zögerte ich nun bei'm Auskleiden und Abschminken, damit unterdessen sich die letzten Reste des Publikums verlaufen möchten. Nach einem Weilchen erhielt ich Besuch in meiner Garderobe. Einer meiner Leipziger Gönner und Freunde, Herr H. B. und ein, mir durch zufälliges Begegnen bekannt gewordener Student, fanden sich ein, die Absicht kund gebend, daß sie mich heim begleiten würden. Zwar erschien mir dieser Vorschlag befremdend und ich merkte wohl, daß irgend etwas sie dazu veranlaßt haben müsse, konnte jedoch nicht ahnen, was es war? Als wir aus dem Schauspielhause traten, sollt' es mir klar werden. Der große Platz vor dem Theatergebäude war von Menschen angefüllt, durch deren Reihen ich mit meinen Begleitern, langsamen Schrittes mir Bahn zu machen suchte. Die zunächst stehenden schienen meist Studenten zu seyn. Bei dem ernsten Schweigen, wie man es rings umher beobachtete, wollte mir fast bange werden und wenn ich auch gerade keinen persönlichen Angriff befürchten zu dürfen meinte, war mir doch sehr wohl, als wir meine Behausung, — ich wohnte nicht weit vom „Blumenberg" — unangefochten erreicht hatten. Die Fenster meiner Wohnung gingen nach dem Hofraum, wo nicht zu vernehmen war, was auf der Straße vorfiel. Dort saß ich mit den mich begleitenden Herren, Beide mit Fragen bestürmend, was die mich Erwartenden wohl eigentlich im Sinne gehabt haben könnten? Dem Austausch verschiedener Ansichten darüber, machte meine Wirthin ein Ende, welche aus ihren nach der Straße blickenden Zimmern zu mir herüber kam, mit ängstlicher

Hast berichtend, daß eine große, dicht gedrängte Menschenmenge vor dem Hause versammelt sey und daß kräftige Stimmen nach mir riefen. Jetzt blieb nichts mehr übrig, als den Verlangenden Rede zu stehen. Ich ergriff zwei Lichter, begab mich nach Vorn, ließ ein Fenster öffnen und zeigte mich dort, zwischen beiden Kerzen wie eine Gipsbüste bei einer Illumination, fragend, was man von mir begehre? „Die Worte wolle man hören, die auf der Bühne an das Publikum zu richten, ich verhindert worden sey!" Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und hielt meine Danksagungsrede in bester Form. Sobald ich geendet, erklang ein dreimaliger durch die blaue Sommernacht hallender Beifallruf und in demselben Augenblick zerstreute sich die Masse, ohne daß weiter eine Bemerkung oder eine Aeußerung des, zwischen die Schaar der Gebildeten gemischten Volkes zu vernehmen gewesen wäre! — Man denke sich einen Auftritt dieser Gattung in einer andern Stadt (vielleicht in Breslau oder Berlin?) und es wird keiner allzulebhaften Fantasie bedürfen, um die schlechten Witze zu hören, welche jede wohlmeinende Absicht übertönt haben würden! —

Das „Trauerspiel in Berlin," in welchem Dlle. Reimann (später verehelichte Mad. Dessoir), die für meine Frau geschriebene Rolle mit entschiedenem Glück darstellte, machte auch einen günstigen Eindruck.

Neu, für mich, war das einaktige Quodlibet: „Eines Schauspielers Morgenstunde," in welchem Monodrama ich einen Akteur vorstellte, der zur Erlernung einer ihm lästigen Rolle gezwungen, während seines Studiums immer von einer dramatischen Reminiscenz zur andern

springt und so einzelne Passagen aus Schiller, Göthe, Voltaire, Shakspere, Kleist und Calderon vorführt; eine Zusammenstellung die in Leipzig keinen bedeutenden Eindruck hervorbringen konnte, weil ich ihrer noch nicht vollkommen Herr geworden war, mit der ich aber später an andern Orten recht viel Glück machte.

Jedes schriftlichen Nachweises über jene Tage entbehrend, bin ich nicht mehr im Stande, wie ich mir auch den Kopf mit Nachsinnen zerbreche, anzugeben: ob ich in dem Schauspiele „der dumme Peter" die für Ludwig Devrient geschriebene Hauptrolle während meines Leipziger Gaspieles wirklich gespielt habe? Mein Gedächtniß, welches sonst lebhaft genug ist und sich manche für mich viel unwichtigere Ereignisse treu auszumalen vermag, verläßt mich hier vollkommen. Ein Beweis, daß ich, wenn es geschah, keinen großen Effekt durch dieses schwierige Wagstück, dem ich damals gewiß nicht gewachsen war, zu Tage gefördert haben kann. Denn was uns gelingt, und was als gelungen anerkannt wird, das pflegen wir nicht so leicht zu vergessen. Deshalb auch steht mit unauslöschlichen Zügen die Erinnerung an Leipzig und all' das Gute, welches mir dort zu Theil wurde in mir fest. Und wenn es sich nicht geziemen will, im Marktschreierton jene Familien aufzuzählen, die dem Wandrer gleich einer Heimath offen standen, so ist es doch vergönnt, der freisinnigen Heiterkeit Erwähnung zu thun, welche Kaufleute, Bürger, Literaten, Künstler und Musensöhne jeder Gattung zu einem großen, sich täglich durch bunten Wechsel erneuendem Kreise verband. Es giebt nur eine Stadt in Deutsch-

land, die Deutschland repräsentirt, nur eine Stadt, wo man vergessen darf, daran zu denken, ob man Hesse, Baier, Würtemberger, Preuße oder Sachse sey? Nur eine Stadt, wo weder hochweise Vornehmthumerei fürstlicher Beamten, noch kecke Zuversicht wohlgeschnürter Offiziere, noch Anmaßung adeligen Vollbluts oder (was fast noch schlimmer ist) bürgerlicher Patrizier, fühlbar wird! Nur eine Stadt, wo neben bedeutendem Reichthum des Handelstandes, dem die Wissenschaft glorreich zur Seite steht, auch Derjenige beachtet wird, der nichts besitzt, als seine Persönlichkeit! Nur eine Stadt, wo über einer, — nicht gänzlich abzulegenden Kleinstädterei, doch alle Vorzüge einer großen, ich möchte sagen: einer Weltstadt an's Licht treten! Diese eine Stadt ist, meiner individuellen Ansicht und meiner Erfahrung nach, Leipzig.

Und ein Undankbarer wäre ich, ein Bundbrüchiger und Treuloser, wenn ich hier leichtsinnig von diesem Aufenthalte eines glücklichen und beglückten Daseyns scheiden wollte, ohne jener Gesellschaft zu gedenken, die mich feierlich zu ihrem Mitgliede aufnahm, in der ich die reinsten Anklänge unserer Berliner „Baronie," des „Tollhauses" und der unsterblichen Wiener „Ludlamshöhle" aus ihren blühendsten Epochen, vereinigt fand. Jener Gesellschaft, von der ich nicht weiß, ob sie noch besteht? die aber im Herzen ihrer Glieder fortleben wird: die Gesellschaft der

„Biedermänner."

Der in Leipzig verlebte Monat knüpft an die damit für mich verbundenen menschlichen und künstlerischen Erlebnisse auch noch ein mir wichtig literarisches, von welchem ich, ist es mir gleich nicht vergönnt, mich vollständig darüber auszulassen, doch eine Andeutung zu geben habe. Jahre lang hatt' ich mich mit einer poetischen Arbeit beschäftigt, die trotz ihrer halb und halb dramatischen Form, der wirklichen Bühne fern und fremd bleiben sollte, ja mußte, die sogar der Publizität durch den Druck kaum fähig befunden werden konnte. Mehrmals schon war ich im Begriff gewesen, das dick angeschwollene Manuskript zu vernichten, immer wieder fehlte mir der Muth, das Erzeugniß fünfjähriger Musestunden den Flammen zu überantworten. Scheu gemacht durch die bedenkliche und Bedenken mancher Art erregende Kritik einiger ernsten Freunde, zog ich das Urtheil der verschiedensten Stimmen darüber ein: ob mein poetisches Ungeheuer leben oder sterben solle? So erhielten nach und nach Wilhelm Neumann, Chamisso, Eckermann, die Schopenhauer, Tieck, G. Schwab und durch letzteren indirekt auch Uhland, Einsicht in die als gefährlich bezeichneten Blätter und erst nachdem von allen Seiten der Ausspruch erfolgte, daß die allerdings vorhandene Monstruosität des Werkes, eine mehr tragische, objektive und (bei aller Freiheit der Form) sittliche als niedrig-frivole sey, entschloß ich mich, einen Verleger zu suchen, der durch Vermittelung eines Dritten gefunden wurde. Während ich in Leipzig verweilte, kam das Buch, als solches, in meine Hände. Lieber Gott, alle Besorgnisse, welche seinem Erscheinen vorangingen,

wären unnöthig gewesen! Kein Teufel hat Notiz davon genommen; fast spurlos ist es im Wust unzähliger deutscher „Krebse" untergegangen; und damit auch mir kein gediegenes Zeichen seiner Existenz verbleibe, hat jener Vermittler, das vom Verleger für mich bestimmte Honorar, nicht an mich gelangen zu lassen, für nützlich befunden. Wohl bekomm' es ihm!

Hamburg und Leipzig wären also glücklich überstanden gewesen; die Erwartungen die ich an mein Gastspiel geknüpft, hatten sich mehr oder minder bewährt und die Bahn zu einer größeren Kunstreise durch Deutschland, im Verein mit meiner Frau, (wenn in Berlin wirklich kein Ziel zu erreichen wäre) lag nun schon geöffnet vor meinen Blicken. Jetzt galt es noch, vor der Heimkehr nach Berlin, den mit München abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen. Schwer beladen durch die Masse von Büchern, ausgeschriebenen Rollen, Partituren und Orchesterstimmen, die ich nebst unzähligem, zum Theil unnützem Garderobenkram bei mir führte, gab ich meiner Abneigung gegen Schnellpostreisen willig nach und miethete mich und meine Koffer auf einem nach Nürnberg gehenden Lohnwagen ein, dessen Kutscher mir die Zusicherung machte, daß außer mir nur noch eine junge französische Dame mit ihm reisen werde und daß er sonst keinen Passagier mehr aufnehmen wolle. Er hielt sein Wort. An einem kühlen Septembermorgen fuhren wir, die Französin und ich, bequem und friedlich neben einander sitzend, ich meinerseits recht froh, wieder einmal

einige französische Sprach- und Sprechübungen treiben zu können, zum Thore hinaus.

„Als wir nun hinausge-(fahren)
Wo die letzten Häuser sind,"

ließ meine artige Begleiterin, nicht zufrieden mit dem Luftzuge der durch die offenen Fenster der Wagenthüre strömte, auch die vorderen Gläser herab und setzte meinem, bei sommerlicher Bekleidung sehr begreiflichem, Frösteln, so wie dem uns in's Gesicht dringenden Staubregen, die bittende Bemerkung entgegen: „j'aime beaucoup le grand air!!" worauf ich beistimmend mich verneigte und schrecklich fror. Lebhafte Conversation wünscht' ich, sie sollte mich erwärmen; auch kam eine solche bald in Gang; die Dame sprach mir von ihrem Aufenthalte in Leipzig, von ihrer Reise nach Paris, von ihrer künftigen Bestimmung nach Stuttgardt, Alles dies mit fesselnder Lebendigkeit, und ich begann, daß ich klapperte zu vergessen; — da auf einmal unterbrach sie den Fluß ihrer Rede mit einem aus verblichenen Lippen dringenden: „pardon, Monsieur!" Und im nächsten Augenblick war mir ihr Antlitz entzogen, ihr Kopf suchte das Freie — und ich entdeckte, daß mir eine Reisegefährtin zu Theil geworden, welche an derjenigen Art von Seekrankheit litt, die jede Kunststraße mit dem Weltmeer und jeden in Federn hängenden Wagen mit einem Schiffe verwechselt. Doch half le grand air nichts, durchaus nichts. Sie blieb nur verschont, wenn sie ihre Füße auf den Erdboden bringen konnte. So wie der Wagen schwankte, mußte die Arme unterliegen. Vier oder fünf Tage, — denn so lange dauerte die Schnecken-

fahrt bis Nürnberg — wurden mir dadurch verbittert, um so mehr, da ich der gebildeten und wohlerzogenen Erzieherin und ihren Qualen, das aufrichtigste Mitleid nicht versagen, daneben aber auch, bei Anschauung ihrer stets wiederkehrenden Leiden, einer gewissen Wahlverwandtschaft kaum Meister werden konnte, die sich besonders dann verspüren ließ, wenn ich ihr bei'm Essen gegenüber saß und mir im Geiste ausmalte, wie wenig von den genossenen Speisen ihr als Eigenthum verbleiben würde. Einmal, wo uns der Wirth, neben andern Gerichten, auch eine Forelle von seltener Schönheit zur Auswahl stellte, nahm ich mir die Freiheit, meiner Begleiterin anzudeuten, daß es doch reine Verschwendung seyn würde, wolle sie sich dieses ausgezeichneten Exemplares, auch nur zur Hälfte, bemächtigen; ich bat sie geradezu, den Leckerbissen uneingeschränkt mir zu überlassen, der ich ihn nicht blos nach seinem Werthe zu schätzen, sondern auch für mein Inneres vortheilhafter zu verwenden hoffen dürfe! Diese meine Offenheit siegte über ihre verschämte Verlegenheit; wir lachten aus vollem Herzen und von nun an genirten wir uns nicht mehr, ehrlich über ihren Zustand und über die Möglichkeit eines hilfreichen Mittels dagegen, mit einander zu sprechen. Ich gerieth endlich in Erinnerung an meine Harburger Zitronenexpedition, auf einen herzhaften kalten Punsch. Ein solcher wurde gebraut und während der letzten Tagereise schluckweise benützt. Er zeigte sich nützlich, half das Uebel beinah' gänzlich überwinden und sey hiermit Land-See-Kranken bestens empfohlen.

Nürnberg, wo ich einige Tage verweilte, machte

wohl einen tiefen Eindruck auf mich, in seiner altdeutschen Eigenthümlichkeit, doch störte mich der Contrast, welchen der moderne Zuschnitt jetziger Regierungsformen, mit den rings-umher auftauchenden Bildern der Vorzeit veranlaßt, sehr unangenehm. Die Königl. Baierische Wachtparade mit ihrer wohlbesetzten, italienische Opernarien spielenden Militairmusik, schien mir nirgend hin weniger zu passen, als in die freie Reichsstadt, die Wiege fürstlich mächtigen Handels, reicher Industrie, ehrwürdiger Kunst und stolzesten Bürgerthumes. Ich konnte nicht um die Spaziergänge wandern, konnte den blassen Mond nicht über tiefe Stadtgräben und graue Waffenthürme seine zitternden Strahlen werfen seh'n, ohne mich in wehmüthige Träume zu versenken, denen die Gegenwart so schroff entgegensteht. Ihr alte Ehepaare, die ihr in verwitterten, öden Häusern, von einem grauen Diener schweigend gepflegt, Geistern ähnlich, still und zurückgezogen weilt, von der Verbindung mit der Außenwelt schier abgeschnitten, ihr, deren Väter sich und andern Gesetze g a b e n; — ihr empfangt sie jetzt aus einer Residenz und seyd Bewohner einer Provinzstadt!? — Man zeigte mir einige Gebäude von vornehmen, langsam hin- und aussterbenden Familien bewohnt; — nicht um die Welt hätt' ich des Nachts den glänzenden Messinghammer an der Pforte in Bewegung setzen mögen, aus Furcht, ein verblichenes Haupt mir entgegenblicken zu sehen und das stolze Wort zu vernehmen: „Frecher Fremdling, störe nicht die Ruhe der Todten!" Dennoch konnt' ich der Lockung nicht widerstehen, einen jener Wartthürme an der Mauer zu besuchen,

in welchem der durch seine Verbindung mit Caspar Hauser bekannte Prof. Daumer wohnte. Ich fand diesen liebenswürdigen sanften Mann sehr leidend, doch gaben er und seine Mutter und Schwester meinen zudringlichen Fragen über den räthselhaften Sohn der Unterwelt, die gütigste Auskunft, die mich denn, daß ich die Wahrheit gestehe, immer fester in der (durch keine seitdem erschienene Schrift widerlegten) Ansicht befestigte, daß Caspar Hauser keineswegs der engelreine Dulder gewesen, zu dem mythische Tradition ihn gemacht. Wie weit seine Absicht, oder seine Schuld bei der Täuschung Anderer gegangen ist? das zu entscheiden dürfte kein Sterblicher wagen; aber daß er seine Umgebungen und sich mit ihnen getäuscht, daß er durch die poetische, leichtgläubige Fantasie Vieler, die mit ihm in Berührung kamen, sich selbst in ein Gewebe unhaltbarer Mährchen hineinreden und zuletzt keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe von Fabeln mehr finden konnte, — darauf möcht' ich schwören.

Einen Jugend- und Schulfreund, den wackern, redlichen Wilhelm Mönnich, als Rektor eines Gymnasiums angestellt, fand ich in Nürnberg und stand ihm, mit dem ich auf einer Schulbank gesessen, mit dem ich als freiwilliger Jäger gedient, jetzt ziemlich verdutzt gegenüber, wo er als Monarch einer gelehrten Anstalt, mich, den ungerathenen Mitschüler, als Vagabunden bei sich empfing.

Die Fahrt von Nürnberg nach München ging trotz schlechten Wetters heiter genug von statten; ein ruhiger, freundlicher und umgänglicher Mann, ein Lehrer, wenn

ich mich nicht täusche, und ein Münchener Studiosus, Baron St., bildeten nebst mir den Inhalt der schlechten Kutsche. Der Erstere schwieg viel, der Letztere und ich sprachen desto mehr und wurden sehr bald vertraute und lustige Reisegenossen. Was ich in diesen Gesprächen vorläufig über Münchener Theaterzustände vernahm, lautete nicht allzu erfreulich. Auch dort, wie bei den meisten Hoftheatern, schienen Kabalen schlimmster Gattung sich entgegen zu wirken und Herr v. Küstner, der diese größere Residenz mit unserm Darmstadt vertauscht hatte, sollte, wie ich erfuhr, anfänglich auch nicht auf Rosen wandeln. Auch dort fehlte es nicht an Ureinwohnern, die den übers Meer berufenen Pflanzer wie einen feindseeligen Eindringling betrachteten, welcher die Ruhe ihrer Wälder stören und ihren antiquirten Grundbesitz anfechten wolle. Ich sah im Voraus, daß ich in München (wenn auch nur als Gast und folglich transitorisch) ganz demselben Zwiespalt verfallen müsse, wie einst in Darmstadt. Denn für mich, dem Küstners Wohlwollen das Gastspiel gestattet hatte, konnte keine Wahl bleiben, zwischen ihm und den einflußreichen, ihm zu jener Zeit feindseelig entgegenstehenden Regisseurs: Eßlair, Vespermann u. A., die ihm in's Angesicht ergebenste Diener, hinter seinem Rücken jedoch ergrimmte, keine Waffe verschmähende Gegner und Todfeinde waren.

Ich bin genöthigt, durch eine mir selbst auferlegte Pflicht verbunden, von dem Eindruck den München und sein Theater im Allgemeinen auf mich gemacht, zu schweigen. Gestehen darf ich, daß er kein günstiger war. Aber eine Auseinandersetzung dieses Geständnisses bleibt

mir versagt. Dies zwar aus höchst einfachem Grunde. Es ist mir in München nicht besonders ergangen. Ich habe weder als Autor, noch als Schauspieler die Anerkennung gefunden, die ich erstrebte, und Berichte über Orte, wo wir uns nicht gefielen, — vielleicht nur deshalb weil wir nicht gefielen, — müssen, mögen sie auch im besten Willen der Unpartheilichkeit abgefaßt werden, zuletzt dennoch den Eindruck bitterer Partheilichkeit hinterlassen. Man mag sich wenden und drehen wie man will, viele Leser würden sagen: „der Aerger über sein Schicksal blickt durch!" deshalb will ich mich kurzer, wahrheitsliebender Erzählung des Vorgefallenen befleißigen.

Mein erster Auftritt war in „Lorbeerbaum und Bettelstab." Schon in der Probe gab es, mich verletzende Widersprüche. Die Mitglieder der königl. Kapelle erklärten die von Julius Rietz komponirte Musik für verworren und unausführbar; meine bescheidene Einwendung, daß diese Komposition in Berlin, Hamburg und Leipzig ohne Anstoß gespielt worden sey, fand keine Beachtung. Ouvertüre und Entreakts wurden bei Seite geworfen; mit Mühe nur konnt' ich die melodramatische Begleitung einiger Scenen retten.

Die Besetzung der Rollen war, eins der ersten Hoftheater Deutschlands im Auge, höchst mangelhaft. Nur Forst, als Chevalier, durfte gut genannt werden. Doch ging das Ganze rund und war fleißig studirt. Das Publikum zeigte vom Anfange schon keine Theilnahme: Kalt und wirkungslos gingen die Stellen vorüber, denen man bisher Regungen des Mitgefühls nicht versagt.

Die eingestreuten Lieder brachten Befremdung und Erstaunen hervor, ohne Anklang zu finden. Als aber im letzten Akte diejenigen Schauspieler, die man nur in jugendlichen Rollen zu erblicken gewöhnt war, um zwanzig Jahre älter, mit grauen Perücken erschienen, fand man diesen Abstand so komisch und ergötzlich, daß es lustiger im Hause herging, wie nur jemals in einer Posse. Unter lautem und frohen Gelächter brachten wir das Ende heran, so daß es mich nicht wenig in Erstaunen setzte, trotz dieser wahrlich nicht beabsichtigten Wirkung, dennoch das herkömmliche Almosen des Hervorrufs mir zugeworfen zu hören.

Wohl machte sich, nicht nur während der Darstellung, sondern auch am nächsten Tage durch einige Zuschriften und Besuche, die Aeußerung einer andern Ansicht kund, welche meiner Dichtung günstig schien, aber doch nicht verschwieg, daß der Eintritt der Musik und des Liedes in einem rezitirenden Drama, hier am Orte allzu ungewöhnlich sey und auch Diejenigen irre gemacht habe, die sonst geneigt und fähig gewesen wären, für einen am Erden-Leben untergehenden Dichter einige Sympathie zu zeigen.

Die zweite Aufführung des nämlichen Stückes fand vor leerem Hause und wenn auch ohne Störung, doch auch ohne lebhaften Beifall Statt.

Sein Todesurtheil für München war mittlerweile schwarz auf weiß, von scharfer Feder geschrieben, im Druck publizirt worden, mit einem Namen unterzeichnet, der in der Theaterkritik des Tages zu wirken pflegte, wie im Ziegler'schen Schauspiele „Partheiwuth" der

Name des „guten alten Gottlieb Koke" zu wirken gewöhnt ist.

Saphir gab in München, wohin er nach manchem Kreutz- und Queerzuge gedrungen, eine Zeitschrift heraus. Unsern letzten Berliner Zwiespalt im Gedächtniß, hatte ich vermieden, ihm zu begegnen, ja, was noch schlimmer, — und was sogar mehr als unklug, was abgeschmackt und eitel von mir war, — als ich ihn gleich nach meiner Ankunft auf einer Promenade mir entgegen kommen sah, hatte ich durch laute, an meine Begleiter gerichtete Aeußerungen ihn absichtlich verletzt. Er hätte nicht ein Journalist, hätte nicht er seyn, und mein Stück (von dem ich wahrhaftig nicht gering denke, über welches ich aber auch ein vollkommen unbefangenes Urtheil bewahre), hätte nicht so viel verwundbare Seiten darbieten müssen, als es thut, wenn er nicht für sein Blatt reichen Stoff und üppige Nahrung zur Belustigung seiner Leser hätte daraus saugen sollen und wollen. Ich habe jene mir und meinen Gastrollen gewidmeten Aufsätze Saphir's nicht vor Augen bekommen. Da es aber nie und nirgend an charmanten Leuten fehlt, die sich befleißigen, Einem unter der Maske ergrimmter Freundschaft das Uebelste eiligst mitzutheilen, so ist, was ich den Augen entzog, meinen Ohren nicht geschenkt geblieben. Ich habe erfahren, daß er mich fürchterlich mitgenommen, und seine Kritiken sollen dabei sehr ergötzlich gewesen seyn.

„Hanns Jürge," der einmal vor einem großen Ballet, und dann einmal nach den ersten Scenen des Göthe'schen Faust gegeben wurde, sprach schon mehr

an und brachte einige solide Applause hervor. Die Scenen aus Faust, von etlichen Punkten des Hauses, namentlich aus den Logen, beifällig anerkannt, konnten mir eine andere, in Mitten des Parterre's aufgestellte Parthei nicht versöhnen; ich vernahm das Zischen derselben deutlich und hell.

Die fünfte Rolle war die des „Wallheim in Lenore." Zu diesem, wegen seiner Preußischen Färbung in Baiern am wenigsten passenden Stücke, hatte ich in einer Art von resignirenden Gleichgültigkeit gegriffen. Es war in München noch nicht aufgeführt und da es von all' meinen Arbeiten am Passend'sten zu besetzen, ohnedies schon zur dereinstigen Aufführung designirt war, so ließ ich mir die Wahl für's Benefiz gefallen, nicht ohne den jesuitischen Hinterhalt, bei (mir sehr wahrscheinlichem) Fiasko sagen zu können: „es ist wegen seiner Preußischen Anklänge ungünstig aufgenommen worden!" Und so täuscht man sich: gerade Lenore gefiel am Meisten und ich drang mit meinem alten Husaren tiefer, als mit den übrigen Stücken, durch die Feinde! An diesem Abende ließ ich mich von krankhafter Stimmung, langverhaltenem Groll und zu meiner Entschuldigung sey es hinzugefügt, von Aufregung, wie sie einer das Gemüth angreifenden Rolle immer folgt, zu einer großen Unschicklichkeit verleiten. Ich sagte, ohne zu berücksichtigen, daß die Königl. Loge gleichsam auf der Bühne liegt, bei'm Hervorrufen am Schlusse des Stückes mit ziemlich starken Worten: daß mich die unbefangene und nicht irre zu leitende Gerechtigkeit eines nachsichtigen Publi-

kums, reichlich entschädige für jeden boshaften Angriff*), des feindseeligsten Gegners." Kaum war diese, für meine Stellung und eine Hofbühne so unpassende Aeußerung gethan, als ich auch, schon zu spät, die Uebereilung bereute; weder die Wirkung welche dadurch auf einen Theil des Publikums hervorgebracht wurde, noch die zweideutige Freude, die einige Mitglieder des Theaters kund zu geben sich bemühten, konnte mich überreden, daß ich eine Heldenthat verübt. Alle Vernünftigen, auch die mir Wohlgesinnten, tadelten, was ich selbst mißbilligen mußte.

Zur Entschädigung für die Leiden, die ein kritischer Gegner mir bereitet, war mir doch, — außer den ziemlich unpartheiischen und Tadel mit Lob anmuthig verzuckernden kleinen Blättern, — auch ein kritischer und literarischer Freund für München zugedacht; ein Freund, dem ich seit meinem Uebergang in die Breslauer Jünglingsjahre und aus denselben, nicht begegnet war; ein Freund, der sich seitdem durch vielgelungene literarische Bestrebungen empor gearbeitet, und mir sowohl seine alte herzliche Gesinnung, als sich selbst den unverwüstlichen Humor bewahrt hatte, welcher ihn zum geselligsten umgänglichsten Genossen macht. August Lewald gab in München eine sauber geschriebene, umsichtig redigirte,

*) Als ich ein Jahr nachher mit Herrn Saphir in Wien über unser Verhältniß und auch über jenen Abend sprach, meinte er: ich habe Sie oft und lange angegriffen; Sie aber haben mir die ganze Schuld auf einem Brette ausbezahlt.

aber für weitere Verbreitung viel zu mäßig gehaltene Theaterzeitschrift heraus.

Daß er in dieser vielleicht günstiger von meinen Leistungen sprach, als er gesprochen haben dürfte, wär' ich ihm ein ganz fremder Mensch gewesen? Wer konnte es leugnen?? Wer will es tadeln?? Das ist eben so natürlich, als daß Saphir's Tadel, hätten wir uns nie gekannt, minder scharf ausgefallen seyn würde. Auch mußte ich, bei etwaigen Extravaganzen von beiden Seiten, was den Einfluß auf mein Münchener Gastspiel betrifft, immer den Kürzeren ziehen. Denn Lewald's freundschaftliche, bevorwortende Urtheile und Ausmalungen meines Bestrebens, kamen nur einem kleinen Kreise gebildeter Leser zur Kenntniß, während Saphir's Schattenrisse in aller Welt Händen waren und Karrikaturen gleich, viel belacht wurden.

Es blieb folglich eine Wiederholung der „Lenore" mein sechster und letzter Auftritt, ohne daß ich zu anderen Rollen aufgefordert worden wäre; mit dem halben Dutzend schloß mein Gastspiel in Baiern's Königlicher Residenz. Ich war nicht traurig, daß es zu Ende ging. Auch soll ich — wie mein Reisegefährte, Baron St., mich versicherte — am letzten Abend, bei'm Hervorrufen und Danksagen, mich in einer Weise ausgedrückt haben, welche den Zustand meines Innern, mehr als es sonst auf der Bühne Brauch ist, enthüllte. Das mag leicht möglich seyn. Es giebt überhaupt nichts Schwierigeres, als in solchen kurzen Anreden, klar und natürlich, dasjenige zusammenzufassen, was man aussprechen will;

gewöhnlich läuft die Zunge davon und man verirrt sich in dunklen Perioden.

War, wie oben zu lesen, mein theatralischer Erfolg kein glänzender, so entbehrte doch der Aufenthalt in München jener Annehmlichkeiten nicht, welche Bekanntschaft und Umgang mit ausgezeichneten Personen verleihen mögen. Durch Baron St. wurde ich im Hause seines Oheim's, des vielgereiseten Professor v. Martius eingeführt, bei dem ich noch verschiedene berühmte Gelehrte, als: Ringseis, Thiersch und A. sah. Der Generalintendant der Königl. Schauspiele ließ es mich nicht entgelten, daß mein Gastspiel der Kasse nicht gewährt, was wir davon gehofft hatten, behandelte mich vielmehr eben so artig und gastfreundlich, als er nur den berühmtesten und einträglichsten Reise-Mimen hätte behandeln können. Lewald zeigte sich, unverändert, wie er in Breslau gewesen; wir waren täglich zusammen, und ich lachte bei ihm, mit ihm, über ihn, Alles Trübe weg, was mich umhüllen und mir den heitern Sinn darnieder drücken wollte. —

Sophia Schröder hatte, vom ersten Tage meiner Anwesenheit, voll von jener treuherzigen, vertraulichen, oft im Theatervölkchen lebenden Natürlichkeit, mir angeboten, daß ich oft in ihr Haus kommen, daß ich es ohne Zwang und Rücksichten, wie das meinige betrachten dürfe; daß man mich nicht wie einen Fremden behandeln, vielmehr wie einen alten Freund anschauen wollte. Mit jenem seelenvollen Antheil, der nur wahren Künstlernaturen eigen ist, der sie schmückt und durch seinen Schmuck gar manchen irdischen Makel deckt und aus-

gleicht, verfolgte die große Künstlerin meine theatralischen Bemühungen. Sie wußte so lehrreich in jedem Irrthum, so freundschaftlich in jedes Gelingen einzugehen; sie fühlte so theilnehmend mit, was mich verletzen konnte! Und sie erhob mich und die oft erlöschende, vor tausend Zweifeln sinkende Liebe zur dramatischen Kunst, so gewaltig durch einige ihrer mächtigsten Rollen, in denen noch die volle geistige Kraft ihrer besten Epoche nachwirkte, zu so freudiger Begeisterung, daß ich einigemale, wenn ich nach dem Schauspiel an ihrem kleinen Tische saß, die Persönlichkeit der schlichten Hausfrau, der bürgerlich-einfachen schon bejahrten Freundin, mit jener tragischen Heroine, die mich auf den Brettern entzückt oder mir das Haar zu Berge getrieben, kaum vereinbaren konnte.

Eben so herzlich, eben so gastfrei und kollegialisch, benahm sich Charlotte Birch-Pfeifer gegen mich. Diese reichbegabte Frau privatisirte damals, ohne bei der Bühne angestellt zu seyn, in München und schrieb fleißig neue Stücke. Einige derselben, die sie mir Scenenweise vorlas, sah ich entstehen und mußte, — obschon ich selbst aus eigener Erfahrung einen Begriff davon habe, was schnell arbeiten heißt, — zweifelnd staunen über die energische Rapidität, mit welcher sie, ihren Stoff beherrschend, in einigen wenigen Tagen zu Papiere brachte, was immer Hand und Fuß hatte und so ausgerüstet, bald nachher seinen Weg über alle Theater fand. Ich weiß sehr wohl, wie es bräuchlich und literarisch-modern ist, mit kritisch-erhabenem Naserümpfen über die Dramen dieser Verfasserin den Stab zu brechen.

Das aber kann mich nicht hindern, meine Gedanken darüber laut werden zu lassen. Ich kenne manche ihrer Stücke gar nicht. Namentlich sind einige neuere, deren Dramatisirung sich an den Gang gewisser allgelesener Romane knüpfen soll (Thomas Thyrnau z. B.) mir fremd geblieben. Doch von denen, die ich kenne, die ich häufig an den verschiedensten Orten aufführen sah, deren allgemeine Wirkung ich, wie an mir selbst, so auch an den mich umgebenden Hunderten und Tausenden erlebte, weiß ich genug, um ganz entschiedenes Talent, Reichthum der Ideen, blühende Phantasie, charakteristische Sprache und Beherrschung der theatralischen Form darin zu schätzen. Mögen berufene und gediegene Kritiker mit strengem Ernst diese, für das tägliche Bühnenbedürfniß gelieferten und zunächst durch resolute Praxis lebendig gewordenen Erzeugnisse, belehrend tadeln; mögen sie besonders mit unterrichtendem Scharfsinn auseinandersetzen, inwiefern das novellistische und epische Element darin nicht hinreichend verarbeitet worden, um kunstgerecht im dramatischen aufzugehen — eine Analyse, die sogar manchem Schauspiel des ewigen Briten gefährlich werden dürfte und zu deren Ausübung etwas mehr gehört, als heutzutage die meisten Rezensenten mitbringen! — das will ich mir ja gern gefallen lassen und dazu wird auch Frau Charlotte selbst in Demuth still halten müssen. Aber wenn jeder Laffe, der vom innern Bau und von äußerer Ausführung eines Theaterstückes so viel gelernt hat, als der Maulwurf von der Uhrmacherkunst, zum Ritter an ihr werden will, wenn Menschen, die in's Rezensententhum hineintölpeln, weil

sie nichts Vernünftiges hervorzubringen vermögen und doch gern Schriftsteller spielen möchten, sich das Ansehn geben, als wüßten sie, als wären sie fähig, darzuthun, worin es sitzt, daß „Pfefferrösel" und „Käthchen von Heilbronn" aus verschiedenen Regionen stammen. — Da wollt' ich doch gleich, sie selber wären, wo der Pfeffer wächst! Ich muß mich hier, wider Willen, an den Aufsatz eines solchen „Richters" erinnern, der ein Birch-Pfeiffersches Schauspiel mit Indignation abfertigte und förmlich ergrimmt schien, seine Schwanenfeder zu dieser vernichtenden Kritik entweihen zu müssen; und dabei muß ich dann, eben so widerwillig, an ein Drama denken, welches jener erhabene Richter geschrieben und welches mir durch Ungunst des Schicksals, um überlesen zu werden, in die Hand kam. O mein Himmel! wie hoch, wie poetisch, wie vortrefflich nimmt sich die schwächste Scene im schwächsten Birch-Pfeiffer'schen Stück, gegen das gemeine, dumme, langweilige Produkt des kritisirenden Nichtskönners aus! — Beobachtung hat mich gelehrt, daß fast alle Schriftsteller welchen Gott eigenes Talent verlieh, mild, beschwichtigend, belehrend tadeln, daß hingegen alle Talentlosen roh, vernichtend, unbegründet rezensiren, das Kind gewöhnlich mit dem Bade verschüttend. Und täglich bestätigt sich aufs Neue: Tadeln und Schimpfen sey leichter und bequemer, als Erfinden und Schaffen.

Kurz vor meinem Abgange von München hatte ich noch die Freude, mit Berliner Freunden, unter diesen: Wilibald Alexis, die von einer größeren Reise zurück-

kehrten, zusammen zu treffen. Wir gingen dann, nachdem wir im Vereine mehrere Tage den Münchener Kunstschätzen gewidmet, mit einander bis Hof, wo jene den geradesten Weg nach Berlin nahmen, ich jedoch die Richtung über Dresden einschlug, in keiner andern Absicht, als meinem Gönner Tieck vorzuführen, was ich seit unserem letzten Ersehen an neuen dramatischen Arbeiten geliefert. Nicht nur die größeren, ernsten Versuche, auch die kleinen Farcen gewannen sich seinen und seiner Umgebungen Beifall. Jene aus den Trümmern der „Droschke" zusammengesetzte Posse „der berliner Droschkenkutscher," die in Hamburg, wie gütig man sonst gegen mich war, nur eben so durchschlüpfen konnte, erregte in Tieck's geweihten Hallen und bei den dort Versammelten, Exklusiven, solch' homerisches Gelächter, daß ich sie an ein- und demselben Abende zweimal hintereinander vorlesen mußte! Auch einige Liederscherze wurden gern gehört. Vielleicht ist die Weise in der ich diese leichte, bei uns Deutschen so wenig kultivirte Gattung, nach meiner eigenen Erfindung lebendig vorzutragen suche, nur mir angehörig? Ohne Werth darauf zu legen, ohne mir ein höheres Verdienst dabei zusprechen zu wollen, als jenes harmloser geselliger Unterhaltung, hab' ich doch bisher noch keinen andern Menschen gefunden, der es der Mühe werth gefunden hätte, solch' subordinirtes Talent an sich auszubilden; und daher mocht' es denn auch kommen, daß ein vornehmer Mann, nachdem er zufällig an einem meiner Leseabende bei Tieck zugegen gewesen, des andern Tages mir den Antrag machte, er wolle mich bei Hofe vorstellen und

veranlassen, daß ich den Höchsten Herrschaften eine Probe des von ihm protegirten Genre's ablegen dürfe. Eine solche Soirée wäre mir, wegen ihres nachwirkenden Einflusses auf etwaige künftige theatralische Pläne, gewiß sehr angenehm und ersprießlich gewesen. Ich aber zog es vor, dem gutgemeinten Anerbieten durch schleunige Abreise mich zu entziehen, nur aus dem Grunde, weil ich befürchtete, Tieck werde diesen Eingriff in seine anerkannten Dresd'ner Vorleserrechte nicht gern sehen: aus welchem Grunde ich auch, mancherlei früher an mich ergangene Einladungen, in Dresden mit öffentlichen Vorlesungen aufzutreten, stets unbenützt gelassen. Ich erwähne dies nur als einen Beweis uneigennütziger Anhänglichkeit für den mir freundlichen Meister, von dem ich viel gelernt, und hoffe, Niemand werde so böswillig und albern seyn, aus dieser meiner Erklärung heraus zu buchstabiren, daß ich etwas Anderes dabei im Sinne gehabt, als bescheidene Selbsterkenntniß.

Das Jahr **1833** ging seinem Schlusse entgegen, wie ich in Berlin bei den Meinigen wieder eintraf. Im Ganzen war meine Kunstreise glücklich gewesen; ich brachte die Ueberzeugung mit mir heim, daß ich und meine Stücke sich Gönner und Freunde in der Fremde gewonnen! War ich so sehr zu tadeln, wenn, auf diese Ueberzeugung gestützt, immer der Gedanke wieder auflebte: was ich außerhalb Berlin errungen, werde mir in Berlin doch endlich noch einmal zu Gute kommen? Trotz allen vor einem halben Jahre sich erhebenden Schwierigkeiten?

In sechs Monaten kann sich ja Vieles ändern!

Vielleicht auch dachte ich, nun schon kühner geworden, gar an eine Verbindung mit dem Königl. Hoftheater? Wenn du nach längerer Abwesenheit und damit unvermeidlich verbundner Entbehrung vieler häuslichen Annehmlichkeiten, wieder in Deine stille, freundliche Wohnung tritt'st, von Weib und Kind zärtlich begrüßt; wenn Du, lebhaft erzählend, unter liebenden Zuhörern sitzest, zur trauten Winter-Abend-Stunde, die Räume betrachtend, wo Du mit redlichem Fleiße und beglükkendem Streben gewirkt; wenn Erinnerung an längst- und jüngstvergangene Tage Dich als Göttin vom kleinen Hausaltare begrüßt, sammt ihren Schmerzen und wehmüthigen Freuden; — sollte nicht in einem Winkelchen Deines Zimmers die Hoffnung Platz finden und mit lächelndem Munde Dir zulispeln dürfen: „ich bin auch noch da?"

Ende des fünften Bandes.

Druck von Eduard Klein in Breslau.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holtei, Karl <<von>>,

Vierzig Jahre

Bd.: 5

Berlin (1845)

Biogr. 535 e-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063878-4